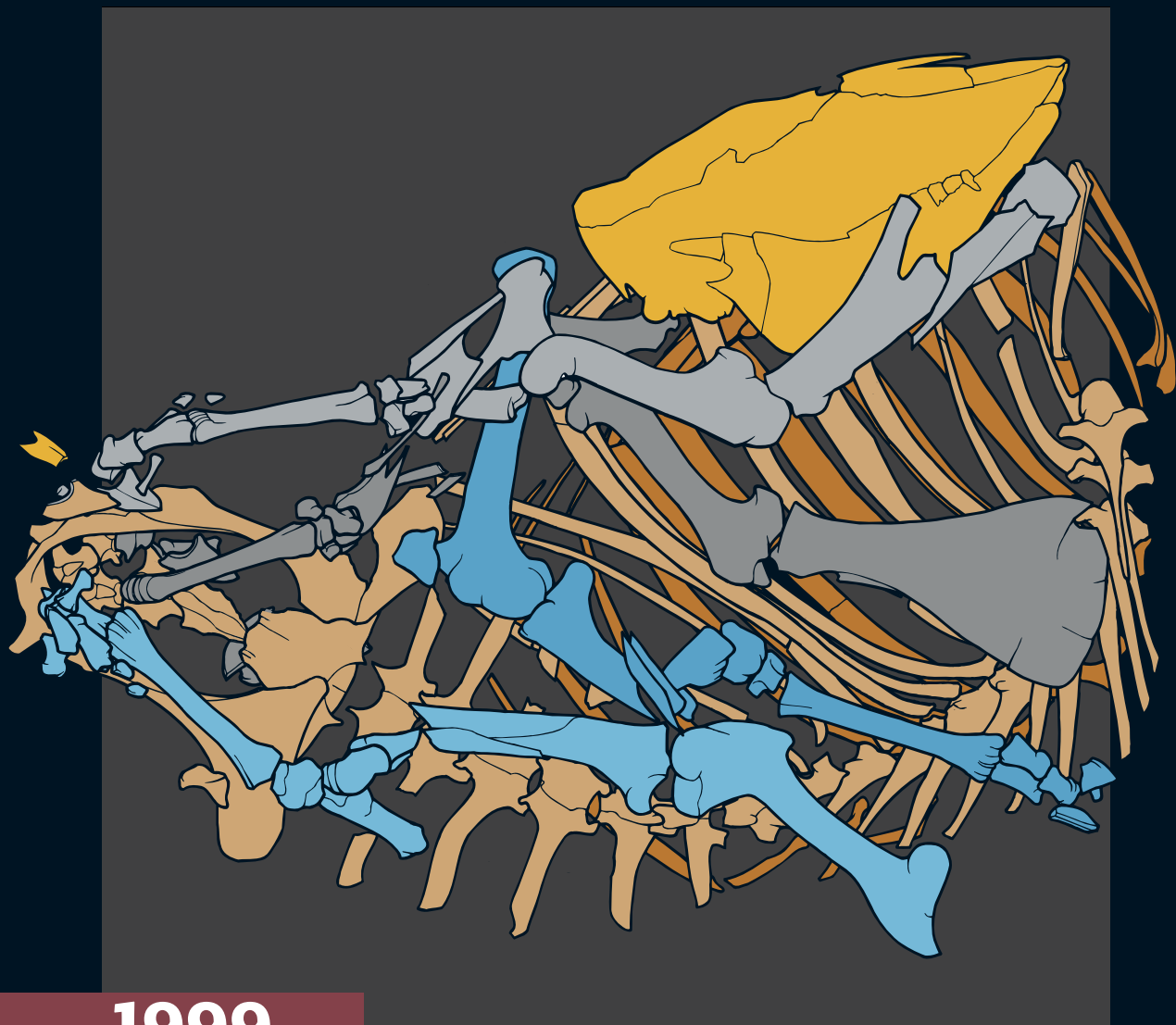


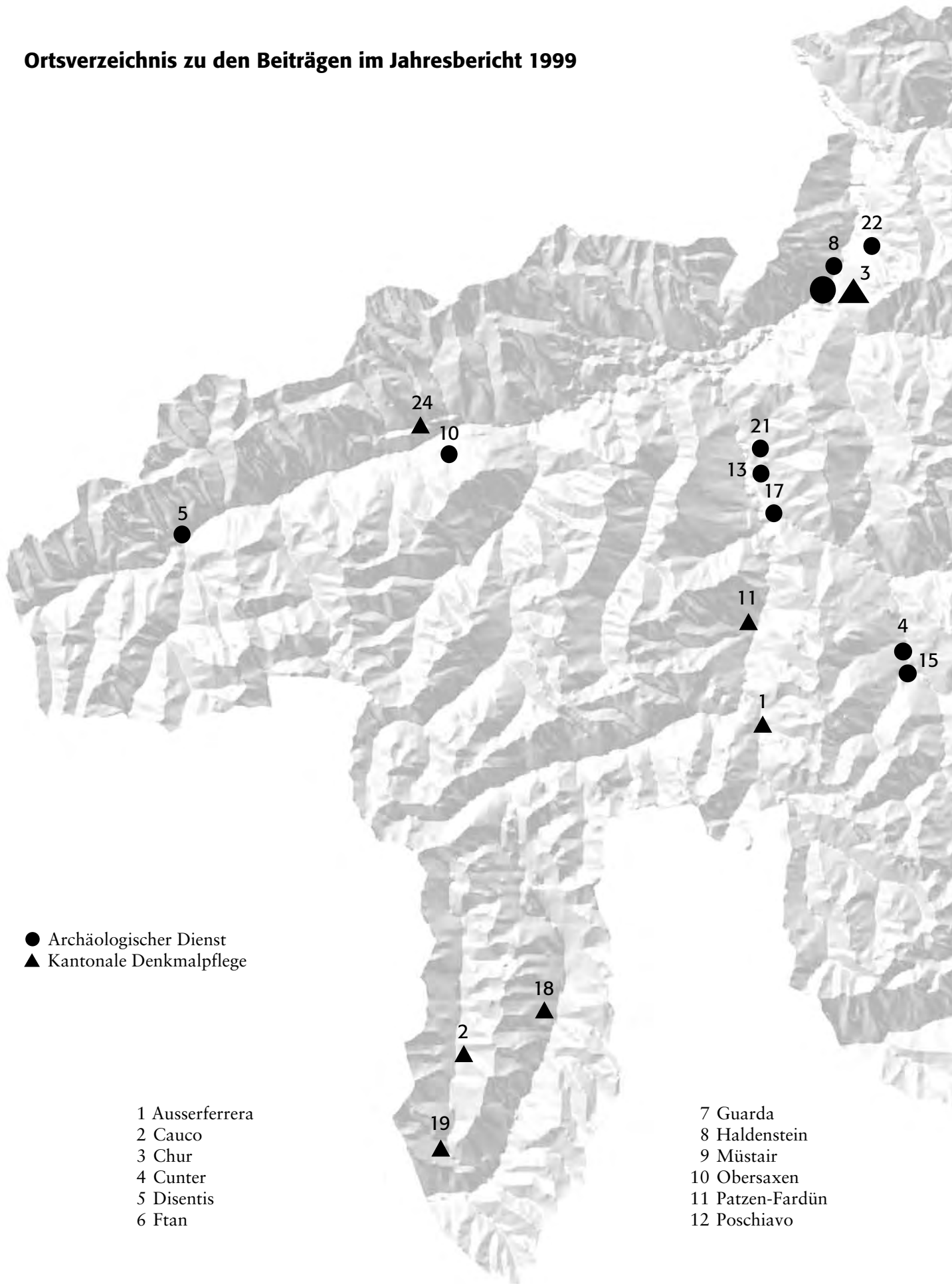
Archäologischer Dienst Graubünden Denkmalpflege Graubünden

Jahresberichte



1999

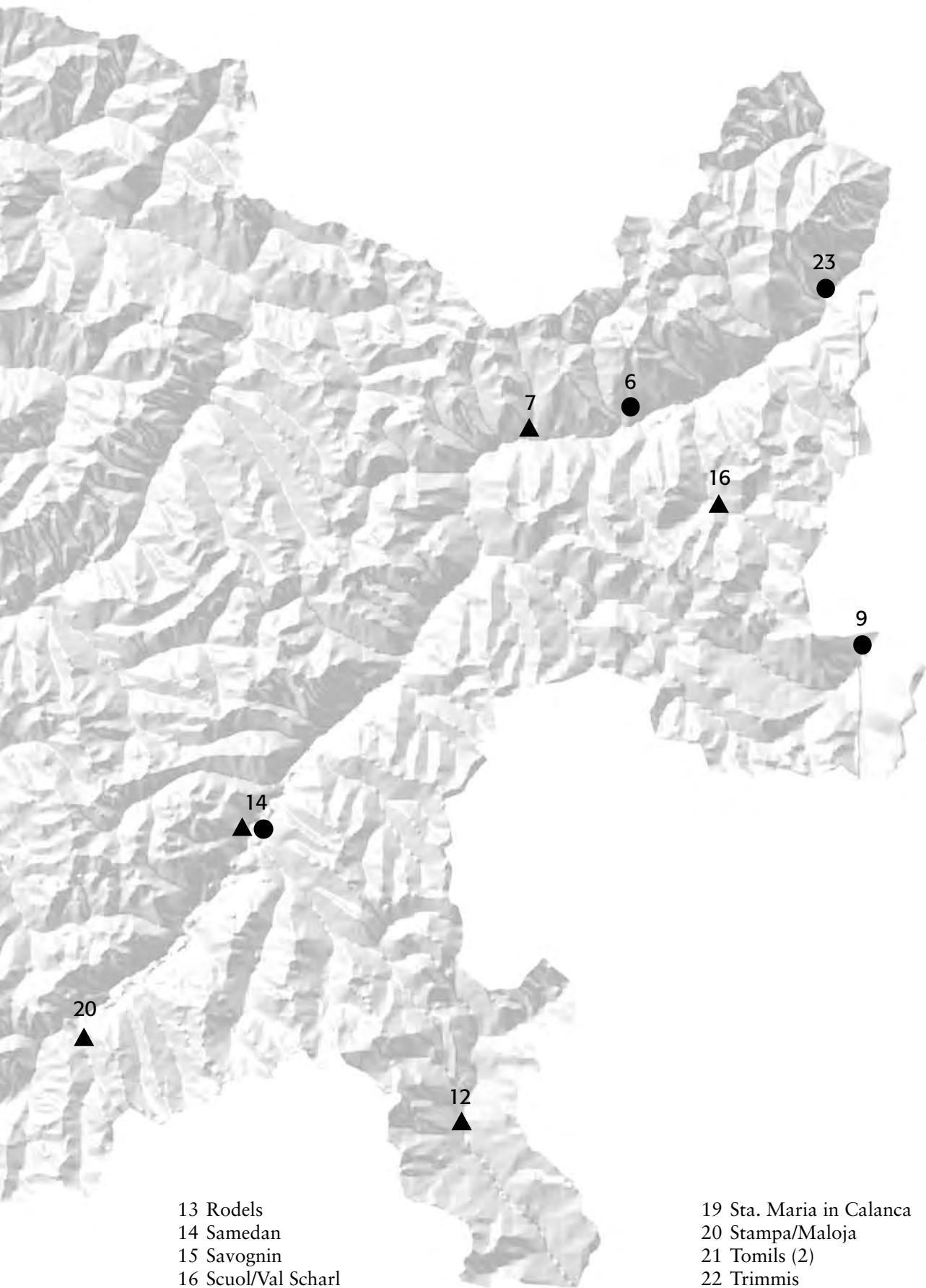
Ortsverzeichnis zu den Beiträgen im Jahresbericht 1999



- Archäologischer Dienst
- ▲ Kantonale Denkmalpflege

- 1 Ausserferrera
- 2 Cauco
- 3 Chur
- 4 Cunter
- 5 Disentis
- 6 Ftan

- 7 Guarda
- 8 Haldenstein
- 9 Müstair
- 10 Obersaxen
- 11 Patzen-Fardün
- 12 Poschiavo



- 13 Rodels
- 14 Samedan
- 15 Savognin
- 16 Scuol/Val Scharl
- 17 Sils i. D.
- 18 Soazza

- 19 Sta. Maria in Calanca
- 20 Stampa/Maloja
- 21 Tomils (2)
- 22 Trimmis
- 23 Tschlin
- 24 Waltensburg

1999

**Jahresbericht des Archäologischen
Dienstes Graubünden und
der Denkmalpflege Graubünden**

Impressum

Lektorat/Redaktion

Ludmila Seifert-Uherkovich (DPG)

Gaudenz Hartmann, Hans Seifert, Mathias Seifert (ADG)

Gestaltung und Satz

Gaudenz Hartmann (ADG)

Lithos und Druck

Südostschweiz Print AG, Chur

Titelblatt

Römisches Rinderskelett aus

Tomils, Sogn Murezi

© bei ADG/DPG und den Autoren,

Haldenstein/Chur 2000

ISBN 3-9521836-0-X

Inhalt

Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden

	Vorwort des Kantonsarchäologen	5
Hans Rudolf Sennhauser	Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster Müstair	6
Walter Studer	Drei karolingische Gewändestuckaturen aus Disentis	16
Manuel Janosa	Ein frühmittelalterliches Gräberfeld in Haldenstein	28
Jürg Rageth	Frührömische Siedlungsreste von Savognin	43
André Rehazek, Bruno Caduff	Tieropfer oder Kadaverentsorgung? Ein römisches Rinderskelett aus Tomils, Sogn Murezi	53
Marianne Marx	Archäologie in und für Kambodscha	58
	Kurzberichte	62

Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden

	Vorwort des Denkmalpflegers	78
Hans Rutishauser	Überblick über die Tätigkeiten der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden im Jahre 1999	80
Augustin Carigiet	Die Vorgängerbauten im alten Frauenkloster von Poschiavo	86
Thomas F. Meyer	Kann man über Probleme reden, kann man sie einfacher lösen - Zur Restaurierung des alten Frauenklosters in Poschiavo	90
Marc Antoni Nay	Zur Restaurierung der Dorfkirche Plaz in Samedan	97
Peter Mattli	Zur Restaurierung der Evangelischen Filialkirche in Ausserferrera Cresta	102
Mengia Mathis	Zur Akustik der evangelischen Filialkirche in Garsun	106
Hans Rutishauser	Die Aussenrestaurierung des "Alten Gebäu" in Chur	110
Peter Mattli	Zur Vielfalt des historischen Erbes - vier Kurzberichte	116
Diego Giovanoli	Eine vorindustrielle Tuchwalke	121
Mengia Mathis	Ausgewählte Alpbauten aus dem Engadin, Bergell und Misox	124
Marc Antoni Nay	Historische Plätze zwischen Erhaltung und Gestaltung	136
	Abbildungsnachweis	144
	Abkürzungen	145

Vorwort des Kantonsarchäologen

Die beiden aufwendigen Ausgrabungen Chur, St. Nikolai, und Haldenstein, "Auf dem Stein", konnten 1999 abgeschlossen werden. Die vorläufigen Ergebnisse der Churer Ausgrabung wurden Ende Oktober im Rahmen des Tages der offenen Tür der Stadtpolizei Chur der Bevölkerung anhand einer Ausstellung präsentiert. Über 3000 Besucher konnten sich so ein Bild über die wechselhafte Vergangenheit dieser ehemaligen Klosteranlage verschaffen.

Im letztjährigen Jahresbericht wurden die eisenzeitlichen Befunde der Ausgrabung in Haldenstein behandelt, in diesem Jahresbericht gilt die Aufmerksamkeit dem frühmittelalterlichen Gräberfeld.

Die Ausgrabung Sogn Murezi in Tumegl/Tomils ist immer für Überraschungen gut. So konnte ein vollständigeres römisches Rinderskelett aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. geborgen und untersucht werden. Die Siedlungsreste von Savognin, östlich Padnal, sind ein wichtiger Mosaikstein für die frühromische Besiedlung Graubündens.

Aus den Kurzberichten geht hervor, wie sehr wir auf Hinweise der Bevölkerung auf Funde und Befunde angewiesen sind. Unser Kanton ist so gross, dass es uns unmöglich ist, überall dort anwesend zu sein, wo kulturgeschichtlich wichtige Zeugen verloren gehen könnten. Jeder Einzelfund kann ein Hinweis auf Siedlungsreste sein, die für die Geschichte unseres Kantons von grosser Bedeutung sind.

An dieser Stelle sei einmal erwähnt, wie wichtig die gute Zusammenarbeit mit dem Amt für Raumplanung ist. Durch die Schaffung von Archäologiezonen wird einerseits erreicht, dass bekannte Fundstellen nicht ohne vorhergehende Ausgrabung und Dokumentation zerstört werden, andererseits bedeutet es auch eine Information für den Bauherrn. So weiss er schon vor Baubeginn, dass er mit einer Ausgrabung rechnen muss und kann durch eine gute Terminplanung dazu beitragen, dass - wenn überhaupt - nur eine geringfügige Bauverzögerung entsteht.

Sowohl der Bericht über die Untersuchungen im Kloster St. Johann in Müstair wie auch die Präsentation eines Ausschnittes der immensen Geduldsarbeit bei dem Versuch, die karolingischen Stuckaturfragmente aus dem Kloster Disentis zusammensetzen, zeigen auf, dass auch ausserhalb des Archäologischen Dienstes wertvolle Arbeit geleistet wird.

Ein besonders schönes Erlebnis war die Zusammenarbeit mit einer Studentin und einem Studenten der Royal University of Phnom Penh. Die beiden jungen Leute absolvierten ein zweimonatiges Praktikum auf unserer Ausgrabung in Trimmis, evangelisches Kirchgemeindehaus. Es war eine Freude mitanzusehen zu dürfen, mit welchem Eifer und Einsatz sie sich ihrer Arbeit widmeten.

Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann

Bericht über das Arbeitsjahr 1999

I. Personelles

Die örtliche Equipe besteht unverändert aus Dr. Jürg Goll (örtl. Leiter), Kaarina Bourlond, Werner Fallet, Stephan Hauschild, Martin Mittermair und Erich Tscholl.

Drei Praktikanten haben dieses Jahr je drei Monate lang in Müstair gearbeitet: Barbara Lanz (Februar bis April), Gaby Weber (Juli bis September), Jan-Vincent Bersier (August bis Oktober). Ein arbeitsloser Zeichner aus dem Tessin hat bei uns im Juni die Arbeit aufgenommen, er fand aber nach acht Tagen bereits wieder eine Stelle in seinem Heimatkanton.

Gerhard Hotz hat seine Dissertation über das Skelettmaterial von Müstair in der Ende Oktober abgelaufenen dreijährigen Doktoranden-Anstellung fertiggestellt.

Martin Mittermair hat im Juni an der Universität Innsbruck doktriert. Der Titel seiner Dissertation lautet: Bauforschung als Aspekt der Kunstwissenschaft. Romanische Sakralarchitektur in Tirol.

II. Arbeitsplätze

1. *Plantaturm, Aufgehendes und Keller*

Soweit Verputzflächen und Einbauten es zulassen, ist das aufgehende Mauerwerk im Verlaufe des Jahres untersucht worden. Die Bauarbeiten erforderten weitere Untersuchungen und brachten zusätzliche Erkenntnisse; baubegleitend werden die Archäologen bis zum Abschluss der Arbeiten immer wieder ergänzende Feststellungen machen können.

Anlässlich der Erneuerung des Daches wurden auf der Krone der Nordmauer das

Mörtelnegativ einer Fusspfette nachgewiesen. In der Mitte der Ost- und Westwand fanden sich Negative von Unterzugsbalken, an der Süd-, Ost- und Westwand Abdrücke von Boden-Decken-Balken mit zugehörigem Auflager, alle im originalen Mauerwerk. Damit sind Deckenhöhe des dritten Stockwerkes und Ansatz des Pultdaches gefasst worden. Die Lage der Armierungsbalken im Mauerwerk des 10. Jahrhunderts konnte für die unteren Geschosse in Mauerbrüchen und Fenstergewänden festgestellt werden. Um Verletzungen des Mauerwerkes zu vermeiden, wählten wir für die Lagebestimmung der Balkenkränze in den oberen Geschossen, wo keine entsprechenden Ausbrüche vorhanden waren, eine schadenfrei anwendbare Methode: Jürg Leckebusch von der Kantonsarchäologie Zürich hat mit seinem Georadargerät die eingemauerten Hölzer, aber auch ehemalige Wandöffnungen und Störungen (zum Beispiel ein Kamin und zugemauerte Fenster) nachweisen können. Die Ringe der Armierungsbalken folgen einander in nach oben ziemlich regelmässig leicht abnehmenden Abständen.

Bei der Ergänzung des Verputzes ist in der Ostfassade der originale Hocheingang (1. Geschoss) zum Vorschein gekommen. Das Rundbogentor besass ursprünglich eine Holzschwelle und sein Gewände war teilweise mit Bohlen verkleidet.

An der Westfassade hat die Reinigung vor dem Anbringen des neuen Verputzes im 3. Obergeschoss ein originales Rundbogenfenster erkennen lassen, dessen Form vom Gebäudeinneren her nach Beseitigung des Täfers genau bestimmt werden konnte. An den geraden, parallelen Fenstergewänden fanden sich weder ein Anschlag für einen Fensterrahmen noch Halterungen.

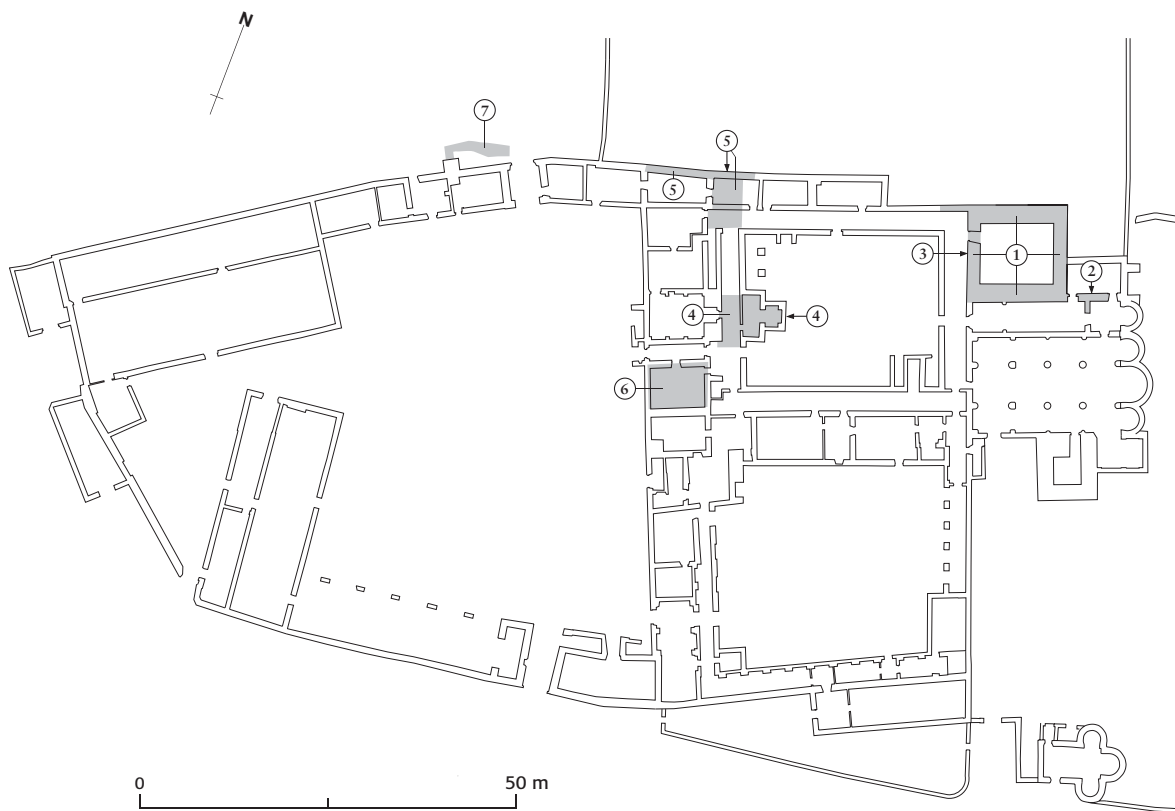


Abb. 1: Münstair, Kloster St. Johann. Übersicht über die Ausgrabungs- und Untersuchungsplätze:

- 1 Plantarium, Aufgehendes, Kellerwand und Obergeschosse
- 2 Nordannex, Rauchkammer 72
- 3 Nordkreuzgang, Ostkorridor 11e, Abschluss der Grabung und Wanduntersuchungen
- 4 Ulrich- und Niklauskapelle, Fassadenuntersuchung, Ausgrabung in der Ulrichskapelle
- 5 Ecke Nordtrakt/Westtrakt, künftiges Archiv 19/88
- 6 Westtrakt, Verwalterbüro 97
- 7 Kälberwiese, Leitungsgraben

Mst. 1:1000

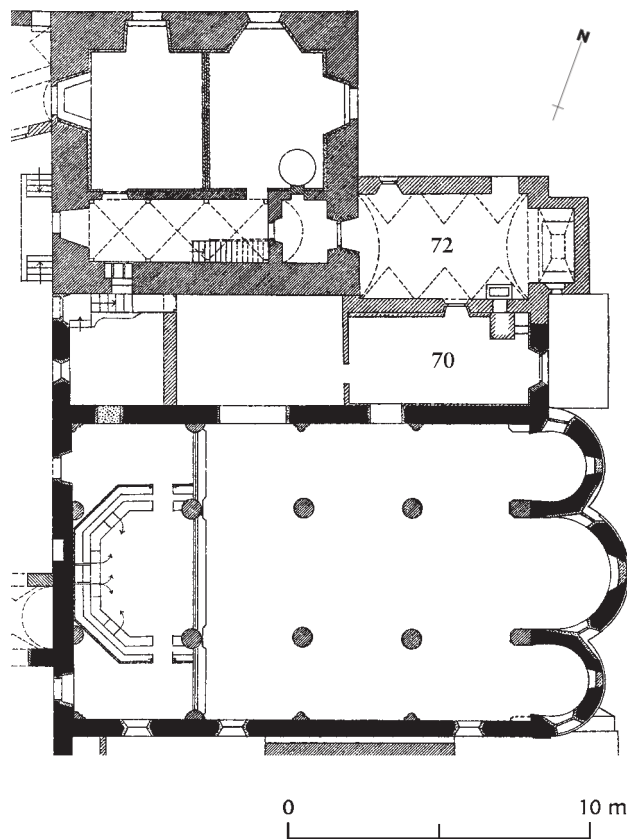


Abb. 2: Müstair, Kloster
St. Johann. 1. OG im Bereich
Nordannex - Sakristeigebäu-
de nach Zemp: Ehemalige
Küche 72 mit jetzt wieder
geöffneter Verbindungstüre
zur Schwesternstube 70.
Mst. 1:250.

Ein weiteres, wohl aus gotischer Zeit stammendes mehrteiliges Fenster mit Rauwackegewände und verkohlten Sturzbalken in der Südwand des 3. Geschosses wird gegenwärtig untersucht. Es hat eine mit Rundbogen abgeschlossene Öffnung (Fenster? Türe, die auf eine Laube führte?) im originalen Mauerwerk ersetzt.

Dendrochronologisch untersuchte Bretter der Zellen im 3. Obergeschoss des Plantaturmes erweisen, dass die Zellen nicht wie bisher angenommen 1663 unter der Äbtissin Ursula Karl von Hohenbalken eingebaut wurden, sondern erst 1710 unter Luzia Franziska Quadri, als auch die Zellenfenster ihre heutige Form bekamen. Dass die erhaltenen Zellen von 1710 ältere erset-

zen, lassen Lage und Form der älteren Fenster von 1663 vermuten.

An der Ostwand des Plantaturm-Kellers ist der faule Verputz entfernt worden. Es zeigten sich zwei durch das Aussenniveau bedingt hochliegende Schlitzfenster mit aussen und innen geschrägten Gewänden. Sie sind in gotischer Zeit verändert und um 1500, in der Epoche der Äbtissin Angelina Planta, zugemauert und durch das heutige zentrale quadratische, vergitterte Fenster ersetzt worden. In der südlichen Wandhälfte liess sich ein grossflächiger Tür-Ausbruch erkennen, der schon vor 1499 wieder zugesetzt wurde. Wahrscheinlich besass das Kellergeschoss anfänglich keinen seitlichen Eingang, sondern war nur von oben aus ei-

ner Luke (Falle) in der Balken-Bretter-Decke zu erreichen. Der Türausbruch im Osten setzt die Errichtung des kleinen Hofes (Zwinger) östlich am Plantatum voraus. Möglicherweise erst mit der Aufgabe des grossen Tores in der Ostmauer und mit der Tonnenwölbung um 1500 kam der heutige Kellereingang vom Kreuzgang her.

2. Nordannex

Die zugemauerte Türe von der Rauchkammer (Raum 72) über der Sakristei in die ehemalige "Schwesternstube" (Raum 70) wurde für den vorgesehenen Museumsrundgang wieder geöffnet. Folgende dadurch ermöglichte Feststellungen führen weiter: Das Täfer der Schwesternstube aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts überdeckt ein älteres aus dem 17. Jahrhundert. Wie Malereireste an den Wänden zeigen, muss die Rauchkammer einmal ein vornehmerer Raum gewesen sein. Der Rest eines spätmittelalterlichen Fensters neben dem Durchgang von der Rauchkammer in die Schwesternstube belegt, dass das Obergeschoss auf dem Nordannex nicht erst im 17. Jahrhundert entstand, wie bisher angenommen wurde.

3. Nordkreuzgang, Ostkorridor

Im Ostflügel des Nordkreuzganges ist der Mörtelboden im Bereich von Kirche und Nordannex vor einigen Jahren erneuert worden, damals für uns Anlass, diesen Abschnitt des Kreuzganges auszugraben. Der nördlichste Teil im Bereich des Plantatumes wurde nun im Winter 1998/99 archäologisch untersucht, denn jetzt soll der Mörtelboden im Zusammenhang mit dem geplanten Museumszugang auch hier erneu-

ert werden, und die Wände des Ganges werden zum Teil neu verputzt. Unter dem neuzeitlichen Mörtelboden, der immerhin vor die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückreichte, kamen zwei Gräberschichten zum Vorschein, eine jüngere mit sieben Gräbern aus der Zeit nach der Kreuzgangenerneuerung um 1500 und eine ältere mit mindestens vier Gräbern, die wohl noch wie die seinerzeit weiter südlich aufgefundenen, zur romanischen Schicht zu zählen sind. Alle Gräber waren geostet.

Unter der Plantatum-Westwand konnte die Lage der Nordwestecke des äusseren Nordannexes zweifelsfrei bestimmt werden. Eindeutig karolingisches Mauerwerk unter der Plantatum-Mauer wurde weder von der Innen- noch von der Aussenseite her festgestellt.

Befunde im Nordhof (1986) östlich des Plantatumes (1993) und im Plantatum (1998) können jetzt zusammengesehen und interpretiert werden: Eine Rinne - ein Wassergräbchen, begleitet von zwei Steinreihen - zieht dem äusseren Nordannex entlang von Osten nach Westen und endet im heutigen Nordhof.

Der Fugenmörtel des Plantatumes war auf die Steinoberflächen (Pietra-rasa-Putz) gezogen, Fugenstrich war nicht zu sehen. Vom ursprünglichen deckenden und nur da und dort Steinköpfe sichtbar lassenden Verputz haben sich im untersuchten Abschnitt kleinere Flächen erhalten. In der Sockelzone ist der abgewitterte Verputz mindestens einmal erneuert worden. Ein rechteckiges Feld darüber weist einen Malputz mit Kalktränen auf, der eine schwarz aufgemalte, mit Kapital- und Unzialbuchstaben geschriebene lateinische Inschrift wohl des 11. Jahrhunderts trägt. Seine Oberkante bezeichnet die erste (die romanische) Dek-



Abb. 3: Müstair, Kloster St. Johann. Niklauskapelle, südliche Ostfassade des Kapellenschiffs: Die romanische Fensterbrüstung wurde 1626 mit Dekorationsmalereien verziert, 1648 aber bereits zugemauert.

kenhöhe im Kreuzgang. Unmittelbar darüber vorgefundene Balkenlöcher gehören zur ehemaligen Deckenkonstruktion. Auf den Balken lagen Bodenbretter, wie die darunter verfärbte, darüber verrusste Wandfläche und eine saubere horizontale Trennlinie zwischen den beiden im Verlaufe der Zeit unterschiedlich beeinflussten Oberflächen erkennen liessen. Der Gang (?) vor der Westwand des Plantaturmes muss demnach zweigeschossig gewesen sein. Die Balkenlöcher in der Nordwand des nördlichen Kreuzgangarmes liegen nicht auf derselben Höhe wie jene an der Nordwand des nördlichen Kreuzgangflügels, sondern etwas tiefer: UK (Unterkante) der Balkenlöcher in der Plantatum-Westwand entspricht ihrer OK (Oberkante).

4. Doppelkapelle St. Ulrich und Nikolaus, Bauuntersuchung am Äusseren, Ausgrabung in der Ulrichskapelle

Vorgängig der Aussenrestaurierung wird eine Bauuntersuchung durchgeführt, über deren erste Ergebnisse schon im letzten Jah-

resbericht geschrieben wurde. Im vergangenen Jahr ging es vor allem darum, den frühromanischen Baubestand, besonders Verputz und Fenster, zu untersuchen, ohne den barocken Aussenputz zu verletzen. Der steile Dachstuhl enthält Hölzer mit dem Fälldatum 1517.

Neue Ergebnisse der Innen-Untersuchung: Die frühromanische Niklauskapelle hatte zu beiden Seiten der Apsis je eine Wandnische, die als Apsidiole mit vorstehender Fensterbankplatte und mit schlankem Scheitelfenster ausgebildet war. Dass die Anordnung halbrunder Nischen in der Ostwand des Saalraumes zuseiten der gross wirkenden Apsis mit der traditionellen,

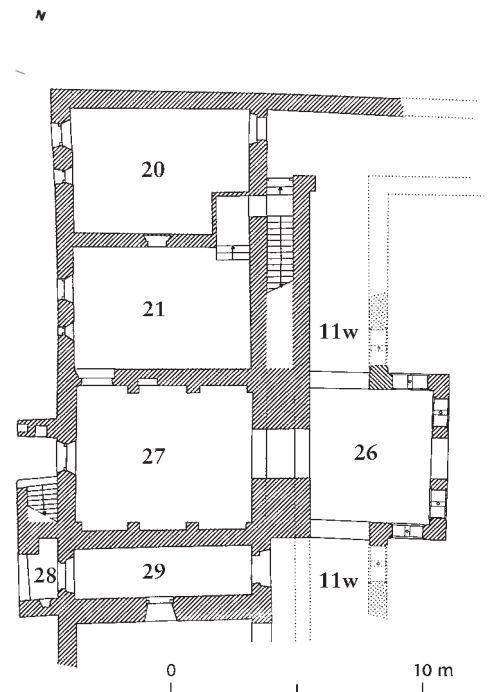


Abb. 4: Müstair, Kloster St. Johann. Frühromanischer Westtrakt, Ausschnitt: Die ältere Bauetappe der Ulrichskapelle - noch ohne Chor - stellt sich als Ausweitung im Kreuzgang dar. Mst. 1:300.

**Müstair, Ausgrabung und
 Bauuntersuchung im Kloster
 St. Johann**

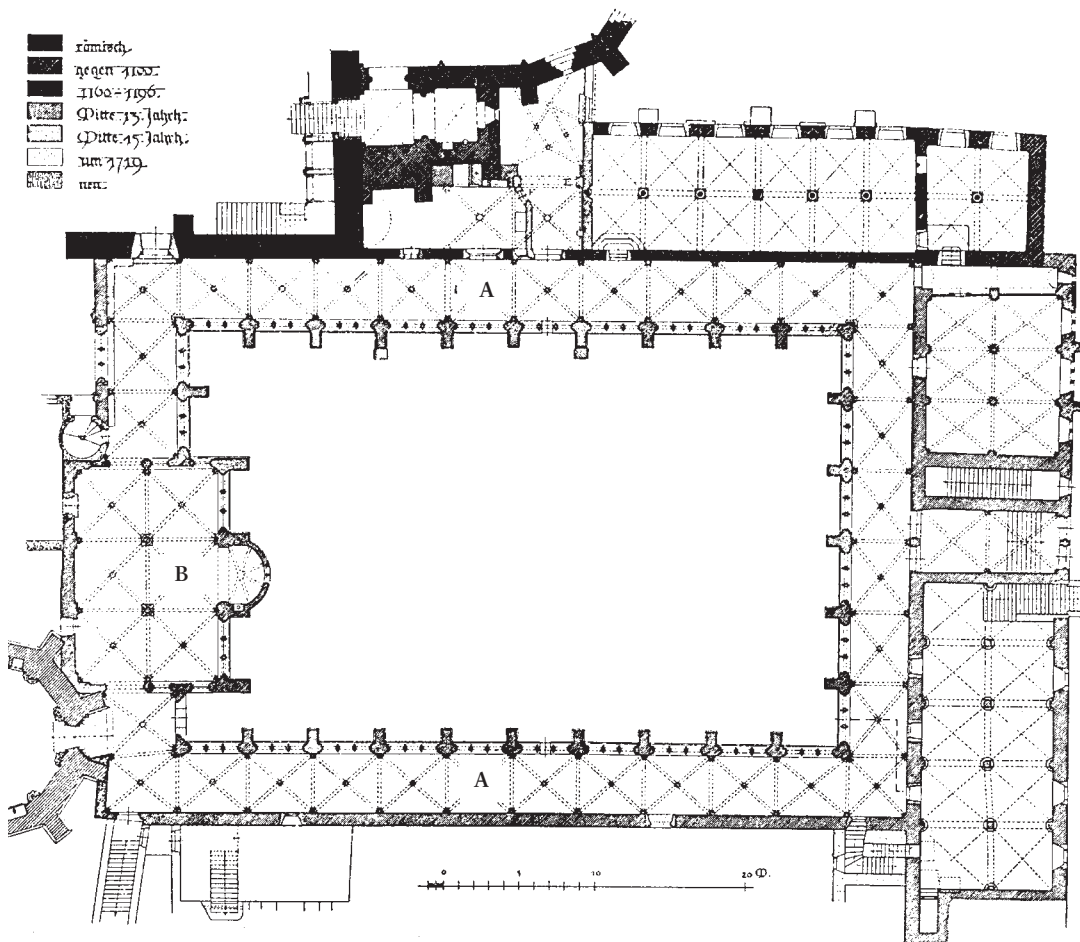


Abb. 5: Trier, Dom.
 Der Kreuzgang (A) führt durch
 eine zweischiffige Halle (B).
 nach: Franz Ronig, Der Dom
 zu Trier (Die Blauen Bücher),
 Königstein im Taunus: Karl
 Robert Langewiesche Nachfol-
 ger Hans Köster, 1982, S. 15.
 Mst. 1:500.

schliesslich ja auch von der Klosterkirche vertretenen Lösung des Dreiapsidensaales zusammenhängt, kann man vermuten.

Als ältester Teil der Doppelkapelle erwies sich das Schiff der Ulrichskapelle. Es war zunächst flach gedeckt und besass in der West- und in der Ostwand auf der Achse je ein kleines und zwei grössere Rundbogen-tore, durch die der Kreuzgang führte, im Westen der Seitenwände. Die Mauerwinkel der beiden Ost-Ecken des Raumes sind gegen die Klosterkirche hin, aber auch nach Norden und Süden je von einer nachträglich vermauerten Bifore durchbrochen. Zwar wissen wir nicht, wie die hofseitige Begrenzung des vierseitigen Ganges im 11. Jahrhundert ausgebildet war, aber man

kann sich vorstellen, dass die Biforen als Varianten oder als Fortsetzung die Lichtöffnungen der inneren Gangmauer weiterführten, das Schiff der Ulrichskapelle - das ja noch kein Chörlein besass, sondern sich gegen den Innenhof öffnete - wie eine Ausweitung des Korridores (des späteren Kreuzganges) wirkte. Ein jüngerer, gotisches Beispiel, das der Vorstellung helfen kann, ist die Pauluskapelle mit aufgesetztem Kapitelsaal am Westflügel des Kreuzganges neben dem Trierer Dom. Ein Obergeschoss war gewiss von Anfang an geplant. Wie es aber ausgesehen hätte und wozu es diente, wissen wir nicht.

Kurze Zeit nach der Errichtung (1035) dieses ersten Gebäudes mit quadratischem



Abb. 6: Müstair, Kloster St. Johann. Inhalt des Altarsepulcrums in der Niklauskapelle: Noppenglas, darin Reliquien in rotem Leinen eingebunden, drei Weihrauchkugelchen, zwei Authentiken und die Abschrift der Weiheurkunde von Fr. Stephanus (Tschuggli) von 1512, der auch den Wachsdeckel mit seinem Siegel versah.

Grundriss, zwei kleineren Rundbogentoren im Westen und Osten und zwei grösseren, Gang-breiten vor der Westwand, mit vier Biforen und mit flacher Balken-Bretter-Decke entschied sich der Bauherr für einen anderen Plan: Spätestens jetzt sollte das Obergeschoss als Kapelle mit einem Chörlein errichtet werden, und für dieses brauchte er einen Unterbau. Er stellte zwei starke Pfeiler unter die Chor-Ostecken, und schloss sie mit je einem Bogen an den älteren Gebäudeteil an, dessen östliche Biforen zur Hälfte zugemauert wurden, um die Bogen aufnehmen zu können. Die drei Bogenöffnungen sind mit eingestellten Füllwänden verschlossen, was wohl von Anfang an so vorgesehen war; dass zuerst die östlichen Eckpfeiler, dann die Füllwände erstellt wurden, dürfte auf technische Überlegungen zurückzuführen sein. Dafür spricht u. a. die Tatsache, dass über dem Ulrichschörlein von Anfang an eine Kuppel ge-

baut wurde und dass sich vom Aussenputz der Ulrichskapelle in den Fugen zwischen Bogengewänden und Füllwänden nirgends Reste nachweisen liessen. Bischof Thietmar (1040-1070), hat nach der Weiheinschrift im originalen Innenputz der Apsis am 9. Juni eines unbekanntes Jahres die Niklauskapelle geweiht zu Ehren des Heiligen Kreuzes, Mariae, des Nikolaus von Myra und der beiden Salzburger Heiligen Rupert und Erentrud, deren Reliquien im Sepulchrum deponiert wurden. Nichts lässt darauf schliessen, dass er gleichzeitig auch eine Ulrichskapelle weihte.

Am vergangenen Verenatag, dem 1. September, wurde im Beisein von P. Columban Züger OSB das Sepulchrum des Altares geöffnet. In einem Reliquienglas, das mit einem Wachsdeckel verschlossen war und das Siegel des Churer Weihbischofs Stephan Tschuggli (bezeugt 1501 bis 1538) trug, fanden sich unter anderem die Authentiken, kleine Pergamentstreifen mit Namensaufschrift, der Reliquien von Sankt Nikolaus und der heiligen Erentrudis. Beide stammen nach der Schrift aus dem 11. Jahrhundert und sind offenbar bei der Neuweihe der Niklaus- und der Ulrichskapelle durch den Weihbischof Stephan Bellinensis (Belinas, Byzacena, Nordafrika) im neuen Reliquiengefäss wieder eingeschlossen worden.

Die Ausgrabung in der Ulrichskapelle ist im Gang. Unter dem bisherigen neuzeitlichen Mörtelboden liegen im Ostteil des Kapellenschiffes geostete Bestattungen. Wo er nicht durch die Bestattungen gestört ist, zeigt sich überall der Fussboden des karolingischen Pfalzgebäudes mit seinem soliden Steinbett. Dieser Boden ist stellenweise nachträglich ausgeflickt und in Senkungen mit einer Steinlage aufgefüllt worden. In diesem zweiten Zustand geht er über die

Ausbruchgrube der karolingischen Nordmauer und an die nördliche Schiffmauer der Ulrichskapelle. Offensichtlich ist die Ulrichskapelle unmittelbare Nachfolgerin des grossen karolingischen Pfalzgebäudes, dessen Fussboden, soweit möglich, im Neubau wiederverwendet wurde.

5. Ecke Nordtrakt-Westtrakt, künftiges Archiv

Die recht arbeitsintensive Untersuchung ist schon mehrfach wegen dringenderer Arbeit unterbrochen worden, so auch diesmal: Der neue Verwalter wollte seinen künftigen Arbeitsraum erneuern.

Im Jahresbericht 1997 habe ich die Entstehungs-Abfolge der Umfassungsmauern des "turmartigen" (Zemp) Gebäudes mit den drei übereinander liegenden Räumen 19 (gepflasterter Keller), 88 und 142 (im 17. Jahrhundert tonnengewölbte Räume) dargelegt. Der im Grundriss trapezförmige Bau bezieht auf drei Seiten ältere Mauern ein: im Süden die Nordflanke des doppelgeschossigen Flankengebäudes von 1035 mit den beiden übereinander liegenden grossen Sälen neben dem Wohnturm, im Osten die Westbegrenzung des romanischen Konvent-Traktes aus dem 12. Jahrhundert und im Norden die daran anstossende Klostermauer.

Wir sind weitergekommen: Anfänglich stand die Nordfassade des frühromanischen (1035) doppelgeschossigen Saalgebäudes frei. An ihrem Westende führte im ersten Stockwerk eine Türe ins Freie (auf eine Treppe? auf einen Laubengang? mit Abortanlage? - das wissen wir noch nicht). Ein Höflein wurde geschaffen, indem das Kloster im 12. Jahrhundert den Konvent-Trakt und wohl bald danach die Klostermauer errichtete. 1373 ist das Höflein



überbaut worden: Im Erdgeschoss entstand ein Keller, im ersten Stock ein Raum, der auch als Durchgang diente. Nach einem Umbau im Jahre 1405, den wir wiederum dank datierter Hölzer kennen, bekam der zweigeschossige Bau ein weiteres Geschoss: Der unter Äbtissin Angelina Planta (1478-1509) erhöhte Nordtrakt griff nun auch über das Eckgebäude.

Untersucht wurde im vergangenen Jahr auch der westlichste Raumabschnitt (86) im nördlichen Konventtrakt. Es ist ein mit einer Bohlenwand abgetrenntes Gänglein, das von den Räumen 88 und 89 her, aber auch aus der Wohnung der Äbtissin Barbara von Castelmur den Zugang zum Garten ermöglichte. Sein heutiges Bodenniveau entspricht dem des spätgotischen Castelmur-Zimmers, die romanische Bodenhöhe lag tiefer. Deshalb muss man aus dem frühromanischen Raum 89 (Saalgebäude, oberes Geschoss) und aus dem in gotischer Zeit entstandenen Raum 88 je über einige Stufen in den Gang 86 hinaufsteigen. Neben der gartenseitigen Türe wurde der Fassade in der Barockzeit ein Abort angehängt.

Abb. 7: Müstair, Kloster St. Johann. Übersicht über die Grabung im Schiff der Ulrichskapelle gegen Osten: Frühromanische bis spätmittelalterliche Gräber, im Vordergrund die karolingische Bodenrollierung, im Ostteil noch von Trampelschichten überdeckt, am linken Bildrand Reste der karolingischen Nordtraktmauer, in der Bildmitte der Profilsteg.

6. Westtrakt, Raum 97, Büro des Klosterverwalters, Bauuntersuchung

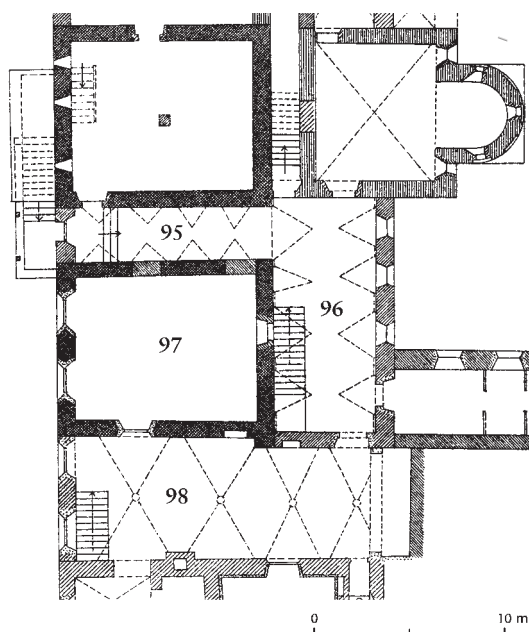
Die Absicht, eine zugemauerte Türe hinter dem neuzeitlichen Wandtäfer wieder zu öffnen, eine andere zu vermauern, die Fenster zu ersetzen, den Kachelofen abzubringen, einen Parkettboden zu verlegen usw. bedingte eine gründliche Bauuntersuchung, die sich dann auch gelohnt hat.

Zunächst wurde festgestellt, dass grössere Teile der Ostmauer des Raumes noch vom frühromanischen südlichen Saalgebäude neben dem Wohnturm (dem Pendant zum nördlichen, von dem oben [5.] die Rede war) von 1035 herrühren. Alle übrigen Mauern mit Ausnahme der Westmauer im 1. Geschoss stammen aus der Zeit der Äbtissin Angelina Planta und sind im Zusammenhang zu sehen mit dem plantazeitlichen Ausbau der Südwestecke des nördlichen Kreuzgangvierecks, bzw. der angrenzenden Bauten. Im Erdgeschoss unter Raum 97 wurde eine gewölbte Küche mit

grossen Kaminhut an der Ostwand eingebaut, der ins Obergeschoss hinaufreichte. Dem Herd gegenüber lag in der Westwand eine breite Türe. Raum 97 im Obergeschoss, der offenbar zwei Fenster mit Rauhackerahmen gegen den Wirtschaftshof besass, wurde als Zimmer mit Bohlenwänden in Balkenrahmen eingerichtet, der östlichste Teil mit der Kaminhut-Spitze wurde durch die Bohlenwand des Zimmers abgetrennt, die später, wohl mit Rücksicht auf die Einrichtung eines Heizofens, einen gemauerten Sockel bekam. Im 17. Jahrhundert entstand die heutige gemauerte Nordwand des Raumes, der im Süden an die weite, jetzt kreuzgratgewölbte (heutige) Halle grenzte, im Norden und Westen von Gängen mit Stichkappen-Tonnen umgeben wurde. Raum 97 scheint bis ins 18. Jahrhundert eine Holzauskleidung besessen zu haben. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts bekam er eine neue, mit Stuckrahmen betonte Decke und wohl auch den blauen Kachelofen. Weitere Umbauten - unter anderem die Absenkung des Bodens um ca. 50 cm, wodurch das Gewölbe im Erdgeschossraum (ehemals Küche) zerstört wurde - folgten in der zweiten Hälfte des 19. und in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts.

H. R. Sennhauser

Abb. 8: Müstair, Kloster
St. Johann. Ausschnitt aus
dem Westtrakt: Das Verwal-
terbüro 97 im 1. OG, umge-
ben von den Gängen 95, 96
und 98. Mst. 1:400.



7. Kälberwiese, Leitungsgraben

Neue Duschen- und WC-Anlagen erforderten eine Kanalisationsleitung, die in die Kälberwiese nördlich des Personaltraktes gelegt wurde. Die Profile der Leitungsgräben konnten mit denjenigen aus den Grabenprofilen von 1973, 1980 und 1986 sowie mit den Untersuchungsergebnissen in der Kälberwiese 1995 stratigraphisch korreliert werden.

III. Bearbeitungen

Marmorsteine: Die Grabungen und Bauuntersuchungen im Plantatum haben eine grosse Anzahl neuer "Flechtwerksteine" zum Vorschein gebracht. Diese wurden alle von Werner Peter gezeichnet. Mehrere Stücke konnten zusammengefügt, andere aus dem geometrischen Muster des Dekors zeichnerisch ergänzt werden.

Archäobiologische Analysen: Die über Jahre gesammelten Erdproben werden geschlämmt und vom Labor für Archäobotanik an der Universität Basel untersucht (Dr. Christoph Brombacher). Zeit und Finanzen beschränken uns auf vorromanische Proben.

Eine anthropologische Dissertation über die Gräber von Müstair (Gerhard Hotz) und eine Lizentiatsarbeit über die Kleinfunde aus den Grabungen im Oberen Garten (Adriano Boschetti) sind abgeschlossen. Eine Lizentiatsarbeit über die Öfen im Kloster (Lucia Tonezzer) ist in Arbeit.

Die Untersuchungen der EMPA (Walter Fasnacht) an Schlacken- und Metallfunden erwiesen erstaunlicherweise einen hohen Anteil an Glockenbronze. Die Ergebnisse müssen im Zusammenhang mit den Grabungen interpretiert werden.

Karolingische Fenstergläser: Am Kolloquium in Lucca (23.-25.9.1999) mit dem Titel "Il colore nel Medioevo - la vetrata in Occidente nel IV al'XI secolo" hat Jürg Goll die karolingischen Fenstergläser aus den Grabungen in Sion Sous-le-scex und Müstair vorgestellt. Im Verlaufe des Kongresses hat sich herausgestellt, dass die Funde aus Sion aus dem 6./7. Jh. das fehlende Bindeglied zwischen den spätantiken Fenstergläsern und den karolingischen darstellt. Die Müstairer Funde gehören europaweit zu den

wichtigsten und grössten Komplexen, nebst San Vincenzo al Volturno, Paderborn, Jarrow und Rouen. Aus ihnen ist ein Stilwandel von den frühen, streng geometrischen Ornamenten zu freieren, kleinteiligen Mustern zu beobachten. Ein Aktenband ist in Vorbereitung; der Text dazu liegt vor.

Prof. Sennhauser hat am 11.9.1999 am Calven-Kolloquium in Glurns über die Bauten der Äbtissin Angelina Planta und das plantazeitliche Kloster referiert.

Soeben ist ein Vortrag von Prof. Sennhauser zur Gründungszeit und Karlstradition des Klosters in den Akten des Kolloquiums von Goldrain 1998 zum Thema "König, Kirche, Adel" erschienen.

Die Fundlisten, die Positionsnummernverzeichnisse von 1969-1990 und sämtliche Dendroberichte wurden auf Computer übertragen, was den Umgang mit dem umfangreichen Datenmaterial enorm erleichtert.

Roland Böhmer hat das von Jürg Goll initiierte und begleitete Inventar des beweglichen Kulturgutes im Kloster St. Johann abgeschlossen. Die umfangreiche Arbeit liegt in wenigen ausgedruckten Exemplaren vor und kann als Computerdatei eingesehen werden. Jürg Goll

Drei karolingische Gewändestuckaturen aus Disentis

Vorbemerkung

Auf dem Klosterareal von Disentis wurden 1906/07 von E. A. Stückelberger und von 1980 bis 1983 von H. R. Sennhauser archäologische Grabungen durchgeführt. Gefasst werden konnten die Überreste einer geschlossenen Klosterkirchengruppe des späten 8. Jahrhunderts - St. Maria im Norden, St. Peter in der Mitte und St. Martin im Süden - und deren Vor- und Nachgängerbauten. Der Beginn der baulichen Aktivitäten in Disentis liegt wahrscheinlich im 7. Jahrhundert (erster Bau von St. Maria, eventuell auch erster Bau von St. Martin). Der Grabungshorizont reicht bis ins 14. Jahrhundert (Umbau St. Peter).

Die umfangreichen Grabungsergebnisse, die zudem eine äusserst quellenarme Zeit betreffen, erhalten zusätzliche Bedeutung durch das Fundgut der beiden Grabungskampagnen: Rund 12 000 Fragmente von überwiegend bemaltem Putz und Stuck konnten geborgen werden. Es sind dies - soviel steht heute fest - im wesentlichen Trümmer eines einzigen Kirchenraum-

schmuckes, dessen Zuordnung zu einem der in Frage kommenden Bauten aber derzeit noch nicht sicher möglich ist. Eine Datierung des Fundgutes in die Mitte oder sogar in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts darf trotzdem erwogen werden.

Dank dem Engagement aller beteiligten Institutionen konnten wir (Iris Derungs, ADG/Walter Studer, Institut für Denkmalpflege der ETH Zürich) im August 1998 im ehemaligen Hallenbad der Klosterschule in Disentis mit der Bearbeitung des gesamten Fundgutes beginnen (Abb. 9). Gemäss der Komplexität des Gegenstandes sind neue Erkenntnisse und Ergebnisse im Zuge dieses Grossunternehmens nur selten direkt als abgrenzbare Befunde darzustellen. Wann immer dies aber möglich ist, werden sie im Sinne eines Zwischenberichts in den Jahresberichten des ADG publiziert. Ein erster Artikel über vorromanische Fenster und Mäander aus St. Peter in Disentis erschien im Jahresbericht 1998¹.

Material und Farbfassung

Der Disentiser Stuck besteht im allgemeinen aus einer sogenannten fetten Kalkmörtelmasse, d. h. der zur Vermeidung von Rissbildung notwendige Zuschlag von unterschiedlich feinem Sand liegt in der Regel unter drei Viertel der gesamten Masse. Für Disentis gilt in etwa ein Verhältnis von zwei Teilen Kalk zu drei Teilen Sand.

Trotz der Einhaltung dieser Grundrezeptur gibt es augenfällige Unterschiede in der Farbe und der Struktur der Fragmente, die oft beträchtlich sind. Diese Differenzen im Aussehen sind zum Teil durch unterschiedliche Verwitterung verursacht. Im wesentlichen sind sie aber die Folge der für eine ausgedehnte Stuckierung unabdingbaren

Abb. 9: Disentis, Kloster.
Blick in das Hallenbad der Klosterschule mit den ausgelegten Stuckfragmenten.



Zubereitung des Mörtels in laufend zu verarbeitenden Einzelportionen. Deren Mischung kann sowohl im Grundrezept als auch in der Qualität der Beimengungen stark variieren.

Die Bedeutung dieses erkennbaren Portionencharakters für die Bearbeitung des Fundgutes ist beträchtlich. So können selbst amorphe und farblose Fragmente oder Fragmente, die weder in der Form noch der Farbe nach ein Indiz für eine Zusammenfügung bieten, zumindest in weiter bearbeitbare Gruppen gefasst werden.

Der Grossteil der Fragmente der hier dargestellten Stuckaturen weist einen besonders deutlichen Portionencharakter auf: Die weiss-gelblichbraun-sandige Materialfarbe und die Feinheit des Zuschlages, in Kombination mit der meist geschmeidig glatten Oberfläche der geformten Partien (die Masse wurde in verhältnismässig feuchtem Zustand geformt), hätten zu einem grossen Teil auch ohne andere Merkmale gruppiert werden können.

In unserem Kontext, wo Form- und Bearbeitungscharakter fast durchwegs sehr gut erkennbar vorhanden sind, erweist sich der Portionencharakter des Materials dennoch als wichtig, erlaubt er doch die sichere Zuordnung von Teilen - zur Hauptsache sind es Säulenfragmente -, die nicht direkt mit dem Ensemble der drei Stuckaturen verschränkbar sind.

Der auf dem gesamten Disentiser Stuck als oberste Schicht nachzuweisende Grundanstrich aus Kalkmilch, der den farbigen Partien als Malgrund für die im wesentlichen *al fresco* (nass in nass) verarbeiteten Farben diente, wurde bei unseren Stuckierungen unbemalt gelassen. Zwar ist bei einem Fragment des Bogens in Abb. 14 und 15

eine in Grösse und Intensität kaum wahrnehmbare rötlich-orange Farbspur vorhanden, aber der Vergleich mit anderen besser erhaltenen Partien der Bögen und das Verhältnis zur nur wenig verwitterten schwarzen Farbe der alle drei Konstruktionen einrahmenden Begleitstreifen legt nahe, den roten Fleck als Farbspritzer einer dem Bogen nahen oder angrenzenden Malerei zu verstehen, wie dies im übrigen im ganzen Disentiser Fundgut sehr häufig zu beobachten ist.

Das durchgängige Weiss muss in Relation mit der überwiegenden und ausgeprägten Farbigekeit des Disentiser Stucks als weissen Marmor imitierend verstanden werden. Das kontrastierende Schwarz des umlaufenden Streifens hebt nicht nur die "Marmorarchitektur" hervor, sondern es vermag auch den gewünschten Materialeffekt zu steigern.

Methode, Darstellung und Sicherheitsgrad der Rekonstruktion

Die Rekonstruktion (Abb. 10, 12, 14) erfasst die in den nebenstehenden Fotografien (Abb. 11, 13, 15) entsprechend ausgelegten Kontinente (Kontinent: ein aus mehreren zusammenfügbaren Einzelfragmenten bestehendes Fragment) und Fragmente der drei Stuckaturen. Die Teile wurden auf transparenter Plastikfolie mit Filzschreiber gepaust, mit der Vorgabe, alle relevanten Spuren ohne jede Interpretation wiederzugeben. Es sind also weder Linien begradigt oder Kurven bereinigt noch direkt erkennbare Formen und andere Zusammenhänge ergänzt. Auf Punktierungen, Schraffuren und andere grafische Codes konnte auch zu Gunsten der Lesbarkeit verzichtet werden. Ebenfalls zur Deutlichkeit soll beitragen,

1 STUDER WALTER: Vorrömische Fenster und Mäander aus dem Kloster Disentis. In: Jb ADG DPG 1998, S. 17-24.

Drei karolingische Gewände-
stuckaturen aus Disentis

Abb. 10: Disentis, Kloster.
Rekonstruktion von Bogen 1
(die Pausen der erhaltenen
Bogenteile sind eingefärbt).

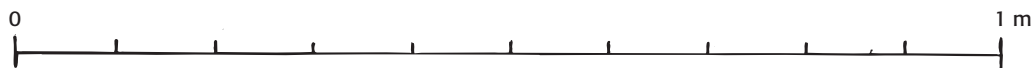
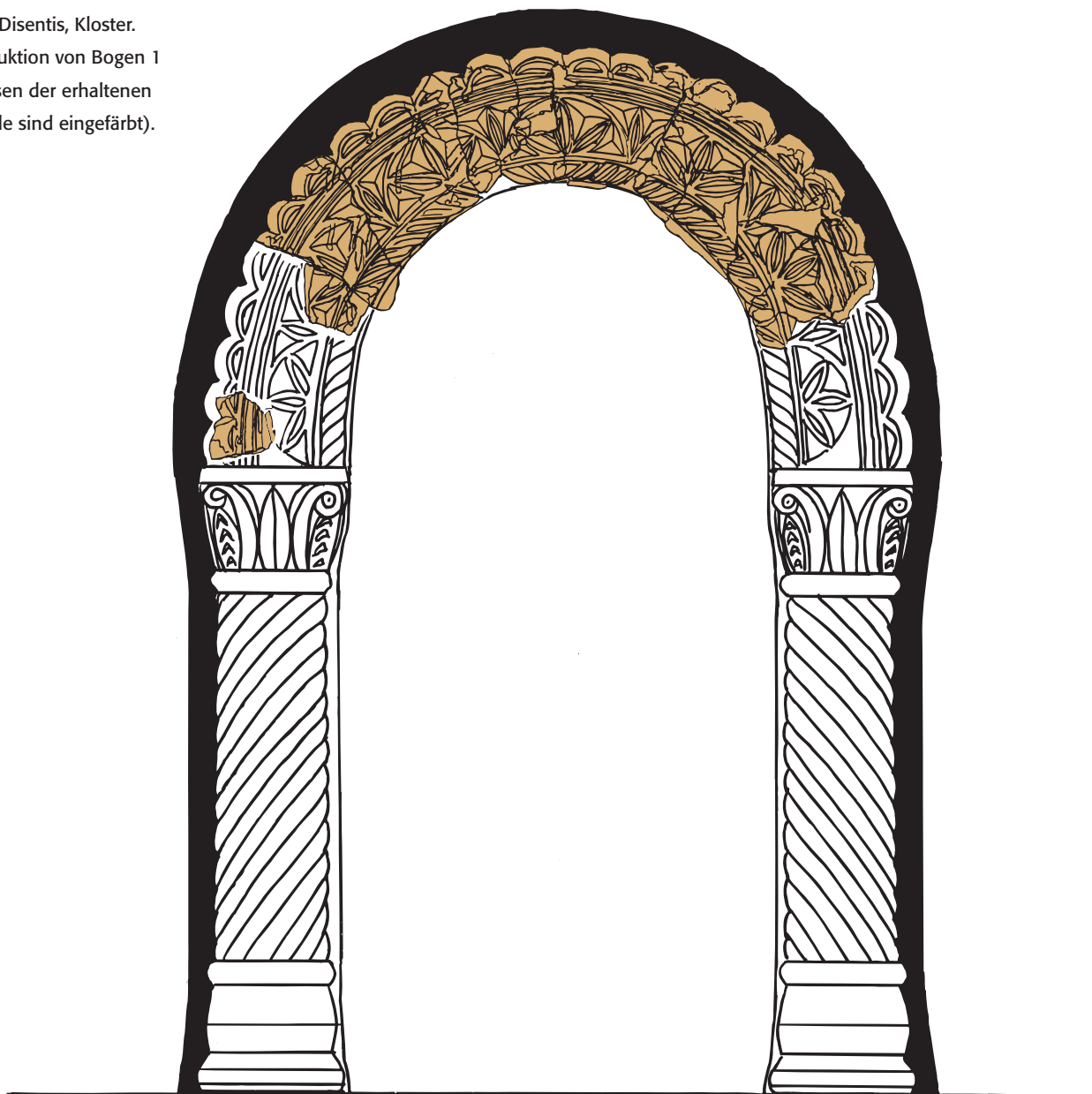




Abb. 11: Disentis, Kloster.
Die erhaltenen Teile von
Bogen 1.

dass die in der Grundpause in Rot aufgenommene Vorritzung des Bogenornaments in der folgenden Schwarz-weiss-Verkleinerung auf 20 Prozent in Schwarz belassen und auch in der nochmaligen Verringerung der Reproduktion nicht farbig nachgeführt wurde.

Die den gepausten Teilen unterlegte Färbung ähnelt zwar stellenweise der tatsächlichen Materialfarbe, will diese aber nicht wiedergeben, sondern lediglich die Originalteile ohne störende Umrandungskontur hervorheben.

Es ist leicht zu überprüfen, dass alle für eine sichere Rekonstruktion nötigen, die Grundgeometrie von Architektur, Bogenlauf und Muster bestimmenden Teile verfügbar sind.

Ein massgebender geometrischer Ort für die frei plazierten, nicht direkt verschränkbaren Fragmente ist durch die auf praktisch allen Fragmenten vorkommenden Tropfenzüge möglich. Deren Richtung nämlich, in Kombination mit dem bekannten Muster, der gegebenen Bogenzugehörigkeit der freien Fragmente (kleine bogenspezifische Unterschiede im Muster, dem Materialcharakter usw.) und der überhaupt noch besetzbaren Fläche, erlaubt eine nicht nur sinn gemässe, sondern meistens tatsächliche Ortgebung mit einer Genauigkeit im Ein-Zentimeter-Bereich.

Frei positionierte - also den Bögen nicht direkt anfügbare - Säulenteile (Abb. 14; die Säule rechts) weisen sämtliche Merkmale ihrer Zugehörigkeit auf, und liesse man sie

Drei karolingische Gewände-
stuckaturen aus Disentis

Abb. 12: Disentis, Kloster.
Rekonstruktion von Bogen 2
(die Pausen der erhaltenen
Bogenteile sind eingefärbt).



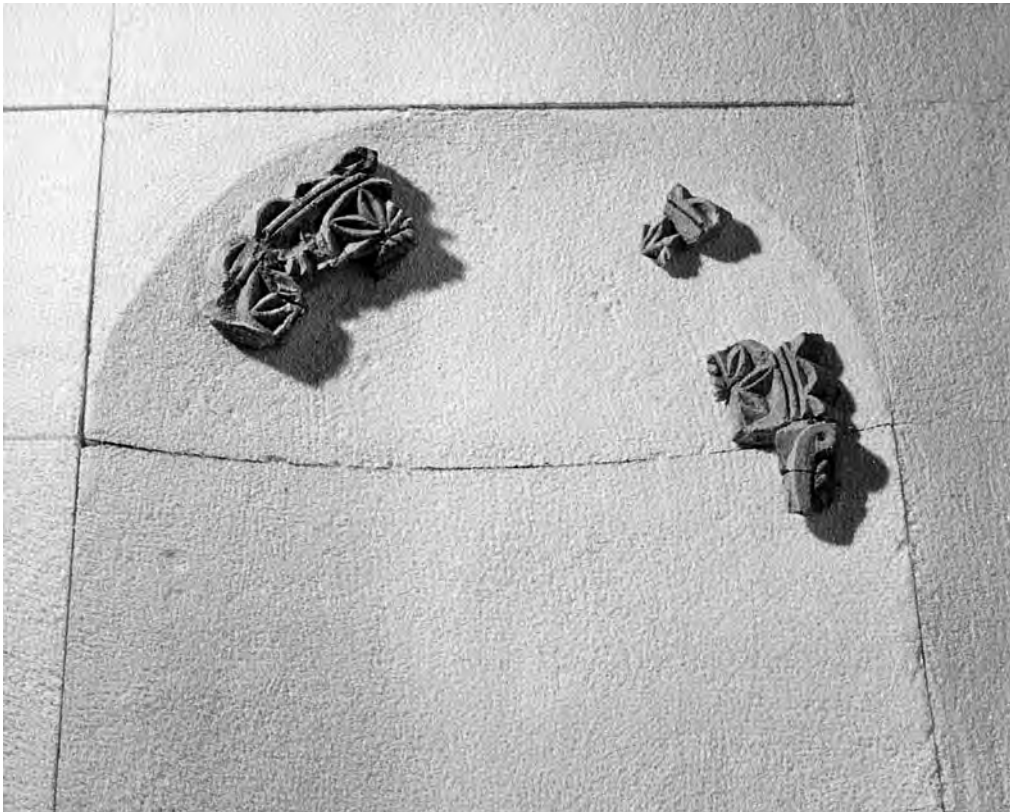


Abb. 13: Disentis, Kloster.
Die erhaltenen Teile von
Bogen 2.

weg, würde sich an der Rekonstruktion nichts ändern: Für keine der drei Stuckaturen dieser höchstwahrscheinlich als Einheit zu verstehenden Komposition wären andere Säulenschäfte und Säulenbasen zu erwägen. Der die Architektur aus Bogen und Säulen umrahmende Begleitstreifen ist in seinem Umlauf durch die bereits erwähnte, an den Rändern aller drei Stuckierungen fassbare Farbspur beweisbar. Seine Breite belegt das auf Höhe der zweiten Muschel von links in Abb. 14 und 15 anfügbare Fragment. Der die Kurven und Ecken der Säulen ausgleichend dargestellte Verlauf der Kontur des Streifens ist eine Vermutung, die aber - vergewärtigt man sich der ebenso ausgleichenden Leibungskante - zumindest nicht unberechtigt ist.

Alle die unserer Rekonstruktion Sicherheit gebenden Zusammenfügungen sind eines der Ergebnisse unserer Fundbearbeitung im letzten Jahr. (Vorgängige grafische Darstellungen und Rekonstruktionsversuche konnten diesen Vorteil nicht nutzen. Sie sind in diesem Sinne nicht mit dem vorliegenden Ergebnis vergleichbar.)

Beschreibung

Alle drei Stuckarchitekturen setzen sich zusammen aus je zwei, die scharfe Leibung flankierenden Säulen, die von einem leicht und bei den beiden kleineren Stuckaturen nicht ganz senkrecht gestelzten Bogen überspannt werden. Das Profil der drei Bögen ist, wenn auch nur leicht, von innen nach aussen

Drei karolingische Gewände-
stuckaturen aus Disentis

Abb. 14: Disentis, Kloster.
Rekonstruktion von Bogen 3
(die Pausen der erhaltenen
Bogenteile sind eingefärbt).

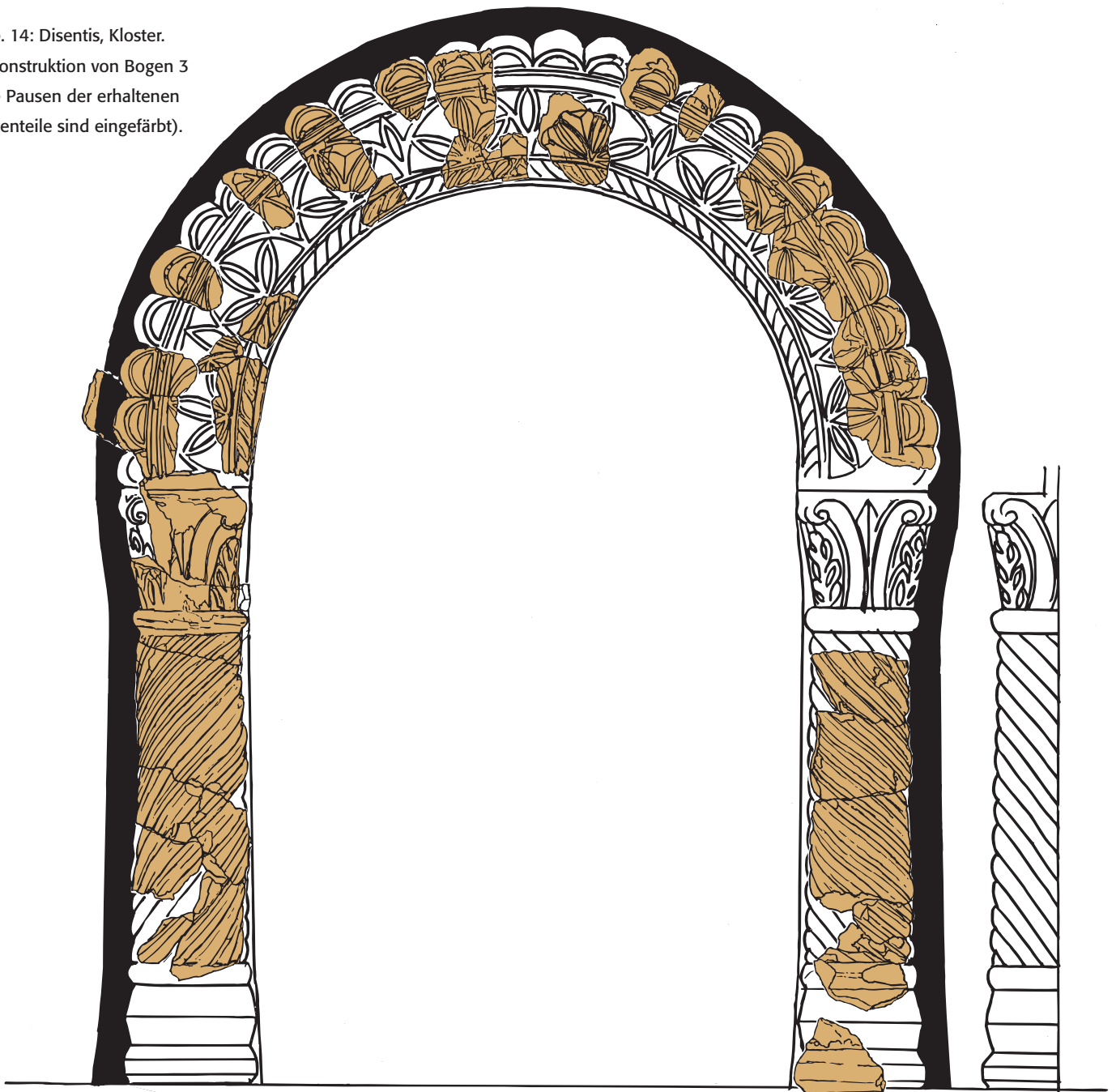




Abb. 15: Disentis, Kloster.
Die erhaltenen Teile von
Bogen 3.

vorkrängend. Die Bögen können also auch als Archivolten bezeichnet werden.

Der äussere Bogenrand schliesst mit einem aus kleinen Bögen gebildeten Band ab, das in der geschnittenen Form als Muschelkranz erscheint. Die Grösse der Muschelbögen ist bei Bogen 1 (Abb. 10 und 11) wenig, aber deutlich kleiner als bei den anderen beiden.

Zwischen dem äusseren Rand und dem Hauptmuster sind diese trennend stegbil-

denden Rillen geschnitten. Bei den Bögen 1 und 3 (Abb. 10 und 11, Abb. 14 und 15) sind es zwei Rillen, bei Bogen 2 (Abb. 12 und 13) nur eine.

Das Hauptmuster aller drei Bögen ist ein Palmettenfries, das einer einfachen Geometrie folgt: Auf einen auf die Kapitelle leicht schräg auslaufenden Halbkreisbogen mit einem Radius von zirka 27 cm für die Bögen 1 und 2 (Abb. 10 und 11, Abb. 12 und 13) sowie einem Radius von zirka 37 cm

für Bogen 3 (Abb. 14 und 15) sind sieben, beziehungsweise acht Halbkreise in Reihe gesetzt, deren gemeinsamer Radius von 7,5 cm einem viertel römischen Fuss entspricht. Die drei lanzettförmigen Blätter in den Halbkreisen - vom Kreiszentrum aus spiegelsymmetrisch zum jeweiligen Halbkreis gefächert - und das zwischen den Halbkreisen stehende Einzelblatt unterliegen ebenfalls diesem Radius. Das heisst, das Ornament wäre mit einer einzigen Zirkelspanne vorzuzeichnen. Für die auf allen Bögen teilweise noch vorhandene Vorritzung wurde der Zirkel aber nur für die Halbkreise verwendet, denn nur für diese sind Zirkelstiche vorhanden. Die Blattvorritzung ist jedoch mit der Qualität des Zirkelschlages erfolgt, also wurde sie mittels einer Schablone ausgeführt.

Der innere Rand der Bögen wird durch einen Taustab gebildet, der zugleich eine harmonische Verkleidung für den Übergang in die Leibung ergibt. Die Drehrichtung des Taus wechselt bei allen drei Bögen im Zenit, wobei das Tau von Bogen 3 (Abb. 14 und 15) im Vergleich zu den anderen beiden Bögen gegenläufig gedreht ist.

Alle diese kleinen Unterschiede (Muschelgrösse, Rillenzahl und Drallwechsel) in Begleitung mit dem durchgängig gleichförmigen Hauptornament sind im Zusammenhang damit, dass mindestens sieben weitere, meist grössere und unterschiedlich bunt gefasste Disentiser Bögen wiederum das Palmettenmuster unserer drei Bögen in sieben unterschiedlichen Spielformen variieren, bemerkenswert. Diese an Musik erinnernde Lust, einfachste Formen oder Themen stetig, aber jeweils leicht verändert neu zu wiederholen, ist typisch für den gesamten - also auch den figürlichen - Disentiser Stuck. Auch wenn diese Varianten nicht im

einzelnen und in Übereinstimmung mit der Gesamtheit geplant scheinen, so sind sie trotzdem konzeptionell und deshalb als ein wichtiges Stilmittel zu verstehen.

Die Schnitttiefe - bei den genügend grossen Flächen gemessen - liegt bei rund 1,5 cm. Der schnellen und freihand ausgeführten Ausarbeitung gemäss, wurde die Vorritzung oft überschritten. Deutlich ist die Tendenz, die Schnittflächen durch Nacharbeiten, wie etwa Schaben und Drücken, konvex zu gestalten. Die Bezeichnung Kerbschnitt ist deshalb nur bedingt zutreffend und der Vergleich mit Kerbschnitzerei irreführend.

Die Kapitelle sind ein im Disentiser Fundgut mehrfach vorhandener - zum Teil in sich wiederum leicht variiertes - Typ, der trotz starker Reduktion und Stilisierung als Abkömmling des korinthischen Akanthuskapitells erkennbar bleibt. Hinter den zwei riemenartig geschnittenen "Blatt"-Voluten wächst eine lanzettförmige Palmette, deren Grat und Spitze sowohl die Spiegelachse des Kapitells markiert, als auch die Mitte der Bandbreite des Bogens. Als letzten Rest der Akanthuskränze des korinthischen Kapitells haben sich die über die Ecken des Kapitellkörpers unter die Volute aufstrebenden schmalen und leicht gefiederten Blätter erhalten.

Ein Abakus (eine das Kapitell nach oben abschliessende Deckplatte) fehlt nicht nur den hier dargestellten Kapitellen, sondern - soweit feststellbar - auch allen andern des Disentiser Fundgutes, und die eigentlich waagrecht zu erwartende obere Abschlussfläche der Kapitelle ist in der Regel mehr oder weniger schräg nach oben ansteigend geschnitten, wie im Profil der Seitenansicht in Abb. 12 dargestellt. Der waagrechte Ab-

schluss des Kapitells in Abb. 14 ist also die Ausnahme.

Obwohl die Aussenseite des Kapitellfragmentes in Abb. 12 nicht ganz die Mitte des Frontmusters erreicht, sind die Kapitelle zumindest der architektonischen Tendenz nach entsprechend ihrer Zugehörigkeit zu Halbsäulen als Halbkapitelle zu verstehen, deren Seitenflächen demgemäss - also wie in Abb. 14 - ausgearbeitet wurden.

Die Halbsäulenschäfte sind von aussen nach innen - zur Leibungseite hin - ansteigend spiralig kanneliert. Die Zahl der einzelnen Vollrohrzüge liegt zwischen 14 und 16. Diese Differenz auf Schäften gleicher Höhe und die teilweise wellenartig ungleichmässige Abweichung zum idealen Verlauf der Spirale legen eine Vorzeichnung nahe, die frei und auf zusehen hin - vielleicht unter Verwendung eines kammartigen Instruments - erfolgt ist.

Ohne Verjüngung nach oben und ohne harmonisierende Enthasis (eine leichte Schwelung in der Längsrichtung) erweist sich der Schaftkörper als reiner Zylinder. Eine Form, die wiederum durchwegs allen Säulen des Fundgutes jeder Grösse und Ausbildung der Oberfläche eigen ist.

Die Säulenbasis besteht aus einem topfartig ausgewuchteten und leicht konischen Rundblock, der oben und unten mit je einem kräftigen Wulst abschliesst. Sein grösster Umfang ist durch Abplattung zum schwachen Grat profiliert. Eine Plinthe (quadratische Grund- oder Standplatte, auf der die ganze Säule steht) fehlt. Das heisst, zumindest fehlt sie in der zu erwartenden Art, nämlich direkt mit der Basis zusammen geformt, wie dies sonst nicht nur bei allen Teilen der Säulen, sondern bei der ganzen Gewändestuckatur insgesamt zu beobachten ist. Alle unbedingt zu unseren

drei Stuckaturen gehörenden Säulenbasen sind vollständig unterschritten und sogar stellenweise flüchtig mit Kalkmilch bestrichen. Der Raum zur Handhabung der Werkzeuge, der für diese nicht auf Sicht gedachte Bearbeitung an den nachweisbar in situ konstruierten Säulen nötig ist, beträgt in der Höhe mindestens 4 cm. Eine Standfläche - vermutlich ohne Plinthen - muss also nachträglich angebracht worden sein. Da auch keine Mörtelspuren auf den Unterschneidungen vorhanden sind, muss von einem Materialwechsel zu Stein oder sogar Holz ausgegangen werden.

Stuckierte Plinthen sind auch für alle anderen Säulen in Disentis nicht nachweisbar.

Die ganze Komposition ist über das Mittelot streng spiegelsymmetrisch.

Schmiegun g und Profil

Alle Kontinente und genügend grossen Fragmente der drei Bögen weisen eine auf Augenschein nicht deutbare Krümmung auf, die auf den Fotografien Abb. 11, 13 und 15 einigermaßen erkennbar ist. Am ehesten zutreffend ist zunächst der Vergleich mit dem breiten Rand einer grossen und tellerähnlich flachen Schüssel.

Dass diese Krümmung nicht durch Hinterschneidung entstanden ist - um etwa ähnlich wie im Tempietto in Cividale die Bögen von der Wand abstehen zu lassen -, beweist das bereits erwähnte mit Bogen 3 (Abb. 14 und 15) verschränkte Fragment, das den schwarzen Begleitstreifen belegt: Wie das rückseitige Negativ zeigt, handelt es sich um ein Stück der ersten, direkt auf der Mauer aufgetragenen Putzschicht, die in der Folge der gesamten Stuckatur als Unterlage diente, denn tatsächlich ist der Kon-

takt zwischen diesem Fragment und dem Bogenteil keine Schichtbruchstelle, sondern eine Auflagefläche.

Die Krümmung ist also eine Schmiegun g, die als Negativ die zugehörige Architektur wiedergibt.

Das für die Erstellung eines deutbaren Positivs der Schmiegun g unabdingbare Stück ist der grösste der Bogenkontinente, also Bogen 1 (Abb. 10 und 11), bestehend aus 16 bereits 1907 zusammengefü gten Fragmenten und vier neu hinzugekommenen. Trotz der hoffnungsvollen Grösse des immerhin zwei Drittel des Bogens umfassenden Kontinents hat das Unterfangen die Schmiegun g zu erfassen, mehrere Tücken: Zum einen wäre der Bogenteil zu einem Ganzen verleimt ohne eine massive rückwärtige Festigung für die nötigen Manipulationen zu schwer, um nicht zu brechen. Eine solche Festigung würde aber das zu deutende Negativ zerstören. Zum andern ist die Schmiegun gsfäche im Detailbereich ohnehin nicht relevant, denn sie lag ja nicht direkt auf der Mauer auf. Im übrigen sind die Leimungen und Zementierungen von 1907 nicht fugenlos auf Anstoss, was wiederum zu - wenn auch geringen - Abweichungen führt. (Ein Abguss der Rückseite ist also derzeit weder möglich noch besonders sinnvoll, da auch dieser interpretationsbedürftig wäre.) Und schliesslich sind die stellenweise erhaltenen Leibungsansätze unter dem Taustab für jede Art der Formsuche ein beträchtliches technisches Hindernis.

Die von der Sache her geeignete und örtlich, zeitlich und finanziell tragbare Methode und Technik bestand darin, unter Berücksichtigung aller Teile, der Profile und der übrigen Indizien (etwa der Verlauf der Oberflächen der Bögen oder die bereits be-

kannten Muster und Dimensionen der Bögen in der Fläche) in Styroporblöcken die entsprechende Passform allmählich plastisch zu erarbeiten.

Die erzielte Annäherung erlaubt die folgenden sicheren Aussagen:

1. Alle drei Bögen liegen nicht in einem Zylinder, sondern in einem kugelähnlichen Ausschnitt, der bei den beiden kleineren Bögen identisch ist und deutlich enger ausfällt als beim grossen Bogen.

2. Alle drei Bögen laufen auf der Höhe der Oberkante ihrer Kapitelle auf einen Zylinder aus, dessen Radius für die beiden kleineren Bögen zwischen 130 cm und 140 cm liegt und der beim grossen Bogen auf etwa 280 cm angenähert werden kann.

3. Die kleinen zwei Bögen weisen 18 cm über ihren Kapitellen einen leichten Knick als Folge einer plötzlichen Steigerung ihrer Krümmung auf, die beim grossen Bogen nicht vorhanden ist. Das heisst, die beiden engeren Kugelausschnitte sind leicht horizontal abgeflacht oder gedrückt. Der grosse Kugelausschnitt ist demgegenüber harmonisch.

4. Die Profile - insbesondere das ausschlaggebende Profil auf Höhe des gefassten Begleitstreifens beim grossen Bogen - und die auf der an sich konvexen Rückseite der Bogenteile im äusseren Randbereich konkaven Partien markieren die Begrenzungen der gefundenen flachen apsidiolenartigen Nischen und zugleich den Übergang zu einer flachen Mauer. Optisch gingen diese Nischen mit den äusseren Umrandungen der Stuckaturen in die Wandfläche über.

Architektonisch verläuft die unscharf ausgerundete Begrenzungskante deutlich unter der äusseren Stuckaturgrenze, d. h., die Übergänge wurden tatsächlich von der Stuckierung überdeckt.

Die drei Stuckaturen gehörten also weder in Apsiden noch in Apsidiolen. Es sind flache, Apsidiolen bildende Gewände mit am ehesten zu Fensteröffnungen passenden Leibungen, die - soweit fassbar - praktisch rechtwinklig zur Mauerfläche verliefen.

Die Sohlbänke der Gewände waren aller Wahrscheinlichkeit nach waagrechte Nischenböden, wo hingegen die der Leibungen möglicherweise mehr oder weniger schräg geschnitten gewesen sein könnten.

Es ist naheliegend, die drei Gewändestuckaturen als symmetrische Fenstergliederung einer Wand, wahrscheinlich einer Ostwand, zu sehen. Dies ist meines Erachtens auch sehr gut möglich, obwohl noch mindestens ein weiteres Gewände im wesentlichen gleicher Art - mit allerdings anderen, nur noch mit Blattvoluten geschmückten Kapitellen - nachweisbar geworden ist.

Unter dieser vorerst weder zu beweisenden noch zu widerlegenden Annahme käme als zugehöriger Bau nur der mit einer einfachen Ostwand abschliessende Vorgängerbau der dreiapsidigen Martinskirche in Betracht.

Schlussbemerkung

Eine kunsthistorische Würdigung bzw. Einordnung dieser drei zierlich eleganten Fenstergewände wird zu gegebener Zeit erfolgen; womöglich am erweiterten Befund und mehr oder weniger im Kontext mit weiteren Bearbeitungsergebnissen im Bereich des ganzen Fundgutes.

Schon jetzt aber ist eine signifikante Tendenz im Charakter des Disentiser Stuckes erkennbar: Die Vergleiche mit den frühmittelalterlichen Stuckausstattungen von Sankt Benedikt in Mals, San Salvatore in Brescia und Santa Maria della valle in Cividale (sog. Tempietto) ergeben neben grundsätzlichen Ähnlichkeiten vor allem Differenzen in jedem fassbaren Bereich. Jeder Versuch, direkte oder auch nur enge Verbindungen nachzuweisen, scheidet. Die Disentiser Stuckausstattung etwa als ländliche Umsetzung der Ausstattung des Tempietto in Cividale zu sehen, entbehrt jeder Grundlage.

Der Disentiser Stuck ist kunsthandwerklich-technisch und - soweit derzeit absehbar und verstehbar - auch künstlerisch von hoher und eigenständiger Qualität.

Ein frühmittelalterliches Gräberfeld in Haldenstein - Archäologische Untersuchungen auf dem "Stein" und in der "Pündta"



Abb. 16: Haldenstein, "Stein".
Blick auf das Dorf Haldenstein von Norden. Am Rande der Rheinterrasse (Pfeil) liegt die Flur "Stein".

Das Dorf Haldenstein mit seinem Schloss liegt dicht an den Ostfuss des Calandamasivs gedrängt auf einer linksseitigen Fluss-terrasse im Churer Rheintal (Abb. 16). Unmittelbar nördlich des Schlosses beginnt eine bergwärts ansteigende Geländeerhebung, auf der das alte Dorf ruht (Abb. 17). Östlicher, d. h. talseitiger Ausläufer dieser Erhebung ist die Flur "Stein", wo unlängst noch ein Wohnhaus und vier Stallbauten standen (Abb. 18). Um ein Mehrfamilienhaus mit Tiefgarage zu bauen, wurden sie im Frühjahr 1998 abgerissen.

Schon 1993, während lokalen Aushubarbeiten im Keller des vormaligen Wohnhauses, fanden sich Überreste eines Grabes.² Nicht ganz überraschend kamen deshalb 1997, in einer ersten Ausgrabungsetappe im Zusammenhang mit dem Neubauprojekt, 23 weitere Gräber zum Vorschein.³ Nach dem Abbruch der bestehenden Gebäude im Frühjahr 1998 liessen sich auch die restlichen Bereiche des Baugeländes archäologisch untersuchen, wobei nochmals 21 Bestattungen freigelegt werden konnten (Abb. 19).

Nur kurz nach Abschluss der Ausgrabung auf dem "Stein" war eine Parzelle in der Flur "Pündta", welche unmittelbar nördlich an die Überbauung "Auf dem Stein" anschliesst, von einem Bauvorhaben betroffen. Flächige Sondierungen bestätigten alsbald die Vermutung, dass sich der auf dem "Stein" nachgewiesene Friedhof auch bis in diesen Bereich ausdehnt. Die folgende Ausgrabung in der "Pündta" im Frühjahr 1999 förderte nochmals 13 Gräber zu Tage.

Wie sich während den Untersuchungen herausstellte, wurden die Gräber dieses Friedhofs in ein mächtiges, durch Bergsturzmassen und Rüfenschutt zusammengesetztes Materialpaket eingetieft (Abb. 20). Die Gesteins- und Schuttmassen bilden nicht nur die eingangs erwähnte, über die Flussterasse herausragende Geländeerhebung mit dem alten Dorfkern, sie überdecken auch, in Tiefen bis zu sechs Metern, Kulturschichten mit prähistorischen Siedlungsspuren aus der späten Bronze- und der frühen Eisenzeit.⁴ Nebenbei ermöglichte das massive Abtiefen der Baugrube auf dem "Stein" auch einen lohnenden Einblick in



Abb. 17: Haldenstein, "Stein". Das Schloss und der alte Dorfkern von Osten. Rechts von der Bildmitte die Ökonomegebäude auf dem "Stein". Foto um die Jahrhundertwende.

2 Kurzbericht in: JHGG 1993, S.120.

3 Kurzberichte in: Jb ADG DPG 1997, S. 53-54. - Jb-SGUF 1998, S. 315-316.

4 Die prähistorischen Ausgrabungsergebnisse wurden von Mathias Seifert, der die Untersuchungen wissenschaftlich begleitete, bereits im letzten Jahresbericht vorgestellt. SEIFERT MATHIAS: Bedeutende Funde aus der frühen Eisenzeit in Haldenstein "Auf dem Stein". In: Jb ADG DPG 1998, S. 25-33.

die Entstehungsgeschichte des gesamten Dorfkernuntergrunds (Abb. 21).⁵

Der “Haldensteiner Bergsturz” und andere Katastrophen

Es zeigte sich, dass die Gesteins- und Schuttmassen nicht in einem Schub hierher gelangten, sondern verschiedene, aufeinander folgende Katastrophen für die Materialaufhäufung verantwortlich waren. Die Anfänge der späteren Erhebung gehen ins 9. Jahrhundert v. Chr. zurück, als die Fluss-terrasse noch eine horizontale Oberfläche besass und breiter war (Abb. 22 und 23).⁶ Eine erste, kleinere Rufe, die am Calanda niederging, lagerte nun Geschiebematerial auf die Geländeterrasse ab. Die hier nachgewiesene spätbronzezeitliche Siedlung aus dem 10. Jahrhundert v. Chr. ist zu diesem Zeitpunkt aber bereits aufgegeben worden. Möglicherweise wurde das früher bewohnte Gelände damals als Ackerfläche benutzt. Das liegen gebliebene Material des ersten Ruffenniederganges dürfte die Topographie der Rheinterrasse bereits stark verändert haben. Es ist anzunehmen, dass sich das vorher flache Gelände in eine hügelige Landschaft mit Kuppen und grösseren Mulden verwandelte, auf denen sich erneut die Vegetation ausbreitete. In dieser Phase, wenn auch nur für kurze Zeit, wurde das Gebiet von einer früheisenzeitlichen Bevölkerung bewohnt, die hauptsächlich von der Jagd lebte. Mathias Seifert datiert die Reste dieser jüngeren Siedlung ins 8. Jahrhundert v. Chr. Der Grund für die Aufgabe der früheisenzeitlichen Häuser veranschaulicht möglicherweise ein Schichtenpaket von Stillwasserablagerungen, welches unmittelbar über den Siedlungsresten liegt. Offensichtlich muss sich hier über einen gewissen



Zeitraum ein lokaler See gebildet haben, in den sich diese Schichten ablagern konnten. Das Paket der Seesedimente hat sich stellenweise bis über ein Meter hoch erhalten, was für einen längeren Zeitraum dieses Zustands spricht.

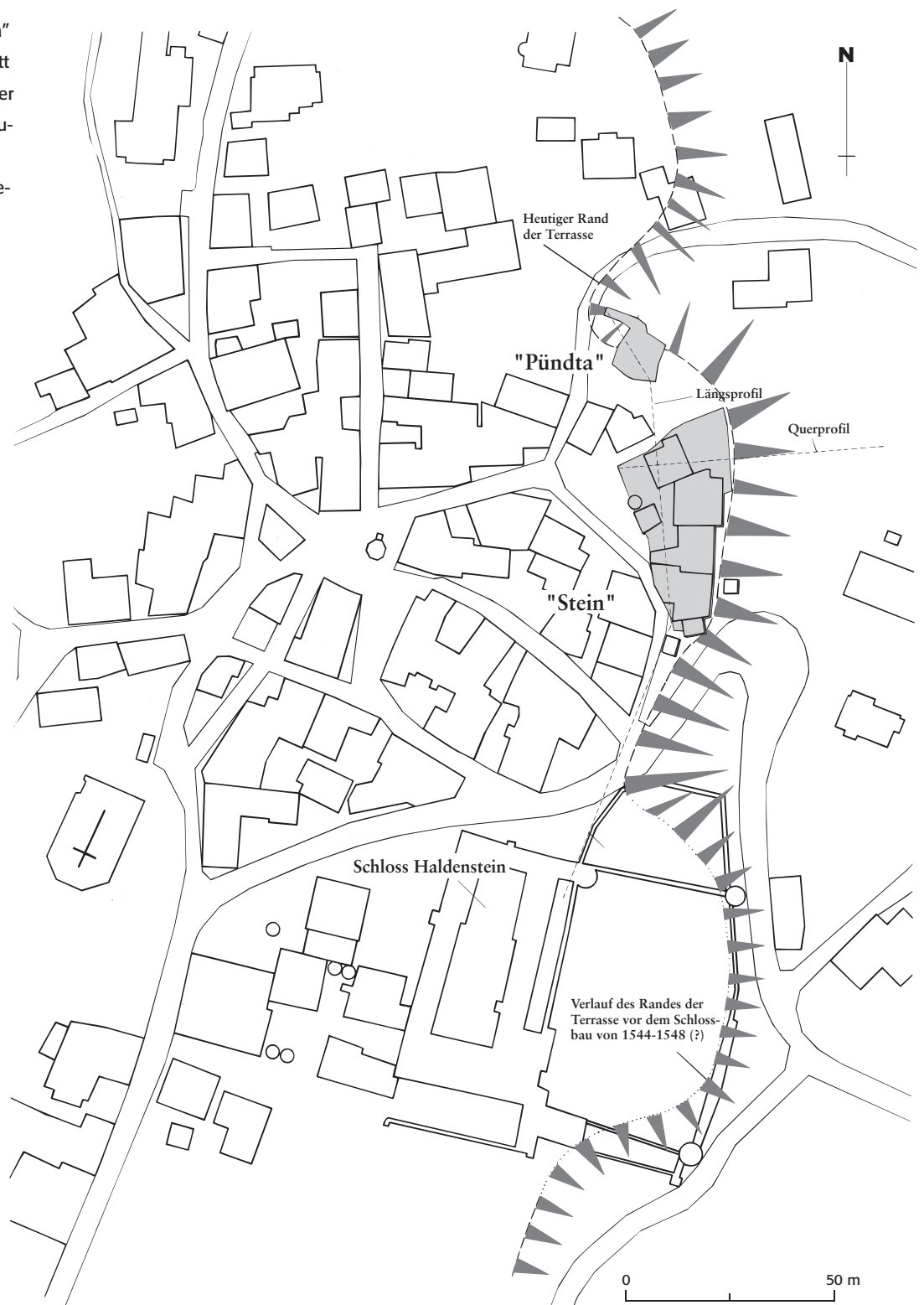
Den eigentlichen, zahlreichen Schlamm- und Gerölllawinen, die sich später hier noch herunterwälzen sollten, ist aber ein Abbruch von riesigen Felsbrocken am Calanda vorausgegangen. Gigantische Blöcke türmten sich als Folge des Bergsturzes am heutigen Rand der Geländeterrasse auf. Zeugen dieser Katastrophe prägen seither das Bild rund um den “Stein”. Noch heute ragen Felsbrocken aus der hangseitigen Stützmauer der zum Dorf ansteigenden Strasse oder bilden, wie beispielsweise beim Haus “Stein Nr. 1”, eine dreigeschossige (!) Rückwand des Nebengebäudes (Abb. 20). So ist es mehr als einleuchtend, woher die Flur “Stein” ihren Namen erhielt. In Bezug auf die zu untersuchende Grabungsfläche ist festzuhalten, dass die grossen Felsbrocken hauptsächlich im südlichen, dem Schloss zugewandten Bereich der Baugrube auftraten. Möglicherweise bildeten diese

Abb. 18: Haldenstein, “Stein”.
Blick von Osten auf den
Haldensteiner Dorfkern. In
der Bildmitte die Bauten auf
dem “Stein”. Foto um 1980.

- 5 Aus finanziellen Gründen mussten die archäologischen Untersuchungen des prähistorischen Befundbereichs parallel zu den Aushubarbeiten durchgeführt werden, wobei zwei Monate lang, bis zum Abschluss der Grubenwandsicherung, katastrophale Grabungsbedingungen herrschten. Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sei an dieser Stelle für Zuhilfenahme und Geduld herzlich gedankt.
- 6 Aufgrund von Höhenvergleichen ist auch möglich, dass es sich beim bronzezeitlichen Schichtenpaket um den damaligen Talgrund handelt. Wann genau die Bildung der heutigen Geländeterrassen im Churer Rheintal beginnt, ist nicht sicher. Für wertvolle Hinweise und Zusammenarbeit bedanke ich mich herzlich bei Christoph Nänni, Geologe in Chur.

**Ein frühmittelalterliches
Gräberfeld in Haldenstein**

Abb. 19: Haldenstein, "Stein"
und "Pündta". Planausschnitt
von Haldenstein mit Lage der
Grabungsflächen. Die Gebäu-
de im Bereich der "Stein"-
Grabung wurden 1998 abge-
brochen. Mst. 1:1500.



aufgetürmten Blöcke eine südliche Begrenzung der späteren Riefenschneise, was erklären könnte, weshalb die Schlamm Massen im heutigen Schlossbereich nicht vorhanden sind.⁷ Die auf den Bergsturz folgende Riefe ging in mehreren Schüben nieder und formte den stattlichen Schuttkegel, der die heutige Topographie des Dorfkerns bestimmt. Wer den Verlauf der heutigen Terrassenböschung verfolgt, erkennt den zungenartigen Vorstoss des Riefenschutts in nordöstliche Richtung.

In einer Sondierung der "Pündta"-Grabung läuft das Riefengeschiebmaterial auf ein Paket von Stillwasserablagerungen und humosen Schichten aus, die hier auch die Oberfläche des späteren Friedhofs bilden. Aus diesem Schichtenpaket, wie aus den dortigen Grabgrubenfüllungen stammen vereinzelte Keramikscherben aus der älteren Eisenzeit (Abb. 34, 9-11). Aufgrund des Schichtbildes dürfte hier der nordwestliche Rand der Riefenzunge gefunden worden sein.

Mathias Seifert vermutet, dass sich die verschiedenen Naturkatastrophen im Zeitraum zwischen dem 8. und 6. Jahrhundert v. Chr. ereigneten. Der Verlauf der Schichten im Querprofil der Böschung macht deutlich, dass die heutige Geländeterrasse in dieser Form erst nach der lokalen Seenbildung und den Riefenniedergängen geformt worden ist (Abb. 23). Erosion durch den hochgehenden Rhein war dafür verantwortlich, dass die Terrasse ihre heutige Breite erhielt. Wann genau die aktuelle Böschung geformt war, wissen wir nicht. Bei den ältesten Funden, welche über dem Bergsturzmaterial geborgen werden konnten, handelt es sich um wenige Scherben von römischem Tafelgeschirr (Terra Sigillata) und um ein bronzenes Fibelfragment, das in die Zeit des Übergangs von der jün-



Abb. 20: Haldenstein, "Stein". Das Baugelände auf dem "Stein" von Nordosten, nach dem Abbruch der Gebäude 1998. Im Vordergrund die letzte Grabungsetappe des Friedhofs. Die Pfeile markieren Felsbrocken des Bergsturzes.



Abb. 21: Haldenstein, "Stein". Blick von Nordosten in die Baugrube. Das Plastikdach links schützt erste Ausgrabungen im prähistorischen Schichtenbereich.

geren Eisen- in die römische Zeit datiert (Abb. 34, 6-8). Da Gräber des späteren, frühmittelalterlichen Friedhofs die heutige Böschung hinunter staffeln, ist davon auszugehen, dass der Abhang zu Zeiten des Gräberfeldes etwa so aussah wie heute.

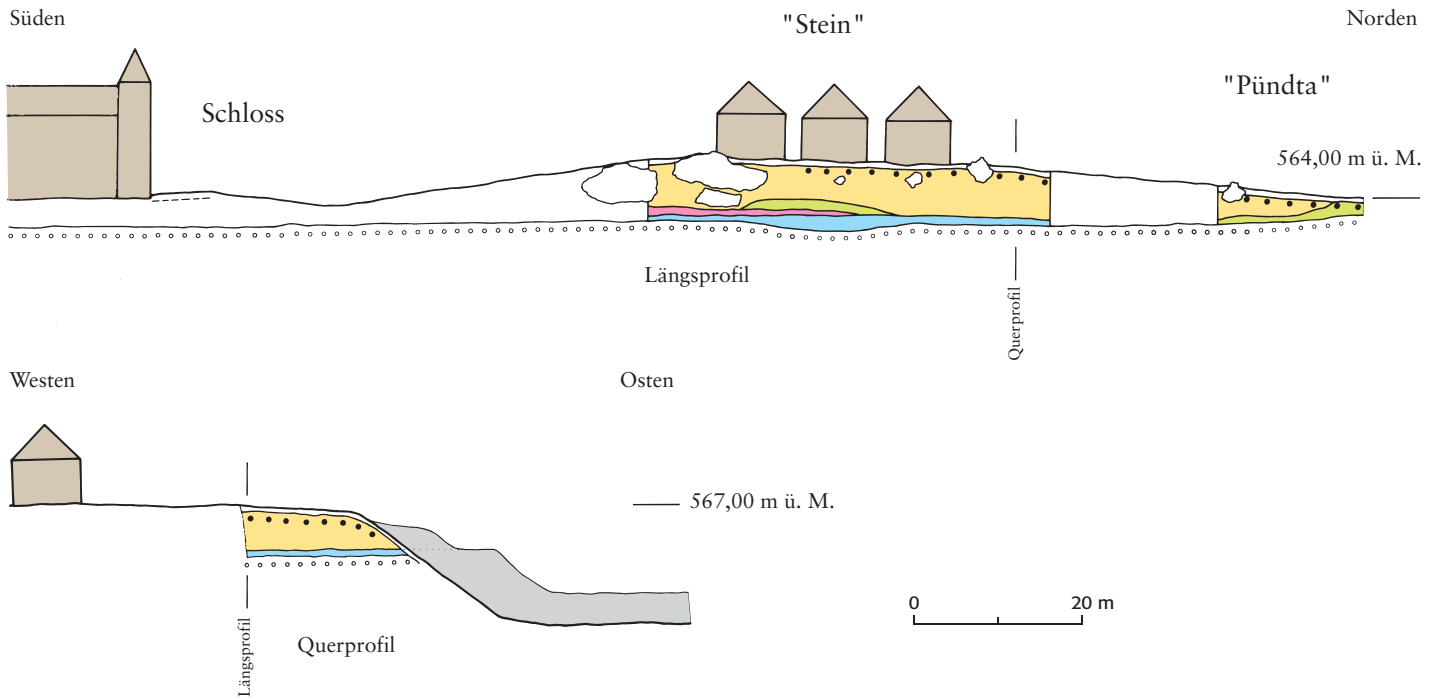
Das Gräberfeld

Anlage

Die Topographie des Gräberfeldes wird durch die von äusseren Einflüssen geformte Geländeterrasse bestimmt (s. oben). Anhand der auf dem Gräberplan eingezeichneten, damaligen Böschungskante wird ersichtlich, dass sich Bestattungen auf den Bereich der abgeflachten, in nordöstliche Richtung aus der Böschung herausragenden Kuppe konzentrieren (Abb. 24). Relativ dicht drängen sich Gräber auch südöst-

⁷ CLAVADETSCHER URS, GREDIG ARTHUR: Schloss Haldenstein 1985-88, archäologische Untersuchungen. In: AiGR, S.395-418. - S. auch: Jb ADG DPG 1993, S. 120-122.

**Ein frühmittelalterliches
Gräberfeld in Haldenstein**



Legende









- | | |
|---|---|
|  Bronzezeitl. Kulturschichten 11./10. Jh. v. Chr. |  Rekonstruktionsversuch des früheren Terrassenbereichs |
|  Rüfengeschiebe, danach eisenzeitliche Siedlung 8. Jh. v. Chr. |  Kies der Flussterrasse |
|  Stillwasserablagerungen |  Röm. Siedlungsschicht |
|  Rüfengeschiebe |  Frühmittelalterlicher Friedhof |

Abb. 22: Haldenstein, "Stein" und "Pündta". Längsprofil der Geländeterrasse, nach Westen. Mst. 1:900.

Abb. 23: Haldenstein, "Stein" und "Pündta". Querprofil der Geländeterrasse, nach Norden. Mst. 1:900.

lich des länglichen Felsbrockens am Südrand dieser Kuppe. Die etwas weiter östlich, längs zur Böschung liegenden Gräber staffeln stufenartig den steilen Hang hinunter. Anhand der markanten Unterschiede der absoluten Bestattungshöhen darf angenommen werden, dass die damalige Böschung östlich des "Steins" etwa diesselbe Neigung aufwies wie heute. Im Bereich der "Pündta" fällt das Gelände weniger steil und in breiten Stufen ab. Eine ausgeprägte Böschungskante, wie östlich des "Steins", fehlt hier. Ob die in westliche und südliche Richtung abnehmende Anzahl

der Gräber auf dem "Stein" die tatsächliche Streuung wiedergibt, ist hingegen fraglich. Hier muss mit grösseren Störungen gerechnet werden, wurde das Gelände doch, im Zusammenhang mit der späteren Bautätigkeit an dieser Stelle, mehrmals ausplaniert. Wenn wir uns vor Augen führen, wie dicht stellenweise Bestattungen unter den verschiedenen Stallböden zu Tage traten, ist anzunehmen, dass die Gräberstreuung in den überbauten Bereichen ursprünglich dichter war. Auch deshalb sind eindeutige Begrenzungen des Gräberfeldes leider nicht auszumachen.

Erhaltungszustand und Anzahl der Gräber

Das Skelettmaterial hat sich sehr unterschiedlich erhalten. Ein beträchtlicher Teil der Knochen ist beinahe oder gänzlich vergangen, so dass von einigen Bestattungen beispielsweise nur Schaftreste der Langknochen übriggeblieben sind. Der Grund dafür liegt womöglich in der erhöhten Luftdurchlässigkeit des Rufenmaterials, in dem auffallenderweise auch keine Holzreste die Zeit überdauerten. Am besten erhalten haben sich jene Skelette, welche auf eine leicht humose Schichtunterlage gebettet wurden, besonders jene, die als Zweitbestattungen in schon vorher bestehenden Grabgruben lagen.

An nicht friedhofbedingten Störungen sind neben den bereits erwähnten, im Zusammenhang mit der späteren Bautätigkeit stehenden Planierungen und Geländeänderungen, zwei grössere Kalkgruben und maschinell angelegte Sondierschnitte zu nennen.

Grabgruben, welche keine Nummer auf dem Gräberplan besitzen, waren entweder ganz leer, sind von den späteren Bauten umfassend gestört worden oder sind, da sie nicht mehr direkt vom Neubauprojekt tangiert wurden, nicht aufgedeckt worden. Dem untersuchenden Anthropologen lieferten wir schliesslich Skelettreste von 58 verschiedenen Individuen ab, einbezogen drei archäologisch fassbare Erstbestattungen aus zweimal belegten Gruben und das erste Grab aus dem Jahre 1993. Im ebenfalls abgegebenen Knochenmaterial aus den Grubenfüllungen fanden sich bis anhin Skelettteile von drei weiteren Individuen, womit sich die Zahl der Zweitbestattungen verdoppelt und die Gesamtzahl der Individuen auf 61 erhöht.⁸

Grabsitte

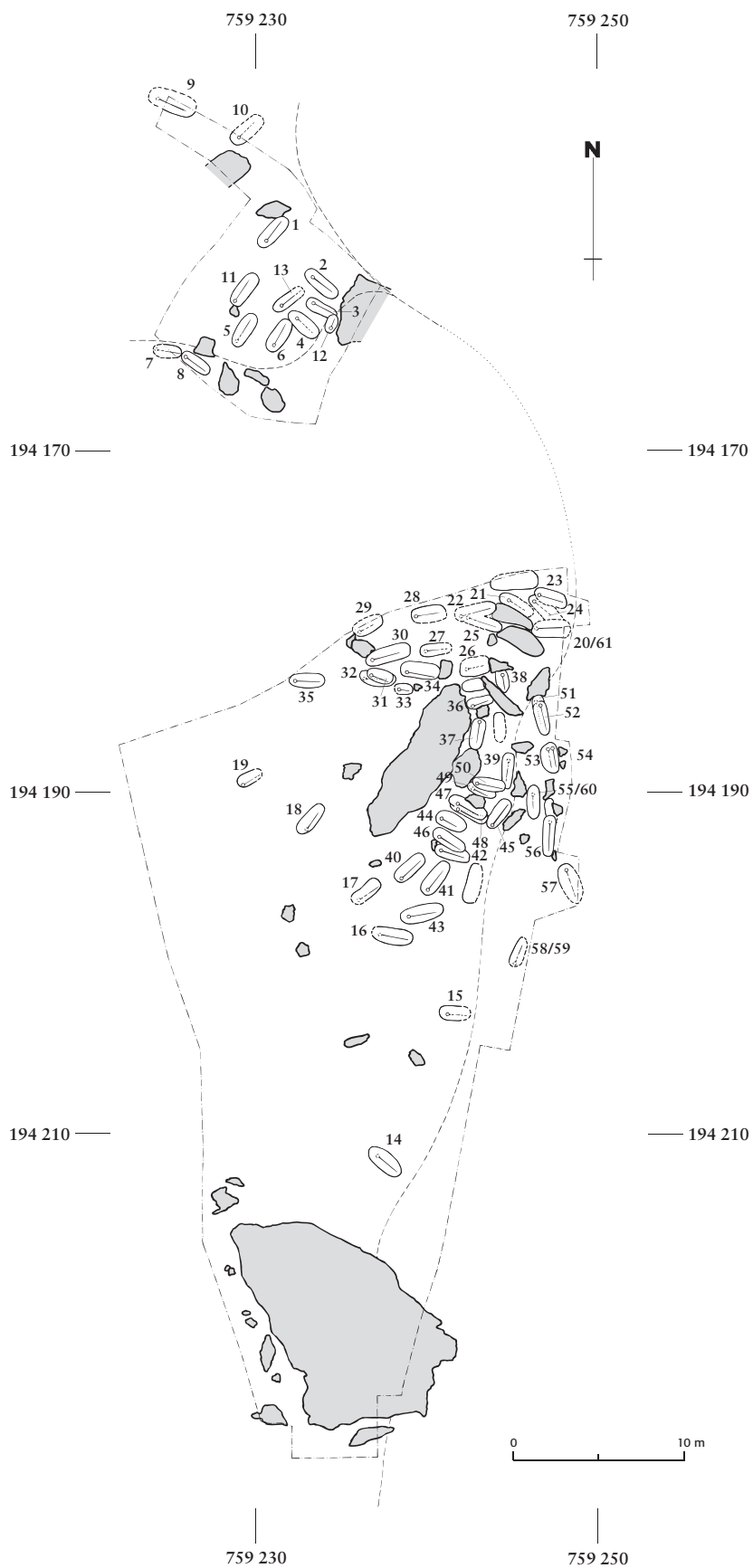
Das Gräberfeld enthielt ausschliesslich Körpergräber, die in gestreckter *Rückenlage* beerdigt worden waren. Die Arme sind, wo noch feststellbar, meist über das Becken gelegt worden, vereinzelt über den Bauch oder die Brust. Bei einigen Bestattungen lagen sie ausgestreckt neben dem Rumpf. In zwei Fällen lagen die Hände gekreuzt übereinander; zwei weitere Male könnten sie gefaltet worden sein.

Bezüglich der *Orientierungsrichtung* sind verschiedene Gruppen zu unterscheiden, auch wenn im Einzelfall topographische Gegebenheiten, wie an der Oberfläche des Rufenschlamms "schwimmende" Felsbrocken, die Ausrichtung stark beeinflussten (nachfolgend wird an erster Stelle die Richtung des Kopfes genannt). Sicher topographisch bedingt, aber aus anderem Grund, ist die Orientierung jener Nord-Süd ausgerichteten Gräber, welche am Ostrand der "Stein"-Grabung die Böschung hinunterstaffeln (Abb. 25). Alle übrigen Bestattungen orientieren sich mehr oder weniger nach Osten, wobei die Abweichungen so bedeutend sind, dass sich hier drei Gruppen unterscheiden lassen. Auf dem eingangs erwähnten, kuppenartigen Böschungsvorsprung am Nordrand der "Stein"-Grabung konzentrieren sich West-Ost-Bestattungen. Mit ganz wenigen Ausnahmen ist dies der einzige Bereich, wo Gräber dieser Orientierung zu finden sind. Südwest-Nordost ausgerichtete Bestattungen finden sich sowohl in der "Pündta" wie auf dem "Stein"; dort in lockerer Streuung südlich des grossen Felsbrockens. Gräber mit Nordwest-Südost-Orientierung konnten in der "Pündta" und auf der Kuppe des "Steins" aufgedeckt werden. Eine ganze Reihe dieser Gruppe

8 Die anthropologische Untersuchung des Knochenmaterials ist zurzeit noch im Gange. Sie liegt in den Händen von Bruno Kaufmann, Aesch. Für die vorliegenden Zwischenresultate bedanke ich mich herzlich.

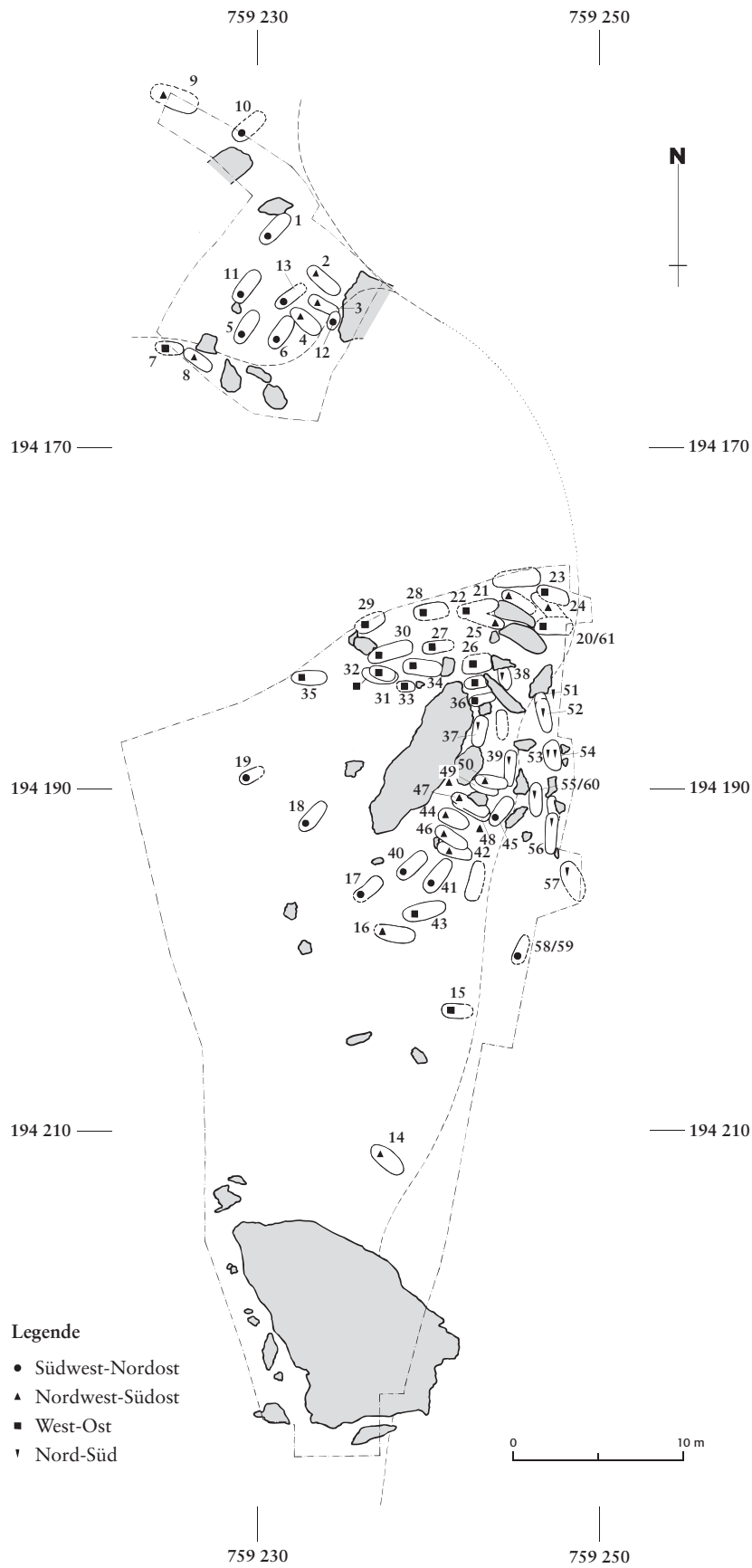
**Ein frühmittelalterliches
Gräberfeld in Haldenstein**

Abb. 24: Haldenstein, "Stein"
und "Pündta". Gräberplan.
Die gestrichelte Linie zeigt
die Böschungskante zur Zeit
des Friedhofs. Mst. 1:400.



**Ein frühmittelalterliches
Gräberfeld in Haldenstein**

Abb. 25: Haldenstein, "Stein" und "Pündta". Gräberfeldplan. Orientierungsrichtung der Bestattungen. Mst. 1:400.



Ein frühmittelalterliches
Gräberfeld in Haldenstein

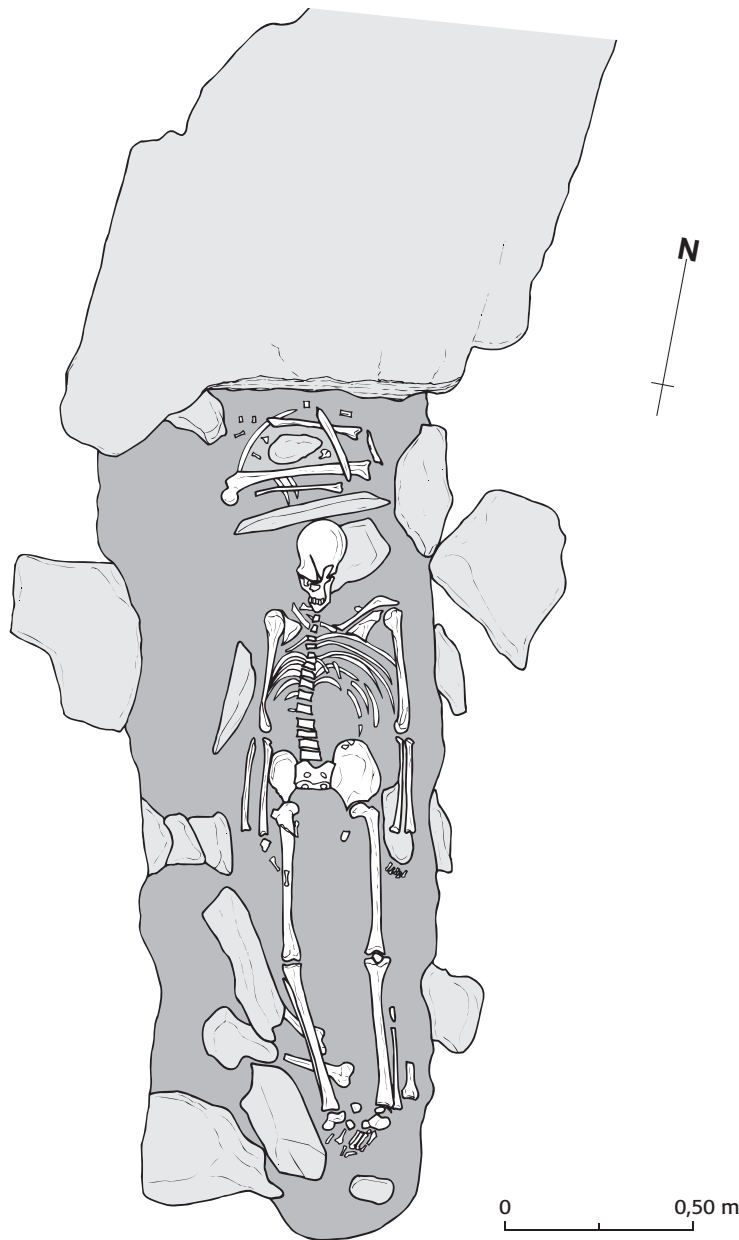


Abb. 26: Haldenstein, "Stein".
Einige Grabgruben wurden
zweimal belegt. Die jüngere
Bestattung 51 mit Knochen-
depot. Die angehäuften Kno-
chen stammen von der älte-
ren, teilweise noch darunter
liegenden Erstbestattung 52.
Mst. 1:20.

fand sich, dicht gedrängt und stellenweise
überschnitten, entlang der Südostkante des
länglichen Felsbrockens auf dem "Stein".
Der Bezug dieser Gräberreihe zum Fels-
brocken ist offensichtlich. Ob die Gliede-
rung jener Bestattungen, deren Ausrichtung

nicht topographisch erklärt werden kann,
weitere Schlüsse zulässt, bleibt abzuwarten.
Mit ganz wenigen Ausnahmen sind keine
Grubenüberschneidungen zwischen den ein-
zelnen Orientierungsgruppen festzustellen,
so dass eine mögliche zeitliche Abfolge der
Gruppen am Befund nicht nachweisbar ist
(s. Datierung).

Dass sich auffallend *wenig Gräber über-
schneiden*, dürfte primär mit anzunehmen-
den Grabmarkierungen auf der alten Ober-
fläche zusammenhängen (s. Grabbau). Dar-
über hinaus deuten verschiedene Beobach-
tungen darauf hin, dass mit einigen Grab-
stellen auch in späterer Zeit ein bewusst sehr
sorgfältiger Umgang gepflegt wurde. So sind
beispielsweise nach dem Absinken der Gru-
benfüllungen von Grab 20 und 23 lokale
Mulden entstanden, die noch zu Zeiten des
Friedhofs ordentlich mit Feinmaterial wieder
aufgefüllt wurden. Ähnliches ereignete sich
nach dem Absinken des Doppelgrabes
53/54, wo über die nachträgliche Mulden-
füllung noch eine grosse Steinplatte gelegt
worden ist (s. Grabbau und Abb. 31).

Inwiefern die in sechs Fällen eindeutig
nachgewiesene *zweimalige Belegung* dersel-
ben Grabgrube beabsichtigt war, ist archä-
ologisch kaum zu beantworten. Dreimal
wurde dabei die Erstbestattung nicht
oder nur teilweise gestört. Weiter ist in zwei
Fällen ein sorgfältiger Umgang mit Kno-
chen der Erstbestattung zu beobachten,
wobei Teile des älteren Skeletts nicht ein-
fach in der Füllung landeten, sondern am
Rand der Grube zu einem kleinen *Depot*
aufgehäuft wurden.⁹ Ein schönes Beispiel
dafür bietet Grab 51 auf dem "Stein", wo
nördlich des Schädels Knochen der teilwei-
se noch darunterliegenden, älteren Bestat-
tung 52 in ein eigens dafür geschaffenes
"Separée" gebettet wurden. Die Stelle des

**Ein frühmittelalterliches
Gräberfeld in Haldenstein**

Abb. 27: Haldenstein, "Stein".
Grabgruben südöstlich des
länglichen Felsbrockens, nach
dem Bergen der Skelette.

Blick von Westen.

- ⁹ Eine Beobachtung, die schon im grossen frühmittelalterlichen Gräberfeld von Bonaduz gemacht werden konnte: SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER GUDRUN: Churrätien im Frühmittelalter. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 26, München 1980, S. 21, Liste 8 und Taf. 52A.
- ¹⁰ Auch hier liefert Bonaduz ein Vergleichsbeispiel: s. Anm. 9, Grab 573, S. 160 und Taf. 49.
- ¹¹ Neben Bonaduz beispielsweise im frühmittelalterlichen Friedhof von Schiers: ERB HANS: Bau- und Grabfunde aus frühchristlicher Zeit in Schiers. In: BM 1962, S. 79-89. - DERS. In: JbSGU 1972/73, Bd. 57, S. 392-396. - GAUDENZ GIAN: Schiers - Pfarrhausgarten, eine frühmittelalterliche Nekropole. In: AiGR, S. 206-211.

Abb. 28: Haldenstein, "Stein".
Grab 55 mit Rest einer talseitigen
Trockenmauer. Blick von
Westen.



Knochendepots war mit einer Steinplatte ausgelegt und mit einer stehenden Platte von der jüngeren Bestattung abgetrennt worden (Abb. 26).

Bei fünf Gräbern konnten eindeutige *Sargreste* festgestellt werden, wobei Überreste der Seitenwände oder Holzbrettreste, welche über dem Skelett lagen, erkennbar waren. In zwei Fällen waren die Sargdeckel angekohlt.¹⁰

Das Auftreten von *Holzkohlen* in den Grubenfüllungen oder lokal in der Nähe der Bestattungen ist schon verschiedentlich andernorts beobachtet worden.¹¹ In Haldenstein konnte diese Sitte in vier Fällen nachgewiesen werden; bei Grab 5 in der "Pündta" lagen die Holzkohlen lokal angehäuft, auf der rechten Seite neben dem Kopf. In der Grube des Kindergrabes 38 fanden sich einige Kleinstpartikel aus Ziegel- oder Terra-Sigillata-Material.

Die Gräber des Haldensteiner Friedhofs waren beinahe ausschliesslich *beigabenlos*. Ausnahmen bilden dabei die Kindergräber 13 und 38, wo je ein beinerter Dreilagen-

kamm beigegeben worden ist (Abb. 34, 12.13). Bei zwei Bestattungen in der "Pündta" fanden sich letzte Überreste von einfachen, eisernen Schnallen.

Einige *frühmittelalterliche Funde* aus jüngeren Schichten lassen erahnen, dass bei den späteren Planierungsarbeiten infolge der Bautätigkeit weitere Bestattungen mit Beigaben gestört worden sind. Bei diesen Funden handelt es sich um ein Fragment eines Dreilagenkamms (Abb. 34, 4), eine kleine blaue Glasperle (Abb. 34, 3) und um eine tönernerne Scherbe eines schwarz gebrannten, bauchigen Gefässes mit abgerollten Wellenlinien, Drehrillen und schuppenartiger Verzierung (Abb. 34, 5). Eher zuzuordnen sind hingegen zwei Glasperlen aus Grubenfüllungen. In der Grube von Grab 46 fand sich eine zylindrische Perle mit Bemalung (Abb. 34, 1), welche wahrscheinlich zum überschnittenen, älteren Grab 42 gehörte. Aus der Grube der Zweitbestattung 47 stammt eine herzförmige Perle aus blauem, durchsichtigem Glas (Abb. 34, 2), die ursprünglich wohl bei der Erstbestattung 48 lag.¹²



Ein frühmittelalterliches
Gräberfeld in Haldenstein



Abb. 29: Haldenstein, "Stein".
Plattenförmige Steine über der
Füllung von Grab 31. Blick von
Nordwesten.

Abb. 30: Haldenstein, "Stein".
Steinplattenlage in der Auffül-
lung des Doppelgrabes 53/54.
Darunter lagen zwei Kinder, die
im 7. Jahrhundert im Alter von
etwa 10 Jahren gestorben sind.
Blick von Westen.

Grabbau

Jede der Grabgruben war, mehr oder weniger sorgfältig, mit Steinen umrandet. Oftmals sind diese *Einfassungen* über die gesamte Grubenhöhe hochgezogen worden. Eher selten wurden grössere, plattenförmige Steine vertikal gegen die Grubenwand gestellt (Abb. 27). Weil der Untergrund aus



Rüfenschlammablagerungen gebildet wird, waren Steine beim Ausheben der Gruben zuhauf angefallen. Es ist deshalb fraglich, ob die Grabeinfassungen tatsächlich als stilistisches Merkmal zu verstehen sind (Abb. 20). Bei der in der steilen Böschung liegenden, zweimal belegten Grabgrube 55/60 auf dem "Stein" war auf der Talseite ansatzweise eine Trockenmauer zu sehen (Abb. 28). Anzeichen oder Überreste von Grabgebäuden fehlen gänzlich.

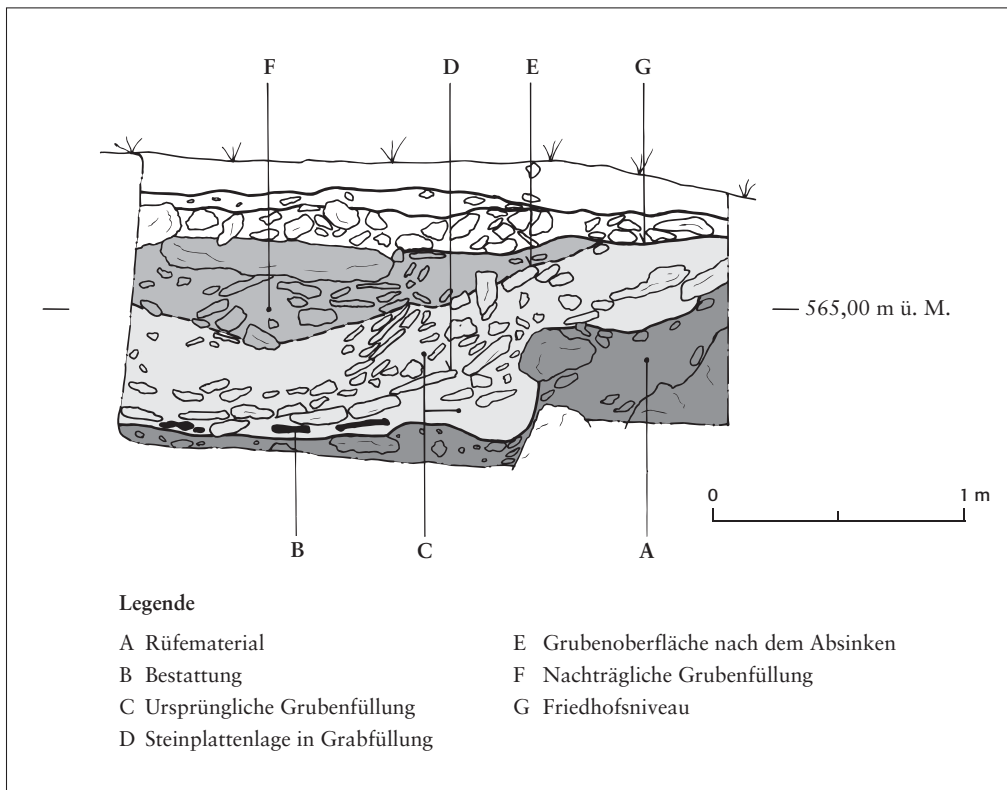
Die *Formen der Grabgruben* sind sehr unterschiedlich, was bei dem äusserst steinigen Untergrund nicht erstaunt. Sie scheinen oftmals den Gegebenheiten, also den fast überall im Rüfenschlamm auftretenden, kleinen und grossen Felsbrocken angepasst worden zu sein.

Da beinahe überall das eigentliche Friedhofsniveau fehlt, sind die ursprünglichen *Grubentiefen* nicht genau zu eruieren. Sie dürften, aus denselben Gründen wie die Grubenformen, sehr unterschiedlich gewesen sein. Am Nordrand der "Stein"-Grabung, im Bereich der leicht vorspringenden Kuppe, nimmt der Anteil an grösseren Felsbrocken im Untergrundmaterial ab, so dass hier weniger Hindernisse beim Ausheben der Gruben bestanden. Im dortigen Nordprofil der Grabung ist das Friedhofsniveau in Ansätzen fassbar. Die durchschnittliche Grabgrubentiefe in diesem Bereich beträgt 70 bis 80 cm.

Dass die Grabstellen an der Oberfläche offenbar *Markierungen* aufwiesen, ist schon im Zusammenhang mit den wenigen Grubenüberschneidungen bemerkt worden. Am Nordrand der "Stein"-Grabung, wo sich Reste des ursprünglichen Friedhofsniveaus erhalten haben, konnten bei drei Gräbern grössere, stehende Steine am Kopf- und/oder am Fussende der Grube festgestellt werden.¹³

**Ein frühmittelalterliches
Gräberfeld in Haldenstein**

Abb. 31: Haldenstein, "Stein".
Profilansicht des Doppelgrabes 53/54. Blick nach Osten.
Mst. 1:30.



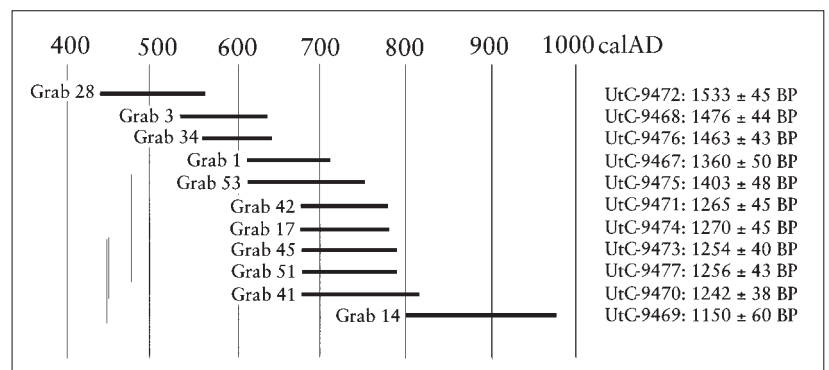
Nach dem Entfernen der jüngeren Planierungsschichten sind bei einigen Grabgruben grössere, eingesunkene Steinplatten zu Tage getreten (Abb. 29). Diese dürften ursprünglich horizontal verlegt worden sein. Da das genaue Friedhofsniveau in diesen Bereichen aber nicht eruierbar war, wissen wir nicht, ob diese Platten an der alten Oberfläche sichtbar waren oder nicht.

In einem anderen Zusammenhang müssen die *Lagen grösserer Steine* gesehen werden, die in einigen Grubenfüllungen sehr dicht über die Bestattungen gelegt worden sind. Ob diese Steine aus praktischen Gründen eingebracht wurden, beispielsweise um die Bestattungen vor Tierfrass zu schützen, ist am Befund nicht zu klären. Eine grabbauliche Besonderheit stellte auch in dieser Hinsicht die Grube des Doppelgrabes 53/54

dar, wo in der Füllung eine ähnliche Lage, aber aus kleineren, plattenförmigen Steinen freigelegt werden konnte (Abb. 30). In späterer Zeit wurde die durch das Absinken des Grabes entstandene Mulde wieder aufgefüllt und an der ausgebesserten Oberfläche mit einer grossen, liegenden Steinplatte markiert (Abb. 31).

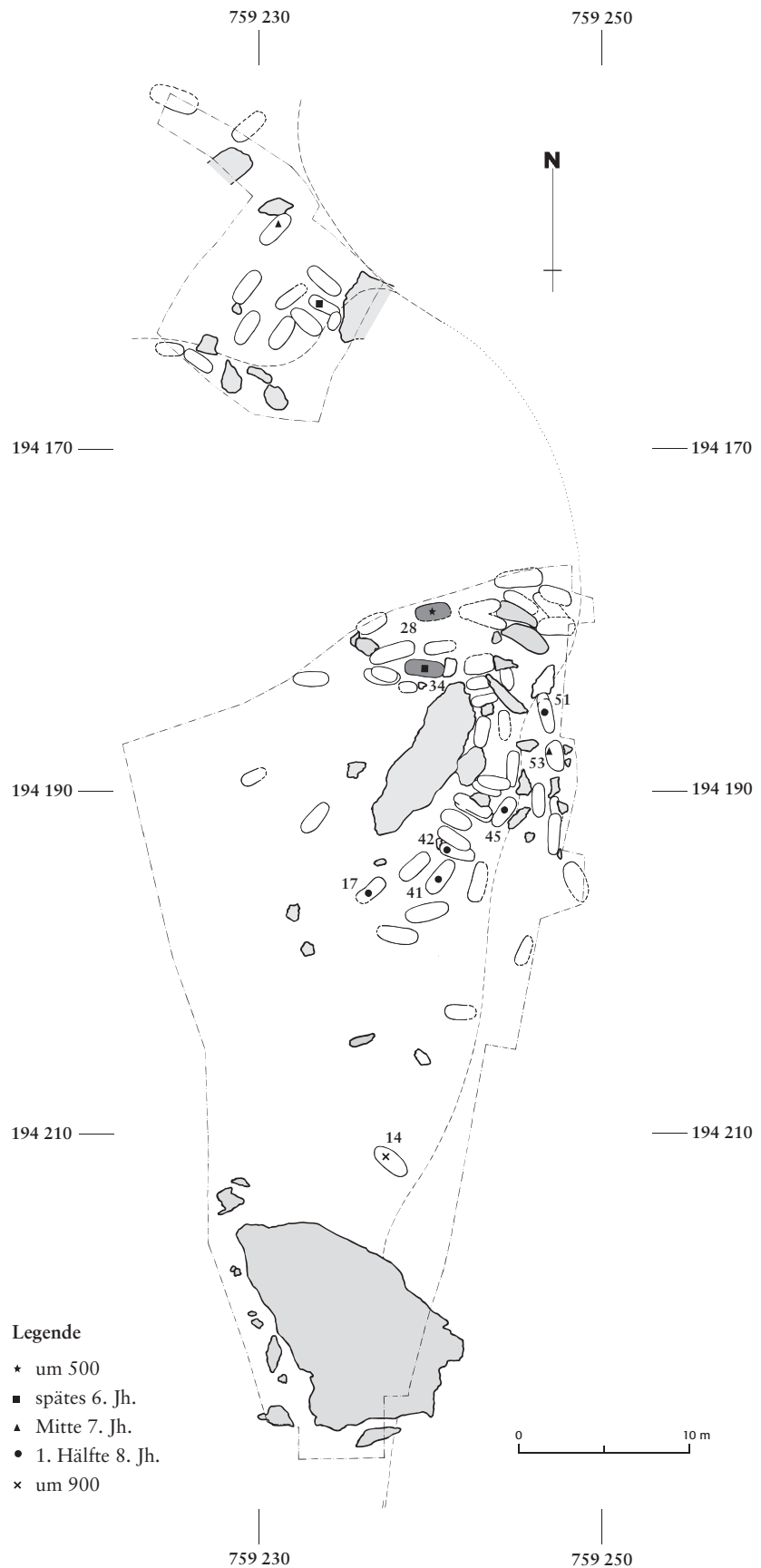
- 12 Bestattungen mit nur einer Perle um den Hals oder am Arm fanden sich beispielsweise auch in Bonaduz: Vgl. Anm. 9, Gräber 565 und 569, S. 160 und Grab M75, S. 132.
- 13 Vgl. Grab in Tumejl/Tomils, Sogn Murezi. Siehe Jb ADG DPG 1998, S. 78-80, Abb. 90.

Abb. 32: Haldenstein, "Stein" und "Pündta". Balkendiagramm (1 Sigma) der C14-datierten Gräber.



**Ein frühmittelalterliches
Gräberfeld in Haldenstein**

Abb. 33: Haldenstein, "Stein" und "Pündta". Gräberfeldplan mit den C14-datierten Bestattungen. Dunkelgrau unterlegt: Skelette einer germanischen Bevölkerungsgruppe. Mst. 1:400.



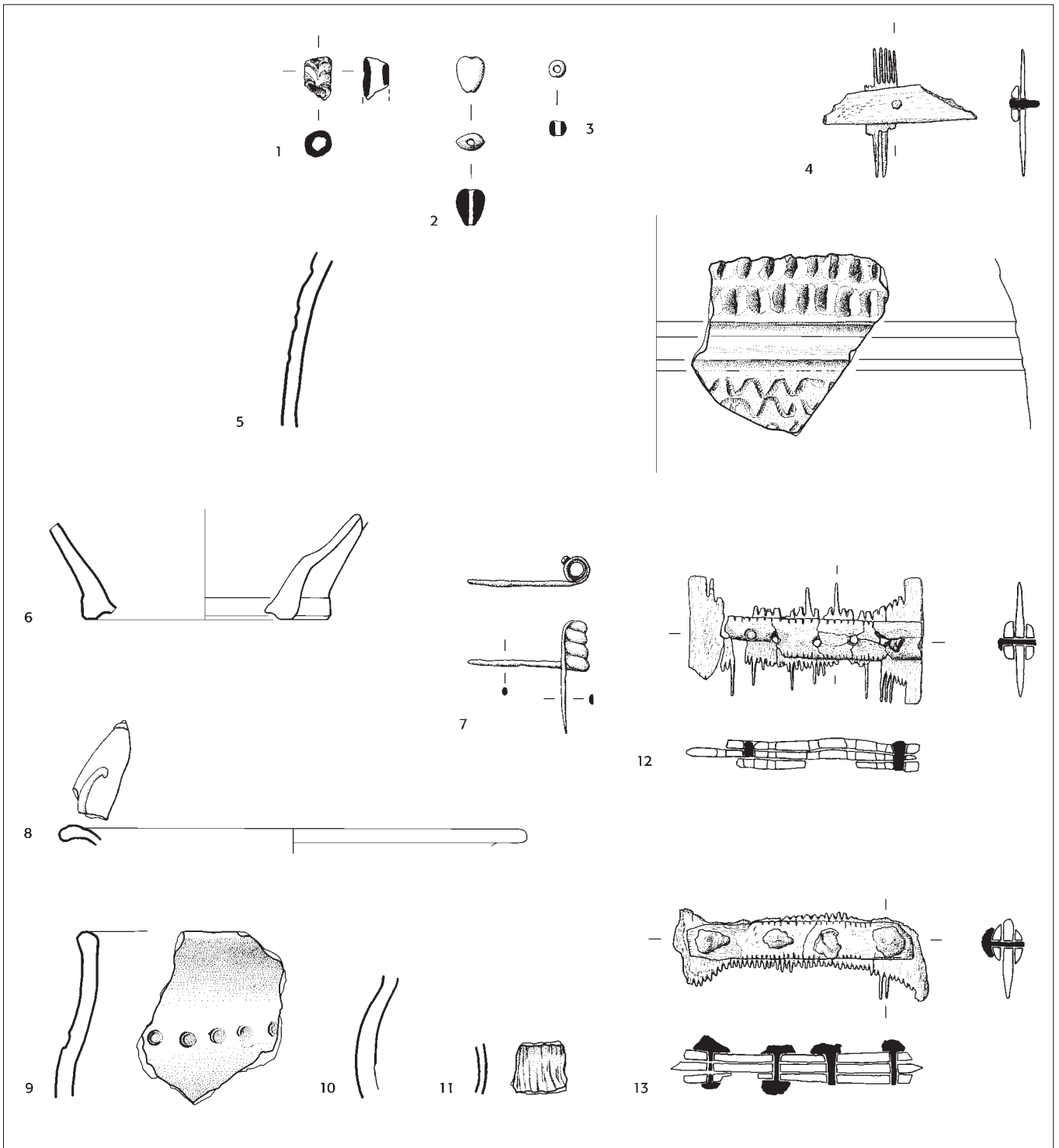


Abb. 34: Haldenstein, "Stein" und "Pündta". Fundauswahl. 1-3 Glas; 4,12,13 Bein; 5,6,8-11 Keramik; 7 Bronze. Mst. 1:2.

Anthropologie

Weil das Skelettmaterial zurzeit noch in Bearbeitung ist, wird nur kurz auf die anthropologische Untersuchung eingegangen.¹⁴ Laut Bruno Kaufmann scheint die Population auf dem Haldensteiner Friedhof anthropologisch sehr uneinheitlich zu sein, ohne dass dabei klare Gruppen fassbar wären. Typologisch dürften fast alle Skelette der einheimischen Bevölkerung, Kaufmann nennt sie rätisch oder romanisch, angehören. Einige Bestattungen erscheinen ihm aber germanisch beeinflusst. Ausdrücklich verweist er in diesem Zusammenhang auf die Gräber 28 und 34, die auch zu einer kleinen Auswahl von C14-datierten Bestattungen gehören (s. unten und Abb. 33).

Die noch unvollständigen Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung zusammenfassend, fällt auf, dass bei 61 untersuchten Individuen, rund ein Drittel aller Bestatteten im Säuglings-, Kindes- oder jugendlichen Alter verstarb. Ein weiteres Drittel bilden Erwachsene mit einem Sterbealter zwischen 40 und 55 Jahren, wobei die Anteile von Männern und Frauen etwa ausgeglichen sind. Kinder, Jugendliche, Frauen und Männer waren etwa gleichmäßig über das gesamte untersuchte Gebiet verteilt.

Datierung

Die vorwiegend angetroffene Sitte der beigabenlosen Bestattung lässt eine frühmittelalterliche, christliche Belegung erkennen, was durch die wenigen Ausnahmen, wie den grob datierbaren Dreilagenkämmen und Streufunden, erhärtet wird.¹⁵ Verschiedene Beobachtungen, wie beispielsweise die

unterschiedliche, in Gruppen zu gliedernde Orientierung der Gräber, deuten auf eine längere Belegungszeit hin; eine Vermutung, die auch Bruno Kaufmann nach einer ersten Durchsicht des Skelettmaterials äusser- te. Eine mit der C14-Methode durchgeführte Datierung von 11 ausgewählten Gräbern konnte diese Vermutung bestätigen.¹⁶ Danach reicht die Zeitspanne von um 500 für die älteste datierte Bestattung bis in die Zeit um 900 für das jüngste Grab (Abb. 32). Die Konzentration von Datierungen im 8. Jahrhundert kann aufgrund des Auswahlverfahrens zufällig sein. Allein die Verteilung der datierten Gräber lässt erahnen, dass der Ausgangspunkt für den Friedhof im Bereich des kuppenartigen Böschungsvorsprungs lag, von wo er sich im weiteren Umkreis ausdehnte (Abb. 33).

Nach welchen Kriterien sich der Friedhof nach Abschluss der anthropologischen Untersuchungen noch gliedern lässt und inwiefern die C14-Datierungen dabei eine verbindende Aussage ermöglichen, bleibt abzuwarten. Insbesondere die Frage nach möglichen verwandschaftlichen Beziehungen der Bestatteten zueinander, vielleicht auch zwischen den verschiedenen Ethnien, könnte klären, eine wieweit gemischte Population diese ersten Haldensteiner Christen wirklich waren.

14 S.o. Anm. 8.

15 Seit dem 12. Jahrhundert ist eine Haldensteiner Kirche (wahrscheinlich mit Friedhof) am heutigen Ort, also weit ab vom "Stein", verbürgt. S.o. Anm. 3 (Jb ADG DPG).

16 Alle C14-Analysen wurden durch das R.J. Van de Graaff Laboratorium an der Universität Utrecht (NL) gemacht.

Frührömische Siedlungsreste von Savognin

Jürg Rageth

1. Einleitung

Am 21. April 1987 teilte Jakob Krättli, Riom, dem ADG mit, dass er in einem Telefonkabelgraben unmittelbar östlich des Padnal, wo 1971-1983 durch den ADG Reste einer bronzezeitlichen Siedlung ausgegraben worden waren¹⁷, römische Funde geborgen habe. Obwohl der ADG noch am selben Tag die Fundstelle besichtigte, war der Graben leider bereits wieder zugeschüttet. Eine Gedächtnisskizze, die nachträglich von Krättli angefertigt wurde, erwies sich später als äusserst präzise und für die Grabungsplanung sehr nützlich. Eine erste Durchsicht des von Krättli geborgenen Fundgutes liess neben einer recht frühen Fibel einen frührömischen Keramikkomplex erkennen¹⁸.

Im Zusammenhang mit der geplanten Strassenkorrektur an der Julierstrasse zwischen Savognin und Tinizong machte der ADG bereits 1994 das Tiefbauamt GR auf diese neue Archäologiezone östlich des Padnal aufmerksam.

Im Frühjahr 1999 teilte das Tiefbauamt dem ADG mit, dass das Strassenteilstück Savognin-Padnal ab Frühjahr 2000 realisiert werden sollte und dass allfällige Ausgrabungen durch den ADG bereits 1999 zu bewerkstelligen seien.

2. Die Ausgrabungen

Die Grabungen fanden in der Zeit vom 21. Juni bis zum 1. September 1999 statt. Insgesamt arbeiteten in dieser Zeit vier bis maximal fünf Personen auf dem Grabungsareal.

Da die Kantonsstrasse im Bereiche östlich des Padnal nicht nur verbreitert, sondern gar vollständig hangwärts verlegt werden

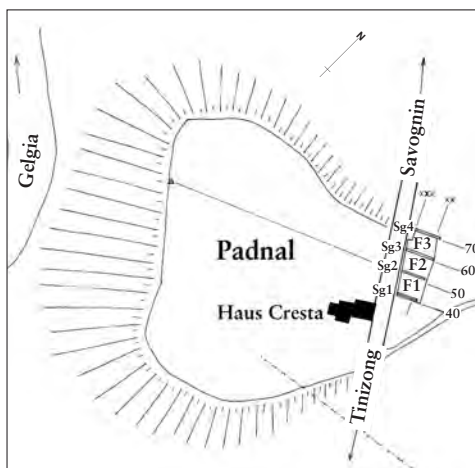


Abb. 35: Savognin, östlich Padnal. Situations- und Vermessungsplan.

sollte, wurden zunächst östlich der bestehenden Kantonsstrasse, respektive nordöstlich des Hauses Cresta (Wohnhaus auf dem Padnal) vier ost-west-verlaufende Sondierschnitte von zirka 10 bis 14 m Länge angelegt, die einerseits Auskunft über die Ausdehnung der römischen Kulturschicht, andererseits aber auch über die Schichtverhältnisse geben sollten.



Abb. 36: Savognin, östlich Padnal. Steinkonzentration in der Südwestecke des Feldes 1, wohl älterer Strassenverlauf. Ansicht von Süden.

17 RAGETH JÜRIG in: JbSGUF 59, 1976, S. 123-179 und nachfolgende Jahrgänge (bis 1985). - Zusammenfassender Bericht: RAGETH JÜRIG in: JbSGUF 69, 1986, S. 63-103.

18 JbSGUF 71, 1988, S. 274. - RAGETH JÜRIG in: Savognin, Geschichte - Wirtschaft - Gemeinschaft, Savognin 1988, S. 15-28, speziell S. 25.



Abb. 37: Savognin, nördlich des Padnal. Ältere Strassenreste, die im Gelände zurzeit noch erkennbar sind. Ansicht von Osten.

Im Sondierschnitt 1 stiess man unweit der Kantonsstrasse auf eine kleinere Steinkonzentration (Pos. 4). Im übrigen Graben wurde bereits in einer Tiefe von 50 bis 55 cm hellbräunlich-kiesiges Material gefasst, das man zunächst für den gewachsenen Grund hielt. Eine Tiefensondierung zeigte dann aber auf, dass hier, im abfallenden Hang drin, mehrere Geschiebeschichten des benachbarten Feldbaches vorhanden waren, d. h., dass es sich beim betreffenden Abhang östlich des Padnal um einen Rüfeschtthang handeln musste.

In den Sondierschnitten 2 und 3 stiess man im östlichen Grabenbereich nur zirka 40 bis 55 cm unter der Grasnarbe auf ein Steinbett, respektive eine "Steinpflästerung" (Pos. 8/9) und im westlichen Grabenteil auf eine römische Kulturschicht (Pos. 15), die partiell unter das Steinbettniveau hinauszulaufen schien.

Im Sondierschnitt 4 beobachtete man bereits im Humusbereich römische Keramikfunde; hingegen war in diesem Areal der

Grabungen keine klare römische Kulturschicht mehr vorhanden. Die Sondiergrabungen im Bereich des Sondierschnittes 4 machten wahrscheinlich, dass hier mit grösseren Störungen durch eine im Gelände erkennbare mittelalterlich-neuzeitliche Akkerrasse zu rechnen war.

Nach Abschluss der Sondiergrabung wurden die Felder 1-3 (Abb. 35) definiert und der Humus maschinell bis knapp über das Steinbettniveau abgebaut. Anschliessend konnte mit der eigentlichen Flächengrabung begonnen werden.

Insgesamt wurde eine Fläche von rund 375 m² freigelegt.

3.1. Der mittelalterlich-neuzeitliche Grabungsbefund

In Feld 1 stiess man in der Südwestecke des Feldes auf eine Steinkonzentration (Abb. 36), die gegen die Kantonsstrasse hin leicht schräg abzufallen schien, diagonal zu jener verlief und von jener auch durchschnitten war (Strassenbau 1937). Wir vermuten, dass es sich bei dieser Steinkonzentration um eine "wallartige" Steinaufschüttung handelt, die die frühneuzeitliche Fahrstrasse ostwärts, d. h. bergwärts begrenzte. Unmittelbar nördlich des Padnal sind nämlich noch ähnliche Strassenreste im Gelände zu beobachten, die dem Nordfuss des Padnal nach ziehen, um dann die Wiese in Richtung Savognin zu queren (Abb. 37). Recherchen in den Planunterlagen des Tiefbauamtes GR ergaben, dass es sich bei diesem Strassenzug um die ursprüngliche Fahrstrasse handelte, die 1837 durch einen Strassenneubau abgelöst wurde¹⁹. Die betreffende Strasse dürfte also ohne weiteres ins 17./18. Jahrhundert zurückreichen oder gar älter sein.

¹⁹ Staatsarchiv GR, Pläne TBA 3b, Julierstrasse, Strecke Cunter-Bivio, Nr. 13-17.

Abb. 38: Savognin, östlich Padnal. Steinbett oder Steinpflasterung in den Feldern 1-3 (Feld 3 im Bildvordergrund). Ansicht von Norden.

Abb. 39: Savognin, östlich Padnal. Feld 2, nach 1. Abstich; Trockenmauer. Ansicht von Süden.

20 CLAVADETSCHER OTTO P./ MEYER WERNER, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984, S. 72. - POESCHEL ERWIN, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich / Leipzig 1929, S. 259. - Siehe auch: PLAZ BONIFACI, in: Igl noss Sulom 33, 1954, S. 82-92, speziell Planabbildung auf S. 90.



In Anbetracht der Dringlichkeit der Ausgrabung verzichteten wir darauf, diesen Strassenkörper in südlicher Richtung weiter zu verfolgen, da anlässlich der Bauarbeiten im Frühjahr 2000 die Möglichkeit weiterer baubegleitender Untersuchungen gegeben ist und andererseits auch in Zukunft die Überreste dieser Strasse im Bereich nördlich des Padnal gesichert sein dürften. In den Feldern 1, 2 und 3 liess sich nach dem 1. Abstich ein grösseres Steinbett fassen (Abb. 38), das bereits in den Sondierschnitten 2 und 3 gefasst und als archäologischer Befund erkannt wurde. Das Steinbett dürfte teilweise künstlich im Sinne einer "Steinpflasterung" angelegt worden sein. Das Steinbett, das sich aus faustgrossen und grösseren Steinen zusammensetzte, wies eine Ausdehnung von knapp 200 m² auf. Strukturen einer Strassenkonstruktion liessen sich im Steinbett allerdings nicht erkennen, doch wäre es auch möglich, dass eine solche Struktur letztlich durch Pflugackerbau im Mittelalter und der Neuzeit grösstenteils zerstört worden sein könnte. Hingegen wiesen weit über 150 Hufnägeln, über 15 Hufeisenfragmente und auch der Fund eines Radsporenrädchens auf einen direkten oder auch indirekten Zusammenhang mit der mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Durchgangsstrasse hin. Ob es

sich nun bei der Steinpflasterung um Strassenreste, um einen Remisenplatz oder gar nur einen Auslauf für Pferde im Sinne einer Pferdekoppel handelt, kann nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden. Pfostenlöcher, die eindeutig auf ein Holzgebäude schliessen lassen, waren im Steinbett nicht auszumachen. Für die wenigen Pfostenlöcher, die im Bereich des Steinbettes zu fassen waren, kann letztlich nicht einmal die Gleichzeitigkeit mit dem Steinbett vorausgesetzt werden, d. h. sie könnten z. T. auch jünger als das Steinbett sein. Dass diese Steinpflasterung mit der mittelalterlichen Burg Pedenal zusammenhängen könnte, die sich nur etwa 40 bis 50 m von der Fundstelle entfernt befand²⁰, ist möglich oder sogar wahrscheinlich. Denn zwei Hufeisen mit Wellenrand, eine eiserne Geschosspitze und das Spornrädchen, die sich im näheren Bereich der Steinpflasterung fanden, belegen, dass das Steinbett ins Hochmittelalter bis ins Spät-



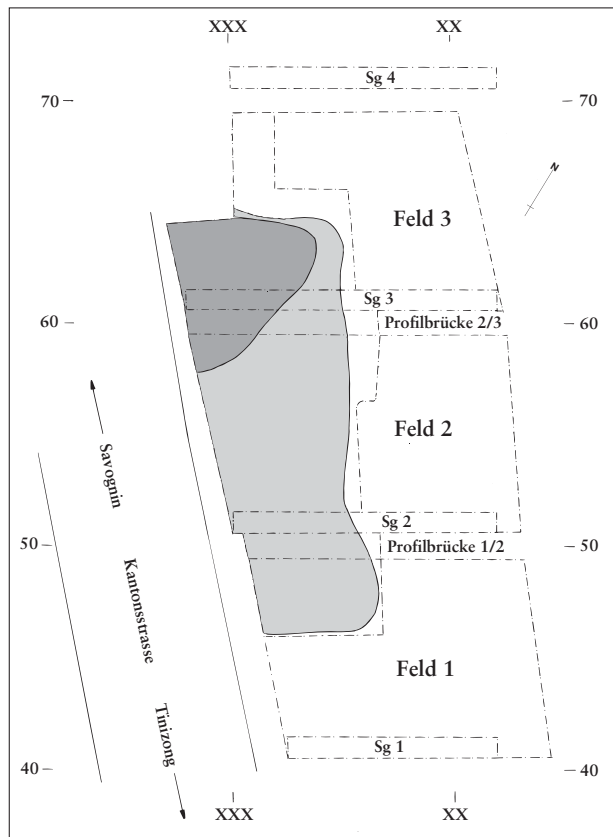


Abb. 40: Savognin, östlich Padnal. Schematische Ausdehnung der römischen Kulturschicht (heller Raster) mit Steinbett (dunkler Raster). Mst. 1:350.

21 Siehe CLAVADETSCHER/MEYER, a. a. O. Anm. 20, S. 72.

22 Siehe diesbezüglich z.B. das Nordprofil in Feld 2 oder auch die Situation im Nordteil von Feld 3 (respektive Sondiergraben 4), wo zweifellos ältere Funde in jüngere Schichten gelangten, was z.T. sicher mit der Anlage von Ackerterrassen zusammenhängt.

mittelalter, d. h. zirka ins 12. bis 14./15. Jahrhundert datieren könnte, eine Zeit also, in der ein Ritter „Jacobus miles de Pedenali“ überliefert ist²¹.

An weiteren Befunden ist im Bereich der Felder 1 und 2 eine 8 m lange Trockenmauer aus z. T. mächtigen Steinblöcken zu verzeichnen (Abb. 39), die sich in Feld 1 wohl noch weiter fortgesetzt haben dürfte, aber beim maschinellen Aushub leider teilweise zerstört wurde. Bei dieser Trockenmauer mit hangwärtiger Steinhinterfüllung dürfte es sich am ehesten um eine Ackerterrassierungsmauer gehandelt haben, wie sie im heutigen Geländeabhang drin noch durchaus vorhanden ist. Wir möchten annehmen, dass diese Ackerterrassierung in spätmittelalterlicher oder frühneuzeitlicher Zeit ent-

standen sein könnte, da sich die Oberkante der Mauer bereits 30 bis 40 cm unter der aktuellen Grasnarbe befand, also im aktuellen Gelände nicht mehr zu erkennen war.

3.2. Die römischen Überreste

Nach der Dokumentation der mittelalterlich-neuzeitlichen Strassen- und Steinbettreste konzentrierte man sich voll auf die römische Kulturschicht, die bereits 1987 im Telefonkabelgraben angeschnitten worden war.

Unter dem Steinbett (Pos. 8 und 14) fand sich ein 40 bis 60 cm dickes Schichtenpaket aus grau-braunen, kiesig-sandigen (Pos. 32a) und grauen, stark kiesigen Materialien (Pos. 32b), respektive aus hellgrauen, kiesig-sandigen (Pos. 32-1) und hellbräunlich-kiesigen Materialien (Pos. 32-3), bei denen es sich eindeutig um einzelne Rüfenschübe, d. h. Murgänge des benachbarten Feldbaches handelt. Diese Rüfeschuttschicht verdickte sich zusehends in östlicher Richtung, d. h. hangwärts. Diese kiesig-sandigen Straten waren in der Regel fundarm, enthielten sporadisch aber doch vereinzelt Keramikfragmente, Knochenreste und auch Holzkohlefragmente. Aus diesen Schichthorizonten gibt es auch ein grünglasiertes Keramikfragment des 4. Jahrhunderts n. Chr. und auch vier bis fünf spätrömische Münzen, die allerdings sehr schlecht erhalten sind. Diese Funde dürften am ehesten bei einer späteren Bodenbewirtschaftung (Ackerbau) in diese Schicht hinein gelangt sein. Auch einzelne frühromische Funde, die sich in dieser Schichthorizonten fanden, müssten durch eine mittelalterliche und neuzeitliche Bodenbewirtschaftung in diese Schicht hineingelangt sein²².

Der mit Abstand grösste Teil des römischen



Fundgutes fand sich in einer rund 15 bis 30 cm, partiell gar 40 cm starken braun-grauen, kohlig-brandigen, stark steinhaltigen Kulturschicht (Pos. 15), die ihrerseits auf einer hellbräunlichen, kiesigen Schicht ruhte. Die römische Schicht lag dabei rund 60 cm bis 1,00 m unter der aktuellen Grasnarbe und liess sich im westlichen Teil der Felder 1, 2 und 3 fassen (Abb. 40 und Abb. 41). Gegen Osten hin dünnte die Schicht zusehends aus, um bei ca. m XXV auszulaufen (siehe Nordprofil Feld 2, respektive Südprofil Feld 2), sodass sich ein weiterer Abbau der über der Schicht lagernden Riefematerialien erübrigte. Auch in Feld 1 war ein deutliches Ausdünnen der römischen Kulturschicht festzustellen.

In Feld 3 beobachtete man in der nördlichen Feldhälfte und auch im Sondierschnitt 4 ab m 66 eindeutige Störungen durch heute im Gelände erkennbare Ackerterrassen; d. h. es fanden sich hier einerseits römische Keramikfragmente im Humus drin und andererseits spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Keramik in tieferer Schichtlage, vermengt mit römischen Funden. Aus diesem Grunde wurde der nördliche Teil von Feld 3 nur noch partiell untersucht.

Die ergrabene Fläche der römischen Kulturschicht betrug rund 100 bis 120 m², dürfte vor dem Bau der Kantonsstrasse

(1837 und 1937) aber mehr als doppelt so gross gewesen sein.

Gute bauliche Befunde wurden im Zusammenhang mit der römischen Kulturschicht nicht gefasst. Aus dem Feld 1 (2. Abstich) gibt es einen eher unsicheren Pfostenlochbefund (Pos. 45) bei ca. m 48,60 bis 49/XXVIII,50-XXVIII,80. Aus dem Feld 2 liegt ein Pfostenloch (Pos. 36) bei ca. m 54,20-70/XXV,30 bis 80 vor (Abb. 42), das allerdings auch zu einer jüngeren Riefenschuttschicht (Pos. 32b) gehören könnte. Eindeutig zur römischen Kulturschicht gehören eine rötlich-brandige Feuerstelle (Pos. 34) bei ca. m 55-56/XXIX-XXX,50, bei der es sich aber um keine eindeutige Herdstelle handelt, und eine "gräbchenartige", nord-süd-verlaufende Vertiefung (Pos. 53) bei m 51-53/XXIX, welche letztere allerdings keinen eindeutigen baulichen Befund bildet.

Zur römischen Kulturschicht gehört ein grosses Steinbett aus z. T. massiven Steinblöcken in Feld 2-Nord und in Feld 3-West (Abb. 43), das zwar durchaus verschiedene

Abb. 41: Savognin, östlich Padnal. Feld 2-Westteil, nach 2. Abstich. Ansicht von Süden.

Abb. 42: Savognin, östlich Padnal. Pfostenloch (Pos. 36). Ansicht von Süden.



Frührömische Siedlungsreste von Savognin

Abb. 43: Savognin, östlich Padnal. Steinbett in Feld 2-West und Feld 3, nach 3. Abstich. Ansicht von Osten.



- 23 Z.B. RAGETH JÜRIG, in: AiGR, Chur 1992, S. 150-154, speziell Abb. 5. - Ders., in: Die Römer in den Alpen, Historikertagung Salzburg 1986, Bozen 1989, S. 155-166, speziell S. 160. - JbSGUF 65, 1982, S. 205-208, spez. S. 207 u.a.m.
- 24 So z. B. beim Bau des Hauses Cresta, bei Kiesabbauarbeiten in den frühen 70er Jahren usw.
- 25 CRAWORD MICHAEL H., Roman Republican Coinage I, Cambridge 1974, 515, Nr. 502 (Q. CAEPIO BRUTUS PROCOS, mint-moving with Brutus, von L. SESTI PRO Q.).
- 26 CRAWORD MICHAEL H., a. a. O. 539, Nr. 544.30.
- 27 Die genauere Bestimmung der Münzen muss zu einem späteren Zeitpunkt stattfinden.
- 28 ETTLINGER ELISABETH, Die römischen Fibeln der Schweiz, Bern 1973, Typ 29, S. 93-94. - RIHA EMILIE, Die römischen Fibeln aus Augst und Kaiser-Augst. Forschungen in Augst, Bd. 3, Augst 1979, Typ 5.2., S. 114-121.
- 29 ETTLINGER ELISABETH, a. a. O. Typ 13, S. 61-63. - RIHA EMILIE, a.a.O., Typ 2.9.1. und 2.9.9., S. 72-74.
- 30 EGG MARKUS, Italische Helme. Studien zu den ältereisenzeitlichen Helmen Italiens und der Alpen. Röm.-German. Zentralmuseum, Monographien Bd. 11, 1 und 2, Mainz 1986, z. B. Helm von Innsbruck auf Taf. 273; Helm von Schluderns auf Taf. 278; Helm von Giubiasco auf Taf. 217 u.a.m.

unsichere “Steinfluchten” erkennen lässt, sich aber kaum als klarer Baubefund deuten lässt. Auch eine markante Feuerstelle (Pos. 50) im Steinbett drin (zirka m 63-64/XXVIII,40-XXIX,40) entpuppte sich letztlich nicht als eigentliche Herdstelle. Und auch bei zwei gestellten Steinplatten (Pos. 54) am Südrand von Feld 3 lässt sich kaum sagen, wozu sie letztlich dienen.

Bei einem Pfostenloch (Pos. 28) im 1. Abstich in Feld 3 und einem Pfostenloch (Pos. 29) und einer Steinlage (Pos. 23) im Sondiergraben 4 könnte es sich gegebenenfalls auch um jüngere Befunde handeln (siehe diesbezüglich bereits Kapitel 2).

So bleibt uns letztlich festzuhalten, dass es sich bei der römischen Kulturschicht (Pos. 15, respektive 15/44), insbesondere vom reichhaltigen Fundmaterial her gesehen, um eine Siedlungsschicht handelt, zu der allerdings eindeutige Befunde fehlen. Da viel Holzkohlematerial, aber kein Mörtel vorhanden war, ist anzunehmen, dass hier, an der Durchgangsstrasse, römische Holzbauten standen, wie wir sie auch aus der Frühphase von Riom kennen²³. Das Fehlen jeglicher baulicher Befunde könnte einerseits dahingehend gedeutet werden, dass im “an-stehenden Rüfenkies” allfällige Unterlagskonstruktionen für Holzbauten überflüssig waren, oder andererseits, dass wir uns mit

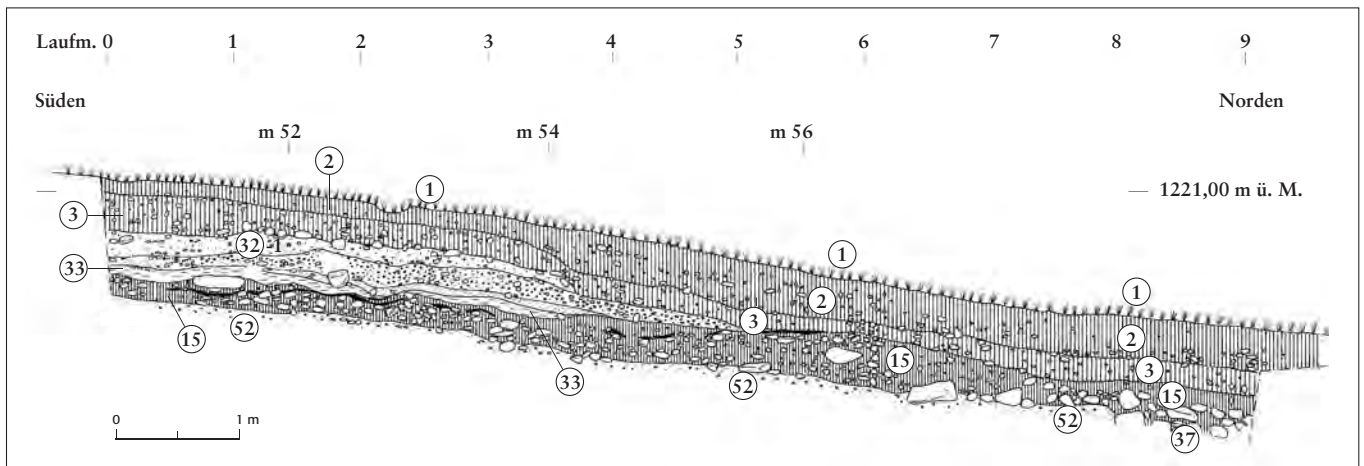
der Grabungsfläche im Haus-Vorplatz-Bereich befinden, während die Hausbauten selbst durch den Strassenbau von 1837 und 1937 und auch durch andere Bodeneingriffe²⁴ praktisch restlos zerstört wurden. Die zweite Hypothese könnte durchaus einleuchten, da die starke Durchsetzung der römischen Kulturschicht einerseits mit Steinen, andererseits aber auch mit viel Funden auf einen Haus-Vorplatz-Bereich hinweisen könnte. Die Siedlung selbst dürfte anlässlich einer Brandkatastrophe abgegangen sein und anschliessend bald einmal durch mehrere Rüfeschübe überdeckt worden sein.

4. Das römerzeitliche Fundmaterial

In der römischen Kulturschicht (Pos. 15/44) und im Steinbett (Pos. 37/47/55) fand sich ein höchst interessanter und relativ umfangreicher Fundkomplex früh-römischer Zeitstellung.

So fanden sich gegen 10 bis 11 früh-römische Fundmünzen, darunter ein republikanischer Denar, d. h. eine Silberprägung des Q. Caepio Brutus um 43 bis 42 v. Chr.²⁵, ein Denar des Marcus Antonius 32 bis 31 v. Chr.²⁶, ein halbes Nemausus-As (zirka 20 v. Chr. bis 14 n. Chr.) und weitere augusteische und tiberische Prägungen, die allerdings grösstenteils nicht allzu gut erhalten und daher relativ schwer zu bestimmen sind²⁷.

Dann gibt es 6 bis 7 Bronzefibeln oder Fibelfragmente, darunter eine klassische Nauheimer Fibel, eine Aucissafibel²⁸ (Abb. 47), zwei Aucissafibel-Varianten, eine kräftig profilierte Fibel (Almgren 67/68)²⁹ u.a.m. Unter den übrigen Kleinfunden gibt es eine kleine Gemme aus gelblichem Material, in die eine behelmte Figur mit Lanze eingeschnitten ist und ein Fingerringfragment



mit Gemme mit Inschrift (ATIV oder spiegelschriftlich VITA). Hochinteressant auch das Fragment einer bronzenen Helmkrumpe, respektive eines Helmfutterblechs mit Riemenöse, wie wir sie insbesondere von den alpinen Negauerhelmen kennen³⁰. Besonders interessant ist diesbezüglich natürlich der Umstand, dass wir hier in Savognin ein solches Helmfragment noch in frühromischer Zeit antreffen³¹.

An weiteren Bronzeobjekten gibt es einen massiven Bronzegriff, der am ehesten vom Deckel einer Bronzekanne stammen dürfte³² (Abb. 47), dann eine durchbohrte Bronzeperle, diverse Bronzebeschläge und Bronzebleche, einen spiralig gewickelten Bronzedraht u.a.m. Von Interesse auch zwei drahtförmige Silberobjekte (Abb. 47).

Zahlreich sind auch die Eisenobjekte, darunter vorwiegend Eisennägel, aber auch ein Eisenmesser, Eisenbeschläge und -bleche sowie diverse weitere Eisengerätschaften, die in unrestauriertem Zustand allerdings kaum näher zu bezeichnen sind.

Unter den Knochenobjekten fällt eine einfache Haarnadel auf. Dann kommen im römischen Fundkomplex von Savognin zwei Fragmente von Mahlsteinen und das Frag-

ment eines Reib- und Kopfsteines vor. Glasfunde sind eher selten; doch fallen darunter zumindest zwei Fragmente eines Buntglasgefässes auf, die von einem Trinkglas oder einem becherartigen Gefäss stammen könnten.

Von grosser Bedeutung ist das keramische Fundgut, wurde doch über 30 kg Keramik geborgen, die allerdings auffallend stark fragmentiert ist, sodass auch hier die nähere Analyse der Keramik nicht einfach fällt. Unter der nicht allzu reichhaltigen, aber doch stark fragmentierten Terra Sigillata (TS) gibt es praktisch ausschliesslich italische Ware, d.h. mittelitalische (arretinische) und padanische TS. So gibt es Fragmente von Tellern und Platten, darunter solche mit dreieckigen Hängelippen (wohl etwa Service Ic)³³, aber auch Teller mit Steilrand (Conspectus Form 20/21³⁴) und Schälchen mit Horizontalrand (Conspectus Form 27, 32 und 37) u. a. m. Unter der TS gibt es auch drei Stempel, zwei davon Planta-Pedis-Stempel, die allerdings zurzeit noch nicht eindeutig zu lesen sind.

Dann gibt es auch Fragmente von einem reliefverzierten Gefäss, bei dem es sich möglicherweise um ein Gefäss padanischer Pro-

Abb. 44: Savognin, östlich Padnal. Feld 2, Westprofil (längs Kantonsstrasse). Legende: 1 Grasnarbe - 2 Humus - 3 (hell)braun, kiesig-humos - 32a grau-braun, kiesig-sandig-humos (Rüfeschutt) - 32b graue, stark kiesige Schicht (Rüfeschutt) - 33 grünliches Lehmband - 15 braun-graue, kohlig-brandige Schicht (Kulturschicht) - 52 hellbräunlich-kiesig (anstehernd?). Mst. 1:60.

31 Zur Datierung der alpinen Helme siehe EGG MARKUS, a.a.O. S. 126-130, speziell S. 130.

32 Siehe diesbezüglich z.B. HOCHULI-GYSEL ANNE u.a., Chur in römischer Zeit, Bd.II. Antiqua 19, Basel 1991, Taf. 57,2,4.

33 Z.B. SCHNURBEIN SIEGMAR, Die unverzierte Terra Sigillata aus Haltern. Bodenaltertümer Westfalens 19, Münster 1982, Taf. 7-25.

34 ETLINGER ELISABETH u.a., Conspectus Formarum Terrae Sigillatae Italico Modo Confectae. Mat.hefte zur röm.-german. Keramik, Heft 10, Bonn 1990.

**Frührömische Siedlungsreste
von Savognin**

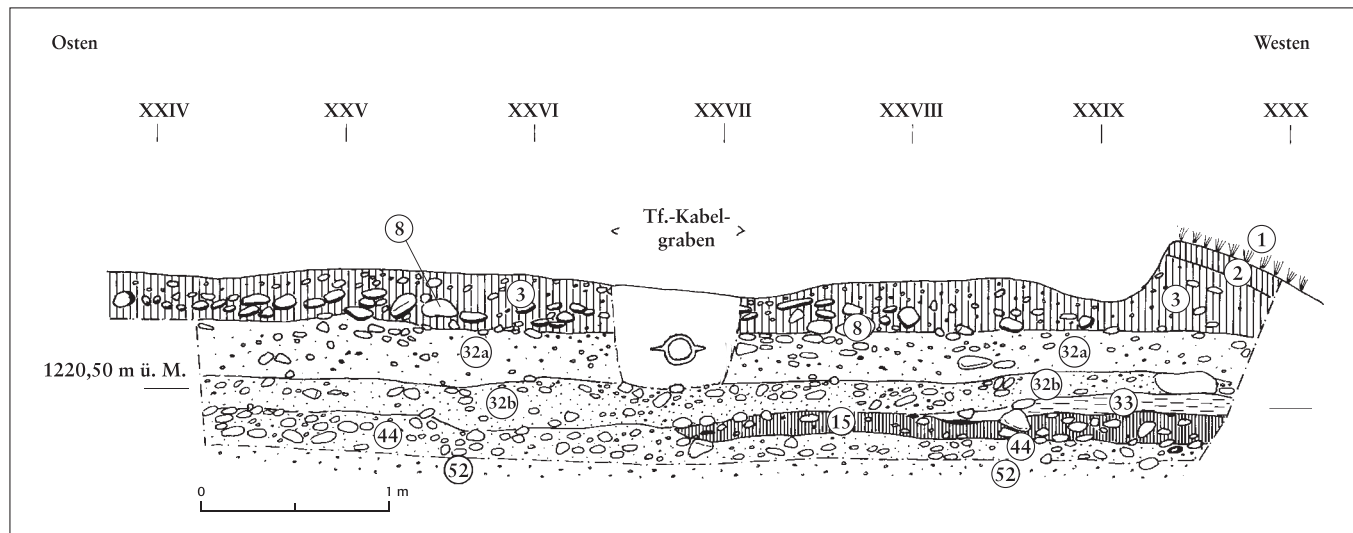


Abb. 45: Savognin, östlich Padnal. Feld 2, Südprofil. Mst. 1:40.

- | | | | |
|-----|--|-----|---|
| 1 | Grasnarbe | 32b | graue, stark kiesige Schicht (Rüfeschutt) |
| 2 | Humus | 33 | grünliches Lehmband |
| 3 | (hell)braun, kiesig-humos | 15 | braun-graue, kohlig-brandige Schicht |
| 8 | Steinbett (mittelalterlich) | 44 | hellbraune, kiesig-steinige Schicht |
| 32a | grau-braun, kiesig-sandig-humos (Rüfeschutt) | 52 | hellbräunliches, kiesiges Material (anstehend?) |

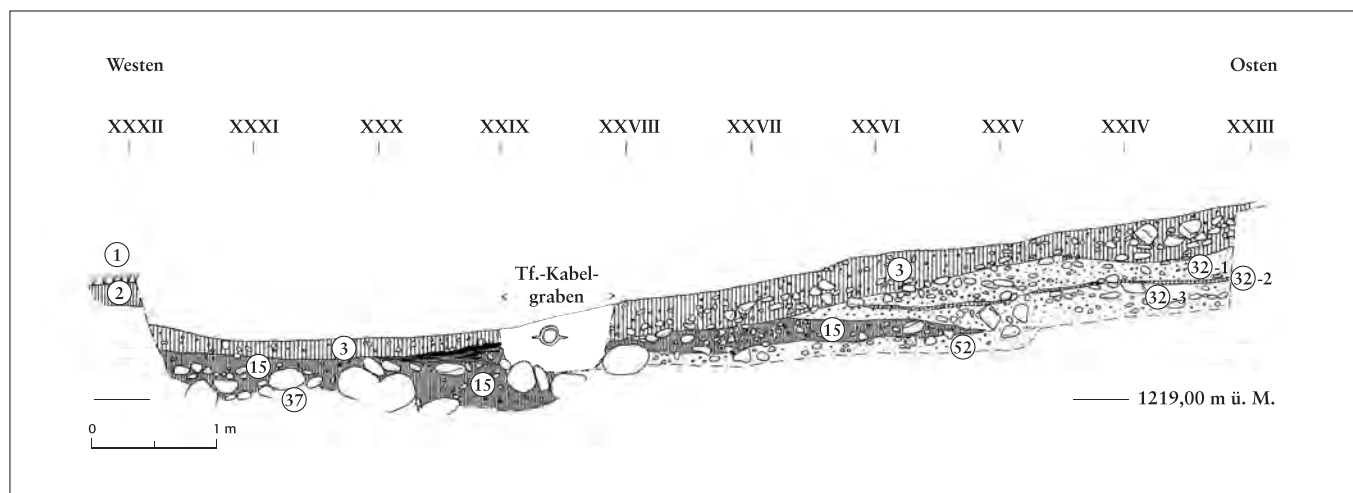


Abb. 46: Savognin, östlich Padnal. Feld 2, Nordprofil. Mst. 1:60.

- | | | | |
|------|--|----|-----------------------------------|
| 3 | (hell)braun, kiesig-humos mit Steinbett Pos. 14 | 37 | Steinbett |
| 32-1 | hellgrau, kiesig-sandig (Rüfeschutt) | 52 | hellbräunlich-kiesig (anstehend?) |
| 32-2 | braunes, kiesiges Zwischenband | | |
| 32-3 | hellbräunlich-kiesig (Rüfeschutt) braun-grau, kohlig-brandig (Kulturschicht) | | |

duktion handeln könnte³⁵. Gute südgalische TS kommt im Savogniner Fundkomplex nicht vor.

Des weiteren ist im Savogniner Material relativ zahlreich eine "Ware mit schwarzem Überzug" vorhanden, die man als "campanaartige Ware" oder - wie sie anderweitig auch schon bezeichnet wurde - als "schwarze Sigillata" bezeichnen muss. Es scheint sich dabei grösstenteils um Fragmente von teller- oder plattenartigen Gefässformen zu handeln.

Dann gibt es auch Fragmente von feinen Schälchen (Abb. 48), darunter gelbliche und hellbräunliche Schälchen mit Griesbewurf, Schälchen mit schuppenartigem Dekor, fein geriefte und sehr dünnwandige graue, barbotineverzierte Schalen usw. Auch Fragmente von schwarzen Töpfchen mit gerauhter Oberfläche, wie wir sie auch von Riom und Bondo³⁶ kennen, kommen vor. Des weiteren gibt es auch Fragmente von riefenverzierten Becherformen und ein Fragment eines orangefarbenen Bechers mit Stempel.

Unter der Grobkeramik gibt es eine hellbeige Ware mit innerer Randkehlung, die von Krügen oder auch Töpfen stammen könnte, aber auch Henkel von Henkelkrügen, Reibschalenfragmente, Amphorenhenkel und einen Amphorenboden, Fragmente von pompejanisch roten Platten und anderes mehr. Auch Lavez kommt in diesem Fundkomplex durchaus vor. Interessant ist der Umstand, dass Aco-Becher in Savognin nicht vorhanden sind und auch gemagerte Keramik von prähistorischem Habitus fehlt.

Zur zeitlichen Stellung des Savogniner Fundensembles lässt sich etwa Folgendes festhalten: Der römische Fundkomplex von Savognin gehört zu den ältesten römischen Fundkomplexen Graubündens. Der Beginn



des Savogniner Siedlungsmaterials dürfte etwa mit dem Fundkomplex vom Septimerpass³⁷ parallel gehen oder kurz nach diesem liegen, dann aber diesen über mehrere Jahrzehnte überdauern. Vom Gefäss-Spektrum her dürfte der Savogniner Komplex zeitlich vor der frühesten Phase von Riom beginnen, wobei der Anfang von Riom im 2. Viertel des 1. Jahrhunderts n. Chr. liegt³⁸. Gesamthaft gesehen beginnt der Savogniner Siedlungskomplex zeitlich nach Dangstetten, das irgendwo zwischen 15 bis 9 v. Chr., also unmittelbar nach dem Alpenfeldzug liegt³⁹, überdauert dann aber das 1. und 2. Viertel des 1. Jahrhunderts n. Chr. und dürfte dann gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. hin abbrechen. Die Lage der römischen Siedlung von Savognin an der Durchgangsstrasse, das ausschliessliche Vorhandensein römischer Keramik italischen Ursprungs und insbesondere auch das Vorhandensein eines Helmfragmentes und mehrerer Fibeln in dieser Siedlung könnten allenfalls auf den militärischen Charakter dieser Station hinweisen.

Abb. 47: Savognin, östlich Padnal. Verschiedene Fundobjekte aus Bronze und Silber.

35 Freundliche Mitteilung Frau Katrin Roth-Rubi, Bern.

36 JANOSA MANUEL, in: AiGR Chur 1992, S. 158-160, Abb. 7,5-7.

37 CONRAD HANS, Schriften zur urgeschichtlichen und römischen Besiedlung des Engadins, Lavin/Pontresina 1981, S. 71-90, speziell S. 77-88. - WIEDEMER HANS RUDOLF, in: Helvetia Antiqua, Festschrift für E.Vogt, Zürich 1966, S. 167-172.

38 MATTEOTTI RENÉ, Die römische Anlage von Riom GR. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit der Univ. Basel, Basel 1993, z.B. Zusammenfassung auf S.145-148, Stufe I (25-50 n. Chr.).

39 FINGERLIN GERHARD, Dangstetten I. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 22, Stuttgart 1986, S. 9-12.

**Frührömische Siedlungsreste
von Savognin**



Abb. 48: Savognin, östlich Padnal. Verschiedene Keramikfunde.

Uns persönlich ist auch schon die Frage gestellt worden, ob die Siedlung östlich des Padnals gegebenenfalls nicht mit der im “Itinerarium provinciarum Antonini Augusti” erwähnten Station “Tinnetione” in Zusammenhang stehen könnte. Doch möchten wir einen solchen Zusammenhang eher ablehnen, da der Savogniner Fundkomplex einerseits recht früh datiert, während andererseits der Begriff “Tinnetione” doch eher in spätrömischer Zeit überliefert ist (das Itinerarium wurde wohl etwa um 300 n. Chr. redigiert). Auch heute noch würden wir die Station “Tinnetione” am ehesten im Bereich des Dorfes Tinizong suchen, wobei uns allerdings diesbezüglich zurzeit erst wenige Indizien vorliegen.

Tieropfer oder Kadaverentsorgung?

Ein römisches Rinderskelett aus Tomils, Sogn Murezi

André Rehazek und
Bruno Caduff

Seit 1994 werden auf der Flur Sogn Murezi (St. Mauritius) in Tumegl/Tomils vom ADG etappenweise archäologische Untersuchungen durchgeführt.⁴⁰ Die Fundstelle liegt auf etwa 815 m ü. M. auf einer Hangterrasse an der rechten Talseite des Domleschgs. Der bisher wichtigste Befund ist ein mittelalterlicher Kirchengrundriss mit mindestens drei Bauphasen (Abb. 78)



Abb. 49: Tumegl/Tomils, Sogn Murezi. Das Rinderskelett in Fundlage. Blick nach Nordosten.

Der archäologische Befund

In einem Sondiergraben im nordwestlichen Bereich zwischen der Schiffsmauer und der Friedhofmauer (Stern auf Abb. 78) stiess man im Jahre 1999 auf ein gut erhaltenes, vollständiges Tierskelett (Abb. 49). Nach einem Grabungsbesuch von Ulrich Schnepf (zoologischer Präparator des Bündner Natur-Museums), der die Tierart als Rind bestimmte und die Kleinwüchsigkeit und Hornlosigkeit als wichtig erachtete, entschied sich Grabungsleiter Hans Seifert, diesen Fund mit besonderer Sorgfalt zu dokumentieren und zu bergen. Die Knochen wurden fotografiert, im Massstab 1:1 gezeichnet, dreidimensional eingemessen und einzeln nummeriert. So war es später bei der Auswertung beispielsweise möglich, die Lage jedes einzelnen Skeletteiles auf dem Plan genau zu lokalisieren.

Das Skelett befand sich in einer 100x70 cm grossen Grube, die eine Tiefe von etwa 50 cm aufwies (Abb. 49). Die Grube durchschlug eine humose steinige, eine rote lehmige Schicht und reichte bis in die darunter liegende Moräne. In anderen Sondiergräben enthielten diese beiden Schichten über der Moräne teilweise spätbronzezeitliche Funde. Über der Grubenverfüllung aus Erde und Steinen befand sich eine Brandschicht, welche viele Knochen enthielt. In der darü-

ber liegenden Steinschicht wurden zwei kleine Terra-Sigillata-Splitter gefunden.

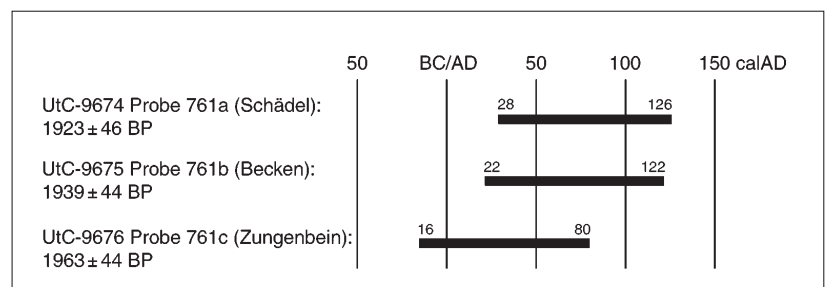
Die Resultate der C14-Datierungen passen gut zum archäologischen Befund. Alle drei Proben an verschiedenen Knochen des Rindes lassen sich ins 1. Jahrhundert n. Chr. datieren (Abb. 50).

Die archäozoologischen Untersuchungen

Bei dem Rind handelt es sich nach Ausweis der Geschlechtsmerkmale am Becken und den Mittelfussknochen um ein weibliches Tier. Da sämtliche Gelenkfugen bereits geschlossen und die 3. Backenzähne in Ober- und Unterkiefer deutlich in Abkautreten sind, kann man zum Zeitpunkt des Todes von einem Alter von mindestens sechs Jahren ausgehen. Auf ein im wahrsten Sinne des Wortes "bewegtes Leben" weisen mehrere - allerdings wieder verheilte -

40 Zu den verschiedenen Etappen s. JHGG, 124, 1995, S. 110; desgl. 125, 1995, S. 122-124; desgl. 126, 1996, S. 131f.; Jb ADG DPG 1998, S. 78-80; S. 74-75 in diesem Jahresbericht).

Abb. 50: Tumegl/Tomils, Sogn Murezi. Die C14-Daten (1-Sigma) des Rindes.



Tieropfer oder Kadaver- entsorgung?

Ein römisches Rinderskelett aus Tomils, Sogn Murezi

Brüche von Rippen und einem Lendenwirbelfortsatz hin, die die Kuh sich vielleicht bei einem Sturz zugezogen hat. Weiterhin sind an beiden Oberarmknochen und an einem Mittelfussknochen Auflösungserscheinungen an den proximalen Gelenkenden zu beobachten. Sie könnten von entzündlichen Prozessen stammen, die zum Todeszeitpunkt noch akut waren, wohl selber aber nicht zum Tod führten.

Schon auf der Ausgrabung fielen zwei markante Merkmale des Rinderskeletts ins Auge. Zum einen handelt es sich um die Hornlosigkeit (Abb. 51), welche bisher unseres Wissens für römische Rinder in der Schweiz noch nicht nachgewiesen wurde, obwohl Hornlosigkeit bei Rindern bereits vereinzelt seit dem Spätneolithikum beobachtet werden konnte.⁴¹ Zum anderen war die geringe Körpergrösse und die grazile Wuchsform des Tieres auffallend. Die anhand der Längenmasse verschiedener Röhrenknochen ermittelte Schulterhöhe beträgt 101 cm und liegt damit im unteren Bereich der Grössenvariation von Rindern aus der frühen Kaiserzeit in den westlichen Rheinprovinzen (min. 97 cm, max. 137 cm, Mittelwert 118 cm)⁴². Auch aus Augusta Raurica/Augst sind im 1. Jahrhundert n. Chr. fast ausschliesslich Rinder bekannt, deren Grösse und Wuchsform sich deutlich von den kleinwüchsigen spätkeltischen Tieren

unterscheiden.⁴³ Die Grössenzunahme der römischen Rinder ist sowohl auf den Import von grosswüchsigen Tieren aus dem italischen oder gallischen Raum als auch auf die Verbesserung des züchterischen Know-how zurückzuführen.

Auch wenn es unmöglich ist, von einem Einzelbefund wie dem Tomilser Rind auf die Hausrindpopulation einer ganzen Region zu schliessen, so betont die Kleinwüchsigkeit des Tieres doch die starke "einheimische" Ausrichtung in der Rinderzucht auch eines schon seit längerer Zeit unter römischen Einflusses stehenden Gebietes. Es darf also durchaus spekuliert werden, ob sich beispielsweise die züchtungstechnischen Neuerungen der Römer in relativ abgelegenen Gebieten wie dem Domleschg langsamer und vielleicht in geringerem Umfang als in anderen Gebieten der Schweiz durchgesetzt haben. Leider stehen uns aber zurzeit noch zu wenige aussagekräftige Tierknochenfunde aus dem Alpenraum zu Verfügung, um gesicherte Aussagen machen zu können.

Wie der Grabungsbefund (Abb. 52) deutlich macht, wurde das Rind vor seiner Deposition in der Grube auf charakteristische Weise zerteilt. Dabei wurden die vier Gliedmassen - ebenso wie der Kopf - vom Rumpf abgetrennt. Schnittspuren am Gelenkkopf des Oberschenkels und den beiden Beckenhälften sowie am 1. Halswirbel zeugen von dem Zerlegungsprozess. In einem weiteren Schritt wurde nun der Rumpf (Wirbelsäule mit Rippen und Becken; auf Abb. 54 hell- und dunkelbraun) in stark gekrümmter Form in die längs-ovale Grube gelegt. Danach erfolgte die Niederlegung der kompletten rechten Hinterextremität (hellblau) sowie nahezu parallel dazu der linken Vorderextremität einschliesslich des

41 BENECKE NORBERT: Der Mensch und seine Haustiere. Stuttgart 1994, S. 188.

42 PETERS JORIS: Römische Tierhaltung und Tierzucht. Eine Synthese aus archäozoologischer Untersuchung und schriftlich-bildlicher Überlieferung. Passauer Universitätschriften zur Archäologie 5. Rahden 1998.

43 BREUER GUIDO/REHAZEK ANDRÉ/STOPP BARBARA: Grössenveränderungen des Hausrindes. Osteometrische Untersuchungen grosser Fundserien aus der Nordschweiz von der Spätlatènezeit bis ins Frühmittelalter am Beispiel von Basel, Augst (Augusta Raurica) und Schleithem-Brüel. In: Jahresberichte aus Augst und Kaiseraugst 20, 1999, S. 207-228.

Abb. 51: Tumegl/Tomils, Sogn Murezi. Das Rinderskelett in Fundlage (Rumpf und Schädel). Blick nach Nordosten.



**Tieropfer oder Kadaver-
entsorgung?**
**Ein römisches Rinderskelett
aus Tomils, Sogn Murezi**

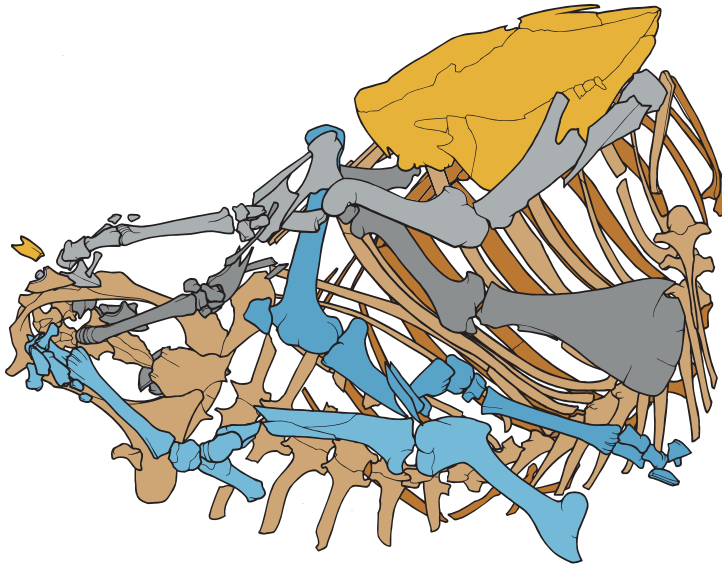


Abb. 52: Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi. Plan des
Rinderskelettes. Obere und
untere Lage. Mst. 1:10.

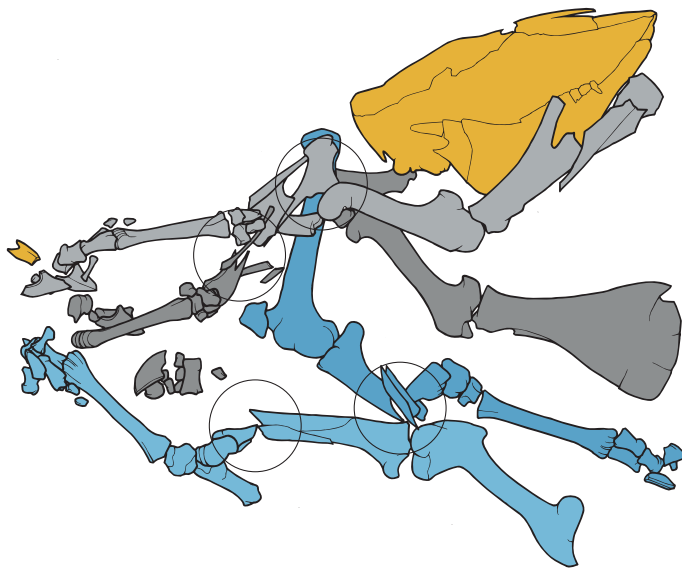


Abb. 53: Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi. Obere Lage:
Extremitäten und Schädel.
Schädel ocker, linke Vor-
derextremität dunkelgrau,
rechte Vorderextremität hell-
grau, linke Hinterextremität
dunkelblau, rechte Hinter-
extremität hellblau. Einge-
kreiste Stellen bezeichnen
die gebrochenen Knochen.
Mst. 1:10.

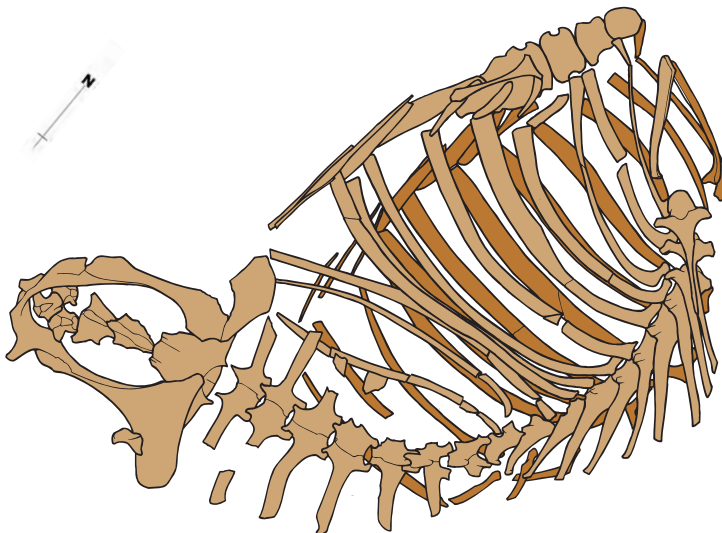


Abb. 54: Tumegl/Tomils,
Sogn Murezi. Untere Lage:
Rumpf. Rechte Rippen
dunkelbraun; linke Rippen,
Brustbein, Wirbelsäule (vier
Halswirbel nicht gezeichnet)
und Becken hellbraun.
Mst. 1:10.

**Tieropfer oder Kadaver-
entsorgung?**

**Ein römisches Rinderskelett
aus Tomils, Sogn Murezi**

linken Schulterblattes (dunkelgrau) in ost-westlicher Ausrichtung (Abb. 53). Anschliessend kamen die linke Hinterextremität (dunkelblau) sowie der Schädel inklusive des Unterkiefers (ocker) auf dem Rumpf zum Liegen. Die linke Hinterextremität wurde dabei nicht wie die übrigen Extremitäten mit den Füßen im Westen ausgerichtet, sondern um 180 Grad gedreht, so dass die Füße im Osten lagen. Den Abschluss bildete die Niederlegung der rechten Vorderextremität inklusive des rechten Schulterblattes (hellgrau).

Die Frage, ob der Kuh vor ihrer Deponierung in der Grube das Fell abgezogen und sie anschliessend entfleischt wurde, kann leider nicht mit hundertprozentiger Sicherheit geklärt werden. Da jedoch entsprechende Spuren an den Knochen fehlen, die ein Entfleischen oder Abziehen des Fells eindeutig belegen, ist es sehr wahrscheinlich, dass diese Tätigkeiten nicht stattfanden und dass der gesamte Tierkörper mit samt des Fleisches und des Fells nach dem Zerteilen in die Grube gelangte.

Darüber hinaus weisen alle vier Extremitäten charakteristische Knochenbrüche auf, die jeweils im Bereich des Ellen-/Speichenschaftes und des Schienbeinschaftes lokalisiert sind (Abb. 53). Durch den Sedimentdruck können die Brüche nicht entstanden sein; auch fehlt der Nachweis von schweren Auflagesteinen in diesem Bereich des Skelettes, die die Brüche verursacht haben könnten. Sehr unwahrscheinlich ist weiterhin, dass sich die Kuh bei einem schweren Sturz alle vier Beine gleichzeitig gebrochen hat - und dann auch noch jeweils an den anatomisch identischen Stellen. Vielmehr muss man von einem bewussten Zerschlagen der Knochen durch den Menschen ausgehen. Da im unteren Schaftbereich der

Elle/Speiche und des Schienbeins relativ wenig Muskelmasse vorhanden ist, war ein Brechen der Knochen hier leichter möglich als an anderen Stellen der Extremitäten. Ein Grund für das Zerschlagen der Knochen könnte darin gelegen haben, dass man, da die ausgehobene Grube ein wenig zu klein für das gesamte Tier war, durch ein Abwinkeln des Fuss skeletts Platz gewinnen wollte. Dies erscheint allerdings eher unwahrscheinlich, da einerseits das Vergrössern der Grube nicht viel aufwendiger als das Zerschlagen der Knochen gewesen wäre und andererseits nach dem Befund auf der Ausgrabung das Fuss skelett nicht deutlich von der Längsachse der im anatomischen Verband liegenden Extremitäten abwich. Es stellt sich daher die Frage, ob die Knochenbrüche nicht im Rahmen einer Kulthandlung oder einer symbolischen Handlung (z. B. Angst vor der Wiederkehr des Tieres nach seinem Tod) entstanden sind. Letzteres könnte der Fall gewesen sein, wenn die Kuh an einer ansteckenden Krankheit litt und man deshalb eine Infizierung der anderen Tiere befürchtete.

Für beide Interpretationen, die Niederlegung des Rindes aus religiösen Motiven beziehungsweise die Verlochung eines Kadavers, gibt es Argumente. Eher für eine rituelle Deutung des Befundes spricht die Tatsache, dass gerade in der römischen Zeit das Rind neben seiner fleischwirtschaftlichen Bedeutung auch einen hohen symbolischen Stellenwert in der Gesellschaft hatte, was sich unter anderem in seiner Funktion als Opfertier ausdrückt. Aufgrund seiner Grösse wurde es bei Staatsopfern bevorzugt und galt unter den "offiziellen" römischen Opfertieren - Rind, Pferd, Schaf, Ziege, Schwein und Hund - als das am höchsten bewertete. Stiere und Ochsen wurden im

Staats- und Privatkult meist männlichen Gottheiten geopfert, Kühe weiblichen Gottheiten.

Vergleiche

Aus der Schweiz und dem angrenzenden Ausland sind bisher nur wenige archäozoologische Tierknochenkomplexe aus römischer Zeit bekannt, die als Vergleichsfunde dienen könnten. Befunde eindeutig sakralen Charakters - etwa aus dem Tempelbereich des römischen Vicus Lausanne-Vidy VD⁴⁴ oder dem Opferbezirk der Fundstelle Wiesloch-Weinacker, Baden-Württemberg⁴⁵ - beinhalten meist keine vollständigen Skelette. An diesen Orten sind meist Teilskelette nachgewiesen, die die Niederlegung einzelner Körperpartien, z. B. der Extremitäten, als Opfergaben belegen.⁴⁶ In der römischen Villa rustica von Biberist SO finden sich zudem Hinweise auf einen regelrechten "Rinderschädelkult".⁴⁷ Aus Biberist stammt auch ein dem Rinderskelett aus Tomils recht ähnlicher Befund. Es handelt sich um ein fast vollständiges Skelett einer zirka 6 bis 7 Jahre alten Kuh, das - wahrscheinlich nach dem Abziehen der Haut - in einer nord-südlich gerichteten Grube deponiert wurde. Der Kopf war vom Körper abgetrennt und wurde an anatomisch richtiger Stelle, jedoch um 180 Grad gedreht, auf dem Rumpf niedergelegt. Ob es sich um eine Kadaverentsorgung handelt oder das Skelett die Überreste eines Tieropfers darstellt, kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht mit Sicherheit geklärt werden.⁴⁸ Im Hinblick auf die Interpretation des Tomilser Rinderfundes wäre es zudem interessant zu erfahren, ob das Skelett innerhalb oder ausserhalb einer - bisher nicht lokalisierten - römerzeitlichen Siedlung lag und

ob vielleicht Baubefunde existieren, die auf eine Beziehung der Grube zu einem möglicherweise kultisch genutzten Gebäude hinweisen. Darüber hinaus könnte man auch spekulieren, ob nicht die Lage der Grube auf der Hangterrasse von Tomils-Sogn Murezi, welche ja mindestens ab der vorkarolingischen Zeit Ort religiöser Handlungen war, in Zusammenhang mit einer rituellen Niederlegung des Rinds stehen könnte. Eine besondere Bedeutung als Opfertier hätte das Tier vielleicht erlangt, weil es hornlos war und - als bereits älteres Muttertier - als Fruchtbarkeitssymbol galt. Abschliessend lässt sich festhalten, dass insgesamt mehr, allerdings nicht unbedingt zwingende Indizien für eine Deponierung des Rindes aus kultischen Motiven denn aus profanen Gründen, z.B. im Rahmen einer krankheitsbedingten Kadaverentsorgung, sprechen. Dennoch bleiben letzte Zweifel, die vielleicht aufgrund der Ergebnisse weiterer und grossflächiger Grabungen in naher Zukunft ausgeräumt werden können.

44 OLIVE CLAUDE: L'habitat et le lieu cultuel: Etude comparative des Faunes. In: PAUNIER DANIEL/BERNAL JOSÉ/CASTELLA DANIEL et al.: Le vicus gallo-romain de Lousonna-Vidy. CAR 42, 1989, S. 165-180.

45 Eine Ausnahme bildet die Niederlegung eines ganzen Pferdes auf der Sohle eines Schachtes im Opferbezirk von Wiesloch (REHAZEK ANDRÉ in Vorbereitung).

46 Vollständige oder grösstenteils vollständige Tierskelette aus römischem Zusammenhang, darunter auch Skelette von zwei jungen Rindern, die in Gruben deponiert wurden, konnten auf dem Gelände des Gutshofes in Neftenbach ZH beobachtet werden. Sie werden von der Bearbeiterin nicht als Opfergaben, sondern als Kadaverentsorgungen nach einem Unfall oder einer Krankheit der Tiere interpretiert (DESCHLER-ERB SABINE: Gruben mit Tierkadavern. In: RYCHENER JÜRIG: Der römische Gutshof in Neftenbach. Monographien der Kantonsarchäologie Zürich 31/1, Zürich und Egg 1999, S. 494f.).

47 DESCHLER-ERB SABINE: Rinderschädelkult in der römischen Villa von Biberist. In: AS 22, 1999, S. 100-103.

48 DESCHLER-ERB SABINE in Vorbereitung.

Archäologie in und für Kambodscha - Ein Aufbauprojekt mit Unterstützung aus Graubünden

Anlass

Seit der Kolonialisierung Kambodschas durch die Franzosen im 19. Jahrhundert sind archäologische Untersuchungen in diesem Land nur von westlichen Forschern durchgeführt worden. Im Zentrum des Interesses standen dabei die Tempelanlagen, vor allem jene von Angkor Wat, die berühmteste unter ihnen. Nicht selten wurden dabei Kunstgegenstände und auch Teile von Tempelanlagen abtransportiert. Mit diesen Kunstschätzen wurden die europäischen Museen gefüllt und die Sammler beliefert. Anstatt die Kambodschaner für ihr Kulturerbe zu sensibilisieren und sie archäologisch zu schulen, beraubte man sie lange Zeit der Zeugnisse ihrer Vergangenheit. Auch wenn noch jedes Jahr Equipen, hauptsächlich aus Frankreich und Amerika, in den Tempelanlagen graben, so ist heute doch ein Wandel in der Haltung einzelner westlicher Länder zu beobachten. Dies betrifft nicht nur die Archäologie. Im humanitären Bereich hat sich der Schweizer Arzt Beat Rychner, auch bekannt unter dem Namen Beatocello, als Pionier hervorgetan. Innert kurzer Zeit konnte er mit Spendengeldern in Kambodscha drei Spitäler aufbauen, die von Einheimischen betreut werden. In der Archäologie sind die Bemühungen Deutschlands besonders zu erwähnen. Nach der Neugründung der Archäologischen Fakultät an der Royal University of Fine Arts in Phnom Penh wurde 1996 der DAAD (Deutscher akademischer Austauschdienst) um Hilfe bei deren Aufbau und der Ausbildung der Studenten angefragt. Als Fernziel dieses Projektes wurde eine selbständige kambodschanische Archäologie mit eigenen Fachkräften formuliert. Ausser den Tempelanlagen sollten vermehrt auch

die Fundstellen der anderen, in Kambodscha vertretenen Kulturepochen erfasst und dokumentiert werden. Die engagierten Leiter des Projektes, Gerd und Barbara Albrecht, ermöglichten 13 Studentinnen und Studenten einen vierwöchigen Studienbesuch in Deutschland und der Schweiz im Jahre 1998. Dank der Vermittlung von Christian Foppa, dem Leiter der Didaktischen Ausstellung für Urgeschichte in Chur, organisierte der Archäologische Dienst Graubünden im Oktober 1998 für die Gruppe einen praxisbezogenen Ausbildungstag.⁴⁹ In der Schlussbesprechung wurde dabei der Wunsch geäussert, von einer kompetenten Person im Zeichnen von Fundgegenständen ausgebildet zu werden, da in diesem Bereich bei den Studenten deutliche Defizite zu erkennen waren. Nach Absprache mit dem Amtsleiter Urs Clavadetscher wurde mir für 1999 ein zweimonatiger, unbezahlter Urlaub bewilligt, um den Studenten an der Universität in Phnom

Abb. 55: Kartenausschnitt Südostasien. Kambodscha grenzt an Vietnam, Laos, Thailand und an den Golf von Siam.



⁴⁹ "Bündner Tagblatt" vom 8. Oktober 1998.

Penh in dieser Zeit die Grundkenntnisse im Zeichnen archäologischer Fundobjekte zu vermitteln. Von der Bernhard-Casal- und der Goethe-Stiftung erhielt ich für die Reise und den Aufenthalt in Kambodscha finanzielle Unterstützung, was an dieser Stelle herzlich verdankt sei.

Einige Daten zu Kambodscha

Kambodscha liegt, umgeben von Thailand, Laos und Vietnam, in Südostasien. Mit diesen Nachbarländern gehört es zu der unter französischer Kolonialherrschaft zusammengefassten Region Indochina. Die Fläche des Landes umfasst 181,035 km² (etwa halb so gross wie Deutschland). Rund 90 Prozent der etwa 11 Millionen Menschen in Kambodscha gehören der Volksgruppe der Khmer an.

Mit einem Wachstum von geschätzten 2,5 bis 3 Prozent gehören die Kambodschaner zu der am schnellsten wachsenden Volksgruppe in Asien. 90 Prozent der Einwohner Kambodschas sind Buddhisten.

Das tropische Klima und die fruchtbaren Böden bieten beste Grundlagen für Kulturen wie Zuckerpalmen, Bananen und die überall verbreitete Reiskultur.

Nicht nur für den Reisanbau, sondern auch fürs Überleben der Bevölkerung spielt das einzigartige Wassersystem zwischen dem Fluss Mekong und Tonle Sap eine bedeutende Rolle.

Kambodscha verfügt über reiche Bodenschätze. Zu ihnen gehören Metalle (Gold, Silber, Kupfer, Zink), Mineralien (Salze, Graphite, Quarze) und Brennstoffe (Kohle, Naturgase).

Bei uns im Westen ist Kambodscha hauptsächlich durch Angkor Wat und seine Tempel bekannt geworden. Traurige Berühmt-

heit erlangte Kambodscha während des Vietnamkrieges bzw. unter der Schreckensherrschaft des Pol-Pot-Regimes.

Nach vier Jahren Steinzeitkommunismus und vielen Jahren Bürgerkrieg wurde Kambodscha im Jahre 1993 in eine konstitutionelle Monarchie umgewandelt. Unter König Sihanouk und dem demokratischen Mehrparteiensystem wird das Land hoffentlich endlich Frieden finden.

Archäologische Quellen

Die Periode der Tempelanlagen

Für jemanden, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, ist es schwierig, sich ein so wildes und auffälliges Durcheinander von Leben und Verwesung, von zügellosem Grün, im Krieg mit einem unbeweglichen grauen Tod vorzustellen. Trotzdem erlangt der Stein durch diesen Kampf eine Art Leben, da er zwischen zwei Feuern gefangen ist. Zweige bäumen sich auf- und abwärts, um die Ruinen zu zerstören, wodurch die Architektur, genötigt, an dieser Schlacht teilzunehmen, eine unvergleichliche Dynamik, im Gegensatz zu ihrer statischen Aufgabe, annimmt (Osbert Sitwell 1938).

Dem heutigen Besucher von Angkor Wat zeigt sich nicht mehr das gleiche Bild wie vor 60 Jahren. Die vielen Bauwerke wurden von den Fesseln des Urwaldes befreit, um den Touristen besseren Zugang zu ermöglichen. Dies ist zwar für den Besucher angenehm, doch die Rodung der Bäume und Schlingpflanzen brachte auch Nachteile mit sich. Die wuchtigen Pflanzen entwickelten sich mit der Zeit zu einem statischen Glied der Tempel. Nach ihrer Entfernung erhöhte sich die Einsturzgefahr jedes einzelnen Bau-



Abb. 56: Der weltbekannte Tempel von Kambodscha: Angkor Wat.

teiles. Die Sicherung und Restauration erfordert grosse Sorgfalt und viel Zeit. Angkor Wat zählt als das grösste Bauwerk der Erde. Die angkorianischen Tempel wurden zwischen dem 7. und 13. Jahrhundert erbaut. Die ganze Entstehung dieser Hochkultur wurde hauptsächlich durch eine ausgeklügelte Bewässerungstechnik ermöglicht. Gleichzeitig führte der im Überfluss angebaute Reis zu einer Lebensmittelüberproduktion. Diese liess die Bevölkerung anwachsen und setzte Arbeitskräfte frei, die nicht mehr in der Landwirtschaft nötig waren. So standen den Königen Soldaten zur Verfügung, um ihr Reich zu schützen und auszudehnen. Andere konnten zum Bau der Tempel eingesetzt werden oder sich als Steinmetze an den Heiligtümern beschäftigen. Nach einer Regierungszeit von 7 Jahrhun-

50 ALBRECHT GERD/HADLE
MIRIAM NOEL: Im Schatten
von Angkor Vat. Archäologie
in Deutschland: 3/1999,
S. 14-19.

Abb. 57: Übersicht der kreisförmigen Erdwerke in Kambodscha und Vietnam, die erstmals bei der Anlage der Gummipflanzungen durch die Franzosen beobachtet wurden.



erten und 19 verschiedenen Regenten erlosch das Angkorreich im 13. Jahrhundert.

Erdwerke

In Kambodscha liegen auch archäologische Stätten älterer Zeitepochen. Zu Unrecht wurde diesen nicht die gleiche Aufmerksamkeit zuteil wie den Tempelanlagen. Schon zu französischer Kolonialzeit wurden im Osten des Landes fruchtbare rote Böden entdeckt, die sich hervorragend für Gummipflanzungen eignen. Bei den Rodungen des Urwaldes fand man kreisförmige Anlagen, sogenannte Erdwerke, mit teilweise mehr als 200 m Durchmesser⁵⁰. Erdwerke sind von Wall und Graben umgebene Siedlungsareale mit durchschnittlich 3 ha Fläche. Das genaue Alter dieser Anlagen ist noch weitgehend ungeklärt. Nach den Funden dürften sie aber in den Zeitraum von der Jungsteinzeit bis in die Eisenzeit gehören. Grabungen in diesen Erdwerken sind schwierig. In der Roterde sind Schichten und Gruben nicht zu erkennen, Knochen und Holz sind durch den sehr hohen Säuregehalt restlos zerstört. Gefunden werden vor allem Geräte aus Ton, Stein, und Glas.

Das Zeichnungspraktikum

Das Fundmaterial, das die rund 12 Studentinnen und Studenten in den zwei Monaten unter meiner Anleitung zu bearbeiten hatten, stammte aus mehreren der oben erwähnten Erdwerke, die von den Studierenden mit Sondierschnitten zur Abklärung der Schichtabfolge und zur Erfassung von Siedlungsstrukturen untersucht worden waren. Die Funde aus Ton und Stein aus diesen Grabungen mussten in der Folge im

Rahmen der Diplomarbeiten über diese Erdwerke von den Studentinnen und Studenten gezeichnet werden.

Die exakte zeichnerische Aufnahme der Fundobjekte erfolgte in gleicher Weise wie sie in den archäologischen Ämtern der Schweiz üblich ist. Die wissenschaftlich-zeichnerische Darstellung der Funde in Schnitt und Ansicht ermöglicht es Archäologinnen und Archäologen auf der ganzen Welt, sich einen Überblick über die Art der Funde sowie deren Formen und Verzierungen zu verschaffen. Gegenüber dem Foto sind auf einer massstäblichen Zeichnung alle Details zu erkennen. Die zeichnerische Abstraktion bringt zudem das Wesentliche eines Gegenstandes zur Geltung. In einem ersten Schritt wurden die Funde der Erdwerke massgenau mit Bleidraht, Schublehre und Bleistift aufgenommen. Diese Aufnahmen dienen anschliessend als Vorlage für die Reinzeichnungen in Tusche. Die fertigen Zeichnungen wurden dann in der gewünschten Reihenfolge auf Tafeln montiert und den Diplomarbeiten beigelegt.

In der vorgegebenen Zeit konnten alle Studentinnen und Studenten ihre Funde nach den Richtlinien aufnehmen und umsetzen. Nach der zweimonatigen Ausbildungszeit



Abb. 58: Die beiden Praktikanten Sivleng und Laychour auf der Grabung in Trimmis.

war das Ziel dank hoher Motivation seitens der Schülerinnen und Schüler erreicht, so dass die angehenden Archäologinnen und Archäologen künftig ohne fremde Hilfe Grabungsfunde bearbeiten können.

Zukunftsperspektiven

Nach meiner Rückkehr aus Kambodscha sind die Kontakte zur Universität in Phnom Penh nicht abgebrochen. Dank der Ausbildungserfolge ermöglichte es der Archäologische Dienst Graubünden der Studentin Sivleng und dem Studenten Laychour im Sommer 1999 in unserem Kanton ein zwei-monatiges Grabungspraktikum zu absolvieren. Dabei konnten auf der Ausgrabung in Trimmis die technischen Kenntnisse vertieft und ergänzt werden.

Für die Ausrüstung des neu gegründeten “Archäologischen Dienstes” in Phnom Penh kamen dank einem Spendenaufruf⁵¹ Fotoausrüstungen, Messinstrumente und Computer zusammen, welche die Beiden nach Abschluss ihres Aufenthaltes mit nach Hause nehmen konnten. Mit diesem Material, vor allem aber mit den erworbenen Kenntnissen, sollte es den Kambodschanern künftig möglich sein, selbständig und ohne fremde Hilfe die archäologischen Relikte ihrer Vorfahren erforschen und dokumentieren zu können. Um das Wissen auf einer breiteren Basis abstützen zu können, werden auch im kommenden Jahr in der Schweiz wieder Ausbildungsplätze für angehende Archäologinnen und Archäologen aus Kambodscha gesucht.

Mathias Seifert danke ich für die Unterstützung und Mithilfe bei diesem erfolgreichen Projekt. Auch die kritische Durchsicht dieses Manuskriptes sei ihm verdankt.



Abb. 59: Eine Studentin bei der Reinzeichnung der Funde.

51 “Bündner Woche” vom 16. September 1999.

Kurzberichte

Chur, Grabenstrasse 35, Grabenschulhaus

LK 1195, 759 519/190 823, ca. 595 m ü. M.

Im Zuge der baulichen Sanierung des Städtischen Schulhauses an der Grabenstrasse wurde auf dem Vorplatz der Aushub für eine Erdregister-Heizung, für die Erneuerung der Kanalisation (Dachentwässerung) und für neue Baumgruben (Trottoir) überwacht.

Auf dem Stadtplan von Peter Hemmi aus dem Jahre 1823 ist zu erkennen, dass in diesem Bereich mit Überresten der ehemaligen mittelalterlichen Stadtbefestigung und des alten Werkhofes zu rechnen ist (Abb. 60).

Die archäologischen Untersuchungen beschränkten sich auf die für das Bauvorhaben notwendige Ausdehnung (zirka 400 m²) und Tiefe (zirka 1,50 m) (Abb. 61) und dauerten vom 3. bis 11. März.

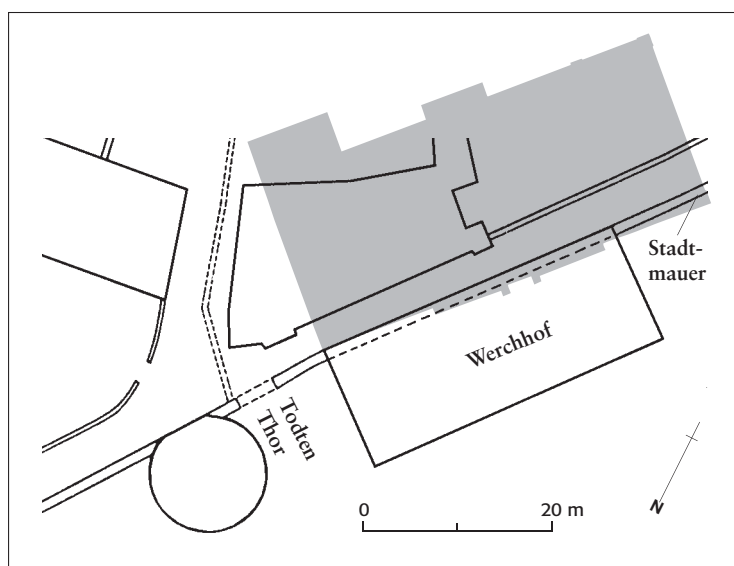


Abb. 60: Chur, Grabenstrasse 35, Grabenschulhaus. Umzeichnung des Stadtplans von Peter Hemmi aus dem Jahre 1823 (Ausschnitt) mit Grundriss des Schulhauses (gerastert). Massstab 1:800.

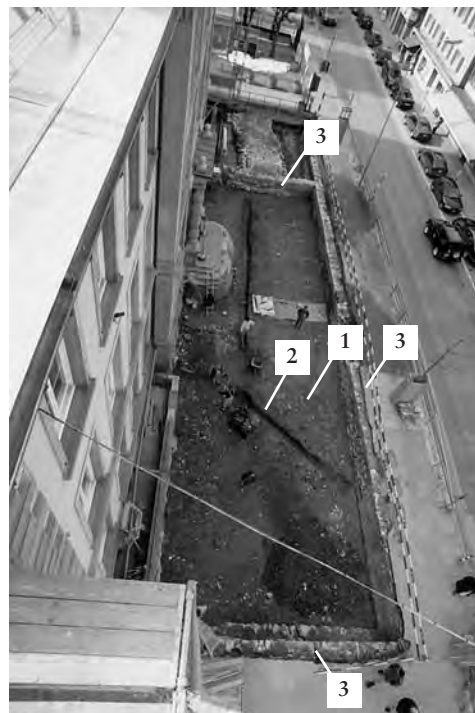


Abb. 61: Chur, Grabenstrasse 35, Grabenschulhaus. Grabungsfläche mit eingefülltem Stadtgraben (1), Vormauer ? (2) und Werkhof (3). Ansicht gegen Südwesten.

Die Stadtmauer konnte nicht mehr erfasst werden, da sie offensichtlich beim Schulhausneubau in den Jahren 1891/1892⁵² vollständig abgebrochen worden war. Der Verlauf der Mauer entspricht ungefähr demjenigen der heutigen Schulhausfassade an der Grabenstrasse.

Hingegen konnte in einer Sondierung der Stadtgraben festgestellt werden. Dieser Graben setzt zirka 4 bis 5 m ausserhalb der Ringmauer an, ist in den anstehenden Kies (Plessurschotter) eingetieft und weist eine feststellbare Tiefe von zirka 2 m auf. Die Einfüllung besteht vorwiegend aus Abbruchschutt und aus humos-lehmigem Material.

Die Grabenbreite konnte nicht ermittelt werden, da der äussere Rand ausserhalb

der untersuchten Fläche im Bereich der Grabenstrasse liegt.

In einem Kanalisationsgraben konnte beim inneren Rand des Stadtgrabens das vier bis fünf Steinlagen hoch erhaltene, 1 m breite Fundament einer mittelalterlichen Mauer erfasst werden. Diese Mauer verläuft parallel in einem Abstand von zirka 5 m zur ehemaligen Stadtmauer. Anhand der spärlichen Informationen ist diese Mauer aber nicht näher zu interpretieren. Möglicherweise handelt es sich dabei um die Vormauer zur Hauptmauer der Stadtbefestigung⁵³. Auf bzw. in die Einfüllung des Stadtgrabens wurden 1811 die Grundmauern des neuen städtischen Werkhofes gestellt. Dieser Neubau wurde notwendig, nachdem der bisherige, zwischen dem Fontanapark und dem ehemaligen Kloster St. Nicolai gelegene Werkhof im gleichen Jahr verkauft und wenig später abgebrochen wurde⁵⁴ (Abb. 62). Der Werkhof wurde an die Masanserstrasse/Steinbruchstrasse verlegt. Er wird demnächst ebenfalls einer Überbauung Platz machen müssen. Heute befindet sich der Werkhof der Stadt Chur an der Industriestrasse.

Hans Seifert

Chur, Markthalle

LK 1195, 759 150/190 500

Die Sanierung der Churer Markthalle erforderte einige Bodeneingriffe für Leitungsgräben, Fundamente, einen Liftschacht und weitere Installationen. Da das Gebäude mitten im römischen Siedlungsgebiet Chur-Welschdörfli liegt⁵⁵ und beim Bau der Halle in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts keine archäologischen Untersuchungen vorgenommen worden waren, wurden vom ADG vor Baubeginn Sondierungen durchgeführt. Sondiergraben 1



Abb. 62: Chur, Grabenstrasse 35, Grabenschulhaus. Aufnahme aus dem Jahre 1892 mit Stadtmauer (1) und altem Werkhof (2). Ansicht gegen Süden.

wurde im Innern des Gebäudes, Sondiergraben 2 auf dem westlichen Vorplatz angelegt.

Die Tiefe von Sondierung 1 betrug 1,9 m. Bis auf eine Tiefe von 1,5 m enthielten die Schichten sowohl rezentes wie römisches Fundmaterial. Einige Terrasigillata-Scherben und das Fragment einer kaiserzeitlichen Münze waren mit vielen modernen Glas- und Keramikfragmenten vergesellschaftet. Die Keramikfragmente lassen sich ins 1. bis 3. Jh. n. Chr. datieren. Die fehlende Mauergrube zum Fundament der Markthalle belegt, dass die Schichten erst nach dem Bau derselben eingebracht worden sind. Auch die horizontale Strukturierung der Straten spricht dafür, dass es sich um Planierungsschichten handelt. Unter diesen lag eine humose Schicht, die keine modernen Funde enthielt. Das Fundmaterial aus dieser Schicht, einige Keramikfragmente und ein Anhänger aus Bronze, datieren ins 1. Jahrhundert n. Chr. Bauliche Strukturen konnten aber auch zu dieser Schicht keine nachgewiesen werden.

52 REBSAMEN HANSPETER: Chur, in: INSA 3, 1982, S. 270.

53 LIVER ALFRED: Chur 1997, Die mittelalterliche Stadtbefestigung am Postplatz. In: Jb ADG DPG 1997, S. 25-27.

54 Protokoll der Oeconomie-Commission, 1808-1814 (Akten im Stadtarchiv Chur).

55 HOCHULI-GYSEL ANNE u. a.: Chur in römischer Zeit, Bd. 1 und 2, Basel 1986/ 91. RA-GETH JÜRIG: Römerzeit. In: AiGR.

Die Sondierung 2 und die verschiedenen Leitungsgräben, die grösstenteils eine Tiefe von 80 cm nicht überschritten, tangierten lediglich die obersten Planierungsschichten, die nur rezentes Fundmaterial enthielten.

Alfred Liver

Chur, Reichsgasse 49 (Haus zum Schäfli)

LK 1195, 759 730/190 845, ca. 594 m ü. M.

Auf halber Höhe, im Bereich zwischen “Freieck” und “Süsswinkel”, beschreibt die Churer Reichsgasse eine S-förmige Kurve. An dieser Stelle, von Süden an die Gasse stossend, liegt das Haus Nr. 49, welches spätestens seit dem 18. Jahrhundert den Beinamen “zum Schäfli” trägt. Ein geplanter Umbau des Gebäudes im Jahre 1999 hatte unter anderem zum Ziel, das Treppenhaus in den Südostbereich des Hauses zu verlegen und einen Lift einzubauen. Das Projekt sah von grösseren Aushöhlungen ab und belies grösstmögliche Flächen der bestehenden Mauerhäute (Täfer, Verputzschichten usw.). Mit diesem Vorgehen konnten beinahe sämtliche, für eine umfassende Baugeschichte wichtigen Informationen für spätere Zeit erhalten bleiben, was sich beim Umbau auch auf den Umfang der bauarchäologischen Untersuchungen auswirkte. Die Arbeiten des Archäologischen Dienstes fanden somit nur in sehr beschränktem Rahmen statt und wurden in kurzen, dem Bauablauf angepassten Etappen bewältigt. Die Rekonstruktion einer lückenlosen Baugeschichte des Hauses ist aus diesem Grund aber nicht möglich.

Es zeigte sich, dass das heutige Gebäude auf einen Neubau aus dem Jahre 1823/24 zurückgeht. Die noch bestehenden, der Gasse zugewandten Stuben in den Stockwerken oberhalb des Erdgeschosses und die dortige

Befensterung dürften dieser Bauzeit entstammen (Abb. 63). Vielleicht lag der Hauszugang anfänglich im Norden, wo noch heute eine zugemauerte, am Sturz mit 1824 datierte Türleibung zu erkennen ist. In einem Rufbucheintrag aus der Zeit zwischen 1824 und 1831 wird das “Schäfli” als “Wirtshaus mit Schildrechten” genannt.⁵⁶ Bei einem späteren Umbau wurde der Eingang an die Westseite verlegt und ein neues Treppenhaus im Südwestbereich des Hauses errichtet, von wo es nun wieder entfernt worden ist. Im 20. Jahrhundert gehörte das “Schäfli” der Familie Wielath, die während drei Generationen im Erdgeschoss eine Metzgerei mit Laden führte (Abb. 64).

Wie das Haus vor 1823 ausgesehen hatte, wissen wir nicht. Ältere Mauerteile konnten im Bereich der bestehenden Süd- und Ostwände festgestellt werden (Abb. 65).



Abb. 63: Chur, Reichsgasse 49. Das Haus “zum Schäfli” nach dem Umbau 1999. Blick von Nordwesten.

⁵⁶ Das reichhaltige Quellenmaterial ist zurzeit noch in Bearbeitung und wird bei einer späteren Gelegenheit ausführlich vorgestellt. Für intensive Recherchen im Churer Stadtarchiv bedanke ich mich jetzt schon bei Beatrice Keller ganz herzlich.

Auf der Ostseite war auf der Höhe des 3. Obergeschosses die äussere Südwestecke eines Gebäudes zu sehen, welches als Kernbau der östlich angrenzenden Liegenschaft Nr. 47 angesehen werden kann. Es macht den Anschein, dass schon das Vorgängergebäude des 1823/24 errichteten “Schäfli” an diesen turmartigen Kernbau angebaut war. Die aktuelle Südwand des Hauses wird grösstenteils von einer Mauer gebildet, die aufgrund des lagenhaften Mauerwerks in mittelalterliche Zeit datiert. Teile dieser älteren Mauer, die in mehreren Bauphasen entstand, waren bis in die Höhe des heutigen 3. Obergeschosses zu sehen. Sie wies, wie die ältere Gebäudeecke in der Ostwand, deutliche Spuren eines Stadtbrandes auf. Nach diesem Brandereignis ist die uns zugängliche Nordseite der Mauer mit einem “Rasa-Pietra”, ein die Steinköpfe teilweise freilassenden Verputz, überzogen worden, der seinerseits bei einem späteren Brand beschädigt wurde. Ob der ältere Mauerbereich in der Südwand zu einem mittelalterlichen Kern des “Schäfli” gehört, konnte mit dem geringen Untersuchungsumfang nicht geklärt werden.

Der Anlass, der zum Neubau in den Jahren 1823/24 führte, ist hingegen bestens belegt. Wie aus Quellen im Churer Stadtarchiv ersichtlich wird, liegt die Ursache dafür im vorangegangenen Abbruch zweier angrenzender Häuser, die in der Folge *nicht* wieder aufgebaut wurden. Beim unmittelbar westlich anstossenden Gebäude handelte es sich um das frühere Haus “zum Mohrenkopf”, dessen grosser, gewölbter Keller heute unter dem freien Platz in der Reichsgassenbiegung liegt und vom “Schäfli” her zugänglich ist (Abb. 66). Das Haus “zum Mohrenkopf” war ein richtiges Eckhaus, dessen Nordwestmauer die Biegung der Gasse be-



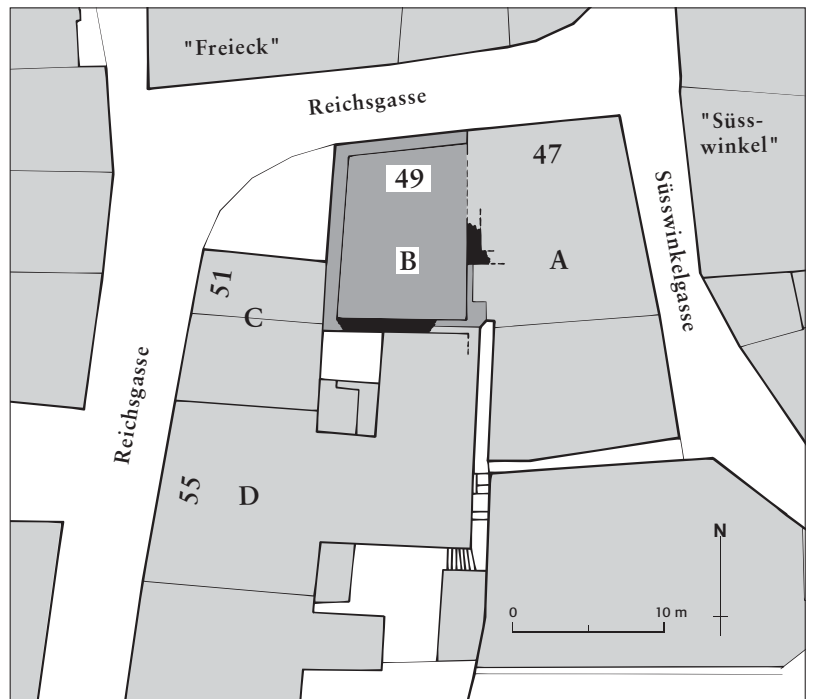
Abb. 64: Chur, Reichsgasse 49. Gebhard Wielath vor seiner Metzgerei, um 1925 (Foto im Besitz von Myrtha Mayr-Wielath).

gleitete, wie der Grundriss des Kellers und partielle Grabungen im Bereich des kleinen Platzes belegen. Im Süden des Erdgeschosses befand sich der Korridor, in dessen hinteren, östlichen Bereich das Treppenhaus lag. Steinschwellen im noch erhaltenen Fundament der gassenseitigen Fassadenmauer belegen den Standort des Eingangs am Westende des Ganges.

In verschiedenen Ratsprotokollen vom August 1821, die den “Mohrenkopf” betreffen, ist von der Baufälligkeit der gassenseitigen Mauer die Rede. Dabei wird immer auch eine mehrmals als “Gadient’sches Haus” genannte Liegenschaft erwähnt, die sich zwischen dem “Mohrenkopf” und dem Haus “zur Linde”, heute Reichsgasse Nr. 55, befunden haben muss. Auch vom “Gadient’schen Haus” ist als einziges Relikt nur noch der Keller übrig geblieben, welcher heute von der “Linde” her zugänglich ist. Der schlechte Zustand der gassenseitigen Mauer führte im Jahre 1823 schliesslich zu rigorosen Massnahmen. Die beiden Liegenschaften, der “Mohrenkopf” und das “Gadient’-

Kurzberichte

Abb. 65: Chur, Reichsgasse 49. Übersichtsplan.
Schwarz unterlegt: Lage der mittelalterlichen Mauern. Mst. 1:500.



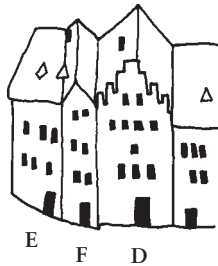
- A = "Mengold'sches" Haus
- B = Haus "zum Schäfli"
- C = Einstöckiger Ladenbau
- D = Haus "zur Linde"
- E = Haus "zum Mohrenkopf"
- F = "Gadient'sches" Haus

Abb. 66: Chur, Reichsgasse 49. Übersichtsplan
Kellergeschoss. Mst. 1:500. (Plangrundlage DPG)





Abb. 67: Chur, Reichsgasse 49. Planprospekt der Stadt Chur, Ölgemälde aus dem Schloss Knillenburg (Ausschnitt), um 1635. Blickrichtung von Westen.



sche Haus”, wurden ebenerdig abgebrochen und verschwanden aus dem Stadtbild. Auf dem ersten planmässigen Grundriss der Stadt Chur, den der Stadt- und Feldvermesser Peter Hemmi (er wusste von dem Abbruch) im selben Jahr anlegte, fehlen die beiden Häuser. Wer sich aber trotzdem ein Bild dieser Gebäude machen möchte, werfe einen Blick auf den “Planprospekt der Stadt Chur”, einem um 1635 entstandenen Ölgemälde, das die Stadt Chur aus einem fiktiven Blickwinkel von Westen zeigt (Abb. 67). Links, d. h. nördlich des Hauses “zur Linde” (Bau D, mit Treppengiebel) sind die beiden, heute verschwundenen Häuser zu erkennen. Beide Gebäude waren etwas kleiner als die damalige “Linde”. Die Giebelfront des “Gadient’schen Hauses” (Bau F) lag im Westen, also quer zur Gasse, jene des “Mohrenkopfs” (Bau E), dessen Charakter als Eckhaus deutlich wird, befand sich im Norden. Bei beiden Häusern sind Eingänge im Westen zu sehen, was zumindest beim “Mohrenkopf” archäologisch bewiesen werden konnte.

Der einstöckige Ladenbau (Bau C), der sich heute auf dem Grund des “Gadient’schen Hauses” und teilweise auf jenem des “Mohrenkopfs” befindet, wurde in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet und ist noch immer auf zwei Besitzer aufgeteilt (Abb. 68).

Manuel Janosa



Abb. 68: Chur, Reichsgasse 49. Einstöckiger Ladenbau (C) und Haus “zur Linde”. Blick von Norden. Foto von Salzborn, 1916.

Cunter, Burvagn

LK 1236, 764 500/166 020, ca. 1180 m ü. M.

Im Herbst 1999 teilte uns Jakob Krättli, Riom, mit, dass er im Zusammenhang mit der zurzeit im Bau befindlichen Julierstrasse neben dem Bildstock in Cunter, Burvagn, Lavezscherben gefunden habe.

Eine kurze Sondiergrabung im September 1999 zeigte auf, dass beim Bildstock nördlich, respektive nordöstlich der Kapelle von Burvagn eine Kulturschicht vorhanden war, die spätrömisches Fundgut enthielt. So fanden sich in dieser Schicht unter anderem mehrere Lavezfragmente, darunter Randfragmente von spätrömischen Tellern, möglicherweise eine spätrömische nordafrikanische Sigillata, ein Reibschalenfragment und diverse Schlacken und auch Knochenreste.

Da diese Kulturschicht einerseits durch den Strassenbau von 1937, andererseits aber auch durch die Strassenkorrektur von 1998/99 fast restlos zerstört war, wurde auf eine weitere Untersuchung der Schicht verzichtet. Bei der Fundstelle könnte es sich gegebenenfalls um ein kleineres spätrömisches Gehöft gehandelt haben, das sich auf der rechten Talseite des Oberhalbsteins befand, d. h. der römischen Siedlung von Riom praktisch gegenüber lag.

Rund 100 m südöstlich dieser Fundstelle beobachtete Krättli nördlich des Hauses Hirschbühl in der östlichen, d. h. bergseitigen Strassenböschung der im Bau befindlichen Strasse eine kohlig-brandige Schicht mit Hüttenlehm, einem einzelnen, wohl eisenzeitlichen Keramikfragment, Knochenmaterial und verschiedenen weissgebrannten Kalksteinresten. Die Fundstelle lässt im Zusammenhang mit dem spätlatènezeitlichen Hortfund von Cunter, Burvagn⁵⁷, aufhorchen.

Jürg Rageth

Ftan, westlich Nairs

LK 1199, ca. 815 600/185 550, ca. 1200 m ü. M.

Im Sommer 1999 teilte Guido Huder, Sent, dem ADG mit, dass er schon vor Jahren beim Fischen im Innbett bei Nairs zwei Zeichensteine beobachtet habe.

Einige Zeit später begingen wir die Fundstelle in Begleitung von Guido Huder. Der Stein befindet sich rund einen Kilometer westlich des Kurhauses Tarasp, respektive 500 bis 550 m westlich der Häusergruppe von Nairs, die sich bereits auf Boden der Gemeinde Ftan befindet, auf dem linken, d. h. nördlichen Innufer.

Während die Steine im Frühjahr und z. T. auch im Sommer unter der Wasseroberfläche des Inn liegen, befinden sie sich in den Herbstmonaten in der Regel ausserhalb des Wassers am Nordrand des Flussbettes.

Bei einem der beiden Steine handelt es sich um einen Kalkstein (aus lokalem Bündnerschiefer); der Stein ist rund 1,60 m lang und 80 cm breit und rund 25 bis 30 cm dick (Abb. 70). Auf dem Stein ist ein Spiralmotiv von ca. 25x22 cm Durchmesser zu erkennen, das in prähistorischer Manier wie in Sils i. D.-Carschenna⁵⁸ und Tinizong-Senslas⁵⁹ wohl mit einem Metallgerät in den



Abb. 69: Ftan, westlich Nairs. Stein mit "gepickter" geometrischer Figur.

57 ASA 25, 1892, S. 55-57; 27, 1894, S. 330-331. - BILL JAKOB, in: HA 8/1977, 29/30, 63-73.

58 ZINDEL CHRISTIAN, Zu den Felsbildern von Carschenna. JHGG 1967, S. 3-20. - SCHWEGLER URS, Schalen- und Zeichensteine der Schweiz. Antiqua 22, Veröffentlichungen SGUF, Basel 1992, S. 64-69. - SCHWEGLER URS u. RAGETH JÜRIG, Felszeichnungen in Graubünden, in: HA 28/1997-S. 111/112, S. 73-135.

59 RAGETH JÜRIG, in: JHGG 1994, S. 96-99; ebda. 1995, S. 120-122. - RAGETH JÜRIG, in: HA 28/1997 - S. 111/112, 136-147.

60 Siehe bereits SCHWEGLER URS, a.a.O. (s.o. Anm. 58) 64. - SCHWEGLER URS, in: HA 28, 1997- 111/112, 98 u.111, Abb. 51 u. 52.

Stein eingepickt wurde. Am Stein selbst waren auch eindeutige Beschädigungsspuren zu erkennen. Es ist wahrscheinlich, dass jemand versuchte, das Spiralmotiv aus dem Stein herauszuhauen, um es dann anschliessend mit nach Hause zu nehmen, was aber offensichtlich misslang.

Beim zweiten Stein handelt es sich um einen rundlichen Stein aus granitischem Material von ca. 60x50x15-20 cm Ausmass, der sich unmittelbar südlich des Spiralsteines befindet.

Auf diesem Stein ist eine geometrische Zeichnung von zirka 10x12 cm Grösse eingepickt, die nahezu an ein "Tiermotiv", an ein "Schriftzeichen" oder dergleichen erinnert (Abb. 69).

Die trotz Flusserosion noch erstaunlich gut erhaltenen "Pickspuren" der beiden Zeichenmotive, das Nebeneinander der beiden Steine im Flussbett und das recht unterschiedliche Gestein (Kalk und Granit) werfen bei uns die Frage auf, ob die beiden Steine am Ufer des Inn nicht in jüngster Zeit, d. h. in den letzten Jahrzehnten bearbeitet worden sein könnten. In diesem Zusammenhang sei auch darauf hingewiesen, dass das Spiralmotiv als solches auf den prähistorischen Felszeichnungen von Carschenna und Senslas neben den unzähligen konzentrischen Kreisen nur einen verschwindend kleinen Anteil hat⁶⁰.

Jürg Rageth

Obersaxen, Grenerbach

LK 1213, 724 700/175 600, ca.1640 m ü. M.

Im Herbst 1999 wurde dem ADG durch Johannes Weiss, Aeugst ZH, ein bronzenes Fibelfragment übergeben, das im Sommer 1998 zirka 200 m nördlich des Nalltobels im Bachlauf des Grenerbaches gefunden wurde.



Abb. 70: Ftan, westlich Nairs. Stein mit Spiralmotiv im Innbett.

Beim Fundobjekt handelt es sich um einen Fibelfuss mit ovalem Fussknopf und einem kegelförmigen Fussabschluss (Abb. 71). Die Nadelrast ist von einer erstaunlichen Feinheit; gegen den Fussknopf hin verzieren drei bis vier feine Rillen den Fibelfuss. Bei der Fibel dürfte es sich höchstwahrscheinlich um eine eher frühe Form einer Schlangenfibel mit langgezogenem, feinem Fuss handeln. Ähnliche Fibelfüsse gibt es allerdings auch bei Navicella- und ähnlichen Fibelformen.

Jürg Rageth

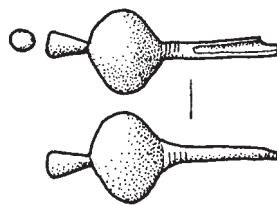


Abb. 71: Obersaxen. Bronzenes Fibelfragment aus dem Grenerbach. Mst. 1:1.



Abb. 72: Rodels, Parzelle 275. Gebäuderest mit Auffüllschichten bei Grabungsbeginn. Ansicht von Norden.

Rodels, Parzelle 275

LK 1215, 753 260/177 920, ca. 680 m ü. M.

Im Zusammenhang mit der Überwachung eines Bauprojektes in einer Archäologiezone⁶¹ beobachteten wir in der Baugrube der Parzelle 275 in Rodels Mauerwerk, das durch den Bauaushub bereits teilweise zerstört war. Das Mauerwerk stand dabei in Zusammenhang mit einer landwirtschaftlichen alten "Remise", die aufgehend noch 2 bis 2,50 m hoch erhalten war und zwei Scharfenfenster aufwies (Haus- und Garagenbau Ferrari).

Die noch erhaltenen Mauer- und Gebäude- reste wurden freigelegt und untersucht.

Die Untersuchungen ergaben einen Gebäudekomplex von zirka 5,50x5,50 m Ausmass, von dem knapp die Hälfte noch erhalten war (Abb. 72 und Abb. 73). Die Hausecken waren dabei nicht rechtwinklig, sondern sie bildeten stumpfe und spitze Winkel, da das Gebäude dem Verlauf der unmittelbar am Gebäude vorbeiführenden Gasse angepasst war.

Östlich des Gebäudes war noch ein Teil eines Treppenabganges ins Kellergeschoss vorhanden, der drei Stufen, ein lehmiges Trampelniveau und ein Türgewände mit Schwellbalken aufwies (Abb. 74). Doch musste dieser Treppenabgang einer späteren Bauphase angehören, wie dies der Mauerausbruch und das erst später aufgemauerte Türgewände und weitere Argumente erkennen liessen.

Unter einer 2 bis 2,50 m dicken Bauschutt- und Brandschuttschicht (Abb. 72), die vorwiegend Funde des 19. Jahrhundert enthielten, zeichnete sich im Keller letztlich eine Lehmschicht mit Holzeinschlüssen und darunter ein massiver Mörtelboden von 2 bis 4 cm Dicke ab.

Rund 1,40 m unter den beiden Scharfenfenstern der südlichen Remisenmauer liessen sich fünf Balkenlöcher von 20 bis 30x20 bis 30 cm Ausmass fassen, welche die massiven Balken für den Holzbretterboden im Erdgeschoss trugen. In einem dieser Balkenlöcher kam ein unverbrannter Balkenrest zum Vorschein, der einer dendrochronologischen Untersuchung unterzogen werden konnte. Die Dendroanalyse ergab das Datum 1459 (ohne Waldkante), wobei das Fälldatum des Holzes in die Zeit zwischen 1460 und 1470 fallen dürfte⁶² und damit auch die Erstellung des Gebäudes in diese Zeit zu setzen ist.

Im Kellergeschoss kamen in der Südwand zwei weitere X-förmige Scharfenfenster von 27x52 und 24x60 cm Grösse zum Vorschein, von denen eines noch ein Eisengitter, das andere zumindest einen Teil eines solchen aufwies.

Auf dem Mörtelboden des Kellergeschosses zeichneten sich im westlichen Raumteil in der Lehmschicht drin Reste eines vertikalen Holzbrettes ab, die möglicherweise von ei-

61 Es handelt sich dabei um die Archäologiezone Rodels-Zeinzas, Grabfunde; JbSGU 25, 1933, 65. - BURKART WALO, in: BM 1933, 338-340.

62 Dendrolabor ADG, Mathias Seifert.

63 Die Münze ist sehr schlecht erhalten. Doch handelt es sich dabei mit Sicherheit um einen Bluzger, höchstwahrscheinlich der Stadt Chur. Das genauere Datum der Münze ist leider nicht eruierbar.

nem Hurdeneinbau oder dergleichen stammen. Zugleich waren im Mörtelboden zahlreiche rechteckige bis rundliche kleine Löcher (Durchmesser zirka 5 bis 6 cm) fassbar (Abb. 75), die ebenfalls von irgendwelchen Einbauten stammen könnten.

Der Mörtelboden selbst dürfte gleichzeitig mit dem Bau des östlichen Kellerabganges und dem Einbau der Tür in der Ostwand angelegt worden sein.

Sowohl im Kellergeschoss als auch im Erdgeschoss waren an den Wänden deutliche Reste eines Kalkverputzes zu erkennen, der vor allem im Erdgeschoss stark rot ausgebrannt war.

In der Westwand des Gebäudes war im Erdgeschoss ein kleines Fensterchen von 60 bis 70x60 bis 70 cm Ausmass vorhanden.

Während die Süd-, die Ost- und Westmauer des Gebäudes ganz eindeutig im Verband standen, bestand beim übrig gebliebenen Mauerrest der Gebäude-Nordmauer mit einer merkwürdigen "Untermauerung" der Verdacht, dass er gegebenenfalls zweiphasig sein könnte. Nachuntersuchungen dieses Mauerteiles durch Manuel Janosa ergaben eindeutig, dass auch die Nord- und Westmauer des Gebäudes im Verband standen, d. h., dass alle Grundmauern des Hauses einphasig waren.

Hingegen liess sich im Nordwest-Eckenbereich eine nach Norden abgehende Mauer beobachten, die zweifellos nachträglich an das Gebäude angebaut wurde; sie könnte allenfalls von einem Stallanbau oder dergleichen stammen.

In der Bauschuttschicht im Gebäudeinnern fand sich viel Keramikmaterial des 19. Jahrhunderts, darunter auch Fragmente von Selterswasserflaschen des Herzogtums Nassau aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, aber auch Eisenfunde, Ziegel-



Abb. 73: Rodels, Parzelle 275. Gebäuderest nach Abtrag der Auffüllschichten. Ansicht von Norden.

fragmente, Knochenmaterial und viel Mauerschutt usw. In der rötlichen Brandschuttschicht, die unmittelbar über dem Mörtelboden und der Lehmschicht lag, gab es ebenfalls Mauerschutt, relativ viel verkohlte Holzreste, aber auch Keramik, verschlacktes Glas, viel Eisen (Nägeln, Beschläge usw.), etwas Bronze und auch viel Wandverputz.

Auch aus der Lehmschicht unmittelbar über dem Mörtelboden gibt es noch Fundmaterial, d. h. Holzreste, Keramik, Glas, Eisen, Knochen, Schnecken und auch eine Bronzemünze⁶³. Die Keramik aus der Lehmschicht könnte allenfalls etwas älter



Abb. 74: Rodels, Parzelle 275. Treppenabgang auf der Gebäudeostseite mit Tüргewände (linke Bildseite). Ansicht von Süden.

Abb. 75: Rodels, Parzelle 275. Mörtelboden mit eigenartigen Löchern. Ansicht von Osten.



als die in den darüber liegenden Schichten vorhandene Keramik sein, d. h. möglicherweise etwa ins 17./18. Jahrhundert datieren.

Zusammenfassend kann zu dem Gebäude von Rodels etwa Folgendes gesagt werden: Das Haus wurde im 15. Jh., d. h. zwischen 1460/70 als Wohnhaus erbaut. Zu einem späteren, nicht bekannten Zeitpunkt, wurde auf der Ostseite des Hauses ein Treppengang und eine neue Türe zum Kellergeschoss erstellt⁶⁴, wobei der Kellerraum möglicherweise gleichzeitig mit einem Mörtelboden versehen wurde. Das Kellergeschoss, das sich möglicherweise nur teilweise unter Boden befand⁶⁵, dürfte als Keller oder auch als Gewerberaum Verwendung gefunden haben. Es ist auch anzunehmen, dass sich über dem Erdgeschoss noch mindestens ein oberes Geschoss befand.

Das Gebäude brannte im 19. Jahrhundert, d. h. höchstwahrscheinlich 1865 oder 1868

ab⁶⁶ und wurde anschliessend nicht mehr aufgebaut. Nach dem Brand wurde das Kellergeschoss mit dem Bauschutt der Brandruine verfüllt und die restliche, noch aufgehend erhaltene Ruine sekundär als Remise verwendet.

Die noch vorhandenen Gebäudereste bleiben erhalten und werden sichtbar in den Rahmen des Garagenkomplexes integriert.

Jürg Rageth

Samedan, Alpetta

LK 1257, 786 690/157 800, 2020 m ü. M.

Im Herbst 1998 wurde der ADG durch Niculin Bischoff, Ramosch, darüber orientiert, dass schon vor Jahren von Giuliano Pedretti, Celerina, in der Flur Alpetta oberhalb Samedan eigenartige runde, "gemauerte Gruben" beobachtet worden seien, die möglicherweise mit mittelalterlichen oder gar neuzeitlichen Vorratsgruben in Zusammenhang zu bringen seien.

Im Sommer 1999 begingen wir in Begleitung von Giuliano Pedretti, dem Entdecker dieser Anlagen, die Fundstellen.

Rund 100 bis 200 m oberhalb der Flur Alpetta befindet sich an einem alten Alpweg ein rundliches bis leicht ovales Trockenmauerwerk von rund 4,50 bis 5 m Innendurchmesser (Abb. 76). Die Anlage ist noch zirka 2 bis 2,50 m hoch aufgehend erhalten und weist auf ihrer Südseite eine zirka 1 bis 1,50 m breite Öffnung auf. Da sich im Innern der Anlage und im Bereich der Öffnung weiss angebrannte Kalksteine befinden, liegt der Verdacht nahe, dass wir es hier mit einem Kalkbrennofen zu tun haben.

Nur rund 100 m nordwestlich dieses Trockenmauerringes, immer noch am selben Alpweg liegend, befindet sich ein zwei-

64 Wie der Zugang zum Keller-
raum zuvor erfolgte, ist aller-
dings unklar.

65 Das lassen zumindest die bei-
den Scharfenfenster im Kel-
lerraum vermuten.

66 Die Daten stammen aus dem
Verzeichnis der Liebesgaben;
Staatsarchiv GR VIII4c;
freundliche Mitteilung Ursus
Brunold, Staatsarchiv GR. -
Siehe auch: CAVIEZEL NOTT,
Dorfbrände in Graubünden,
1800 - 1945. Schriftenreihe
Chesa Planta, Zuoz 4, 1998,
90.



Abb. 76: Samedan, Alpetta. Kreisrundes Trockenmauerwerk, das wohl von einem Kalkbrennofen stammen dürfte.

ter runder Steinkreis aus Trockenmauerwerk, dessen Innendurchmesser zirka 4,50 m beträgt und das aufgehend noch 1 bis 1,5 m hoch erhalten ist. Auch bei diesem Steinkreis ist auf der Südseite eine Art "Ofenmund" zu erkennen. Bischoff beobachtete im Innern dieses Steinkreises Holzkohle, während wir in der näheren Umgebung kleinere gebrannte Kalksteinreste feststellen. Auch für dieses Objekt ist die Interpretation als Kalkbrennofen durchaus wahrscheinlich.

Während Pedretti darauf hinweist, dass im Bereich dieser Steinkreise keine Kalkvorkommen vorhanden seien, lässt sich aus der geologischen Karte der Schweiz ersehen, dass nur wenige hundert Meter von den Ofenanlagen entfernt Dolomitmarmor und Triaskalke anstehen. Es ist durchaus denkbar, dass der Standort der Kalkbrennöfen mit Holznutzungsrechten in Zusammenhang stehen könnte.

Wieweit auch eine mächtige Grube unweit des zuerst genannten Trockenmauerringes mit diesen Kalkbrennöfen zu tun haben könnte, ist eine Frage, die ohne Grabung kaum zu klären ist.

Jürg Rageth

Sils i. Domleschg, Burg Campi

LK 1215 755 450/174 180 ca. 780 m ü. M.

Die Ruinen der Burganlage Campi wurden zwischen 1988 und 1999 baugeschichtlich untersucht und gesichert.⁶⁷ Dabei konnten 1991 beim Erstellen eines Gerüsts Fragmente einer Ofenkachel geborgen werden.⁶⁸ Die Stücke stammen aus dem untersten Geschoss des Bergfrieds, wo sie auf den Resten des Gewölbes im Abbruchschutt lagen. Nach dem Zusammenfügen der Teile entstand eine rechteckige Füllkachel mit der Darstellung eines Wappenschild tragenden Engels (Abb. 77). Die Kachel besitzt eine bräunliche Glasur ohne Engobe; die Masse betragen 18 cm in der Breite und 19 cm in der Höhe. Das Stück ist auf seiner Breitsei-

67 CARIGIET AUGUSTIN: Die Burg ruine Campell/Campi in Sils i. D. In: Jb ADG DPG 1996, S. 167-177.

68 Für die Übergabe der Fundgegenstände bedanke ich mich ganz herzlich bei Peter Müdesbacher.



Abb. 77: Sils i. D., Burg Campi. Ofenkachel aus dem Bergfried; spätes 15. Jahrhundert.

te leicht konkav gewölbt, was für einen ursprünglichen Standort in einem zylindrischen, turmartigen Ofenaufbau spricht. Datierung: spätes 15. Jahrhundert.

Manuel Janosa

Tumegl/Tomils, Sogn Murezi

LK 1215, 738 080/181 060, ca. 815 m ü. M.

Im Jahre 1999 wurden die Ausgrabungsarbeiten auf der Flur Sogn Murezi in Tumegl/Tomils weitergeführt.⁶⁹ Die Kampagne dauerte zirka 9 Monate. Die Arbeiten konzentrierten sich wegen der geplanten Meliorationsstrasse in den Bereichen südwestlich bis nordwestlich der Kirche.

Im südwestlichen Bereich kamen weitere Mauern zum Vorschein (Abb. 78). An der Grabungsgrenze wurde die Nordmauer eines Gebäudes angeschnitten. Die beiden Mauern, welche dieses Gebäude mit der Kirche verbinden, sind jünger als das Gebäude selbst. Eine genauere Untersuchung

⁶⁹ Kurzbericht des Jahres 1998 s. Jb ADG DPG 1998, S. 78-80.

Abb. 78: Tumegl/Tomils, Sogn Murezi. Schematischer Grundriss, Mst. 1:400.
Stern: Fundlage des Rindes.

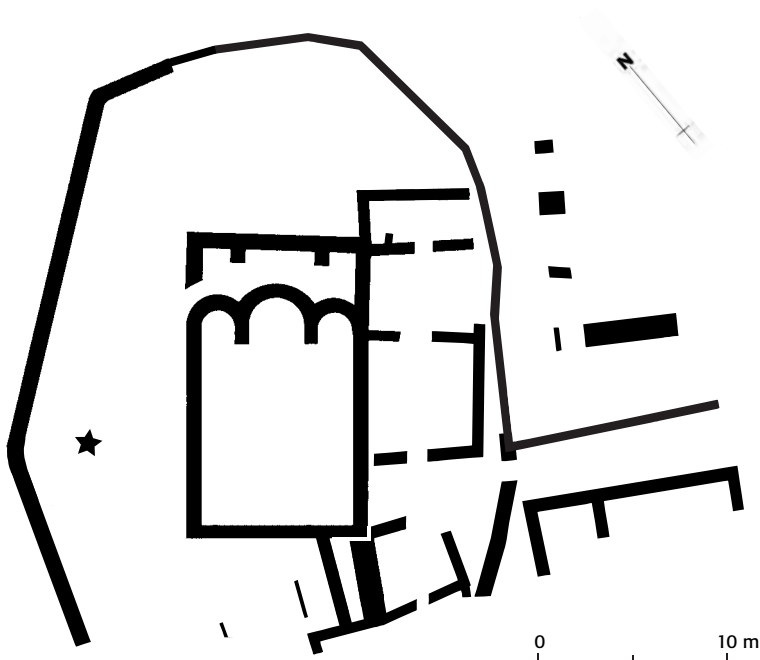


Abb. 79: Tumegl/Tomils, Sogn Murezi. Ebenerdige Herdstelle in der Südecke des Kirchenannexes. Blick nach Südwesten.

wird zeigen, wie sich diese Mauern zu den älteren Phasen der Kirche verhalten. Gesichert ist bisher nur, dass die breitere Mauer zweiphasig ist. Nach dem Teilabbruch der älteren Phase wurde die Mauer noch vor dem Neubau des Kirchenschiffes um zirka 40 cm verbreitert. Einige Funde, welche beim Abtragen der Friedhofschicht und beim Reinigen der 1. Situation unter den Gräbern gemacht wurden, deuten darauf hin, dass ein Teil dieser Befunde durchaus römisch bis frühmittelalterlich sein könnte. Vom Annex südöstlich der Kirche wurde die Südwestmauer gefasst, so dass sein Ausmass nun bekannt ist. In seiner Südecke wurde eine durch ein Grab nur wenig gestörte ebenerdige Herdstelle freigelegt (Abb. 79). Sie besteht aus einem Steinkranz und einer zentralen Herdsteinplatte. Die Mauern des Gebäudes scheinen durch eine Vormauerung geschützt gewesen zu sein, wie dies einige Negative im Mauermörtel zeigen. Die vorläufige Datierung in die karolingische Zeit (um 800 n. Chr.) muss noch überprüft werden.

Im ganzen südwestlichen bis westlichen Bereich wurden wiederum Gräber gefasst, und zwar über hundert weitere Individuen (Abb. 80). Eine erste Auswertung hat gezeigt, dass man mehrere Friedhofphasen unterscheiden kann. Zum Teil kann man deutliche Wechsel der Bestattungsausrichtung beobachten. Einige der Gräber sind wohl karolingisch, einige könnten älter sein. Die meisten von ihnen sind allerdings ins Hoch- und Spätmittelalter zu datieren. Fast alle Gräber waren beigabenlos. Bei einem Individuum wurden im Hüftbereich zwei eiserne, runde Gürtelschnallen gefunden.

Im nordwestlichen Bereich konnten ausserhalb der Friedhofmauer einige Pfostengruben gefasst werden, welche sicher älter als die hochmittelalterliche Friedhofmauer sind. Gebäudegrundrisse konnten bisher keine rekonstruiert werden. Einzelne Funde deuten darauf hin, dass sie römisch sind.

Unter der Schicht mit diesen Pfostengruben kam in kleinen Sondierungen spätbronzezeitliche Keramik zum Vorschein.

In einem Sondiergraben im nordwestlichen Bereich zwischen der Schiffsmauer und der Friedhofmauer (Stern auf Abb. 78) stiess man auf ein gut erhaltenes, vollständiges Rinderskelett (s. Beitrag André Rehazek und Bruno Caduff auf Seiten 53-57).

Im nächsten Jahr werden die archäologischen Untersuchungen weitergeführt.

Bruno Caduff/Hans Seifert

Trimmis, evangelisches Kirchgemeindehaus

LK 1176, 762 100/196 100 ca. 644 m ü. M.

Unmittelbar westlich der evangelischen Kirche in Trimmis soll ein neues Kirchgemeindehaus entstehen. Da 1965, bei frühe-



Abb. 80: Tumegl/Tomils, Sogn Murezi. Gräbersituation 2 südwestlich der Kirche. Blick nach Südwesten.

ren Grabungen in der Kirche selbst, römische Siedlungsspuren gefunden werden konnten, wurden auf dem Baugelände für das neue Kirchgemeindehaus archäologische Sondierungen durchgeführt. Diese fanden in den zwei letzten Juniwochen 1999 statt und erbrachten zumeist positive Resultate. Seit Juli 1999 wird das über 600 m² grosse, in vier Grabungssektoren aufgeteilte Baugelände systematisch untersucht (Abb. 81). Dabei konnten Siedlungsschichten aus frühromischer Zeit, aus der späten



Abb. 81: Trimmis, ev. Kirchgemeindehaus. Die Ausgrabung im Dezember 1999. Im Hintergrund das Pfarrhaus. Blick von Südosten.

jüngeren Eisenzeit (1. Jh. v. Chr.) und aus dem Zeitraum des Übergangs von der älteren zur jüngeren Eisenzeit (6./5. Jh. v. Chr.) freigelegt werden. Die Grabungen werden im Frühjahr 2000 fortgesetzt.

Manuel Janosa

Tschlin, unterhalb Motta d'Alp

LK 1179, ca. 828 760/198 100, ca. 2020 m ü. M.

Im Herbst 1999 wurde dem ADG ein Zierblech zugestellt, das kurz zuvor von der Familie Dietrich-Marugg, Martina, beim Pilzsuchen auf Gemeindegebiet von Tschlin im Waldgebiet südwestlich unterhalb der "Motta d'Alp", auf einer Höhe von rund 2020 m ü. M., gefunden worden war.

Beim Zierblech handelt es sich um ein Wappenblech, wohl aus Messing, das den habsburgisch-österreichischen Doppeladler mit Krone darüber und mit Schwert und Szepter links und rechts zeigt (Abb. 82). Auf der Rückseite des Bleches sind vier Ansatzstellen mit vier Eisennieten und Eisen-

ösen vorhanden. Das Blech dürfte wohl auf Leder oder dickem Stoff (eventuell Waffenrock) oder allenfalls auch auf Metall (Brustharnisch, Helm oder gar Kanone?) aufgezogen gewesen sein.

In seiner "barockisierenden" Art dürfte das Wappenblech wohl am ehesten mit den Bündner Wirren des 17. Jahrhunderts in Zusammenhang zu bringen sein. Am 31. August 1622 brachen Graf Alwig von Sulz und Baldiron mit 8000 bis 10 000 Mann von Samnaun her durch das Val Sam-

puoir ins Unterengadin ein, wobei die meisten Dörfer des Unterengadins in verheerender

Art und Weise geplündert und anschließend in Brand gesetzt wurden⁷⁰. So ist es durchaus möglich oder gar wahrscheinlich, dass dieses Wappenblech im allgemeinen Getümmel der österreichischen Offensive verloren ging.

Jürg Rageth



Abb. 82: Tschlin, unterhalb Motta d'Alp. Wappenblech mit österreichisch-habsburgischem Doppeladler.

⁷⁰ PIETH FRIEDRICH, Bündnergeschichte, Chur 1982 (2. Auflage) S. 209-211.

Vorwort des Denkmalpflegers

Historische Hotelbauten - genutztes oder verschleudertes Kapital?

Der Schweizer Hotelbau des 19. und 20. Jahrhunderts wurde vor zehn Jahren anhand der Hotels im Oberengadin von Isabelle Rucki erstmals erforscht und publiziert. Spätestens seit dem Erscheinen ihres Buches "Das Hotel in den Alpen"⁷¹ sollte die Bedeutung und der Wert der historischen Gasthäuser der Gründerzeit in Graubünden bekannt sein.

Im Jahr 1995 hat sich in Luzern eine Fachtagung mit dem Thema "Historische Hotels erhalten und betreiben" befasst; ein dringliches Anliegen, wie einige Ereignisse in unserem Kanton beweisen:

- 1989 brannte das schönste Unterengadiner Hotel, das Waldhaus in Vulpera, ab;
- die Alpenrose in Sils liess man als "Baukadaver" im Ortsbild Sils Maria Jahrzehnte lang verfallen;
- im Denkmalschutzjahr-Musterdorf Ardez wurde das Hotel Aurora durch einen Neubau in "fast gleicher Form" ersetzt;
- das Hotel Viamala in Thusis ist auch heute noch dem Zerfall preisgegeben;
- 1999 wurde in Pontresina das Hotel Languard abgebrochen;
- im gleichen Jahr zerstörte man in Klosters das letzte historisch bedeutende Gasthaus am Ort, das Hotel Vereina;
- dem Hotel Chantarella in St. Moritz droht ebenfalls der Abbruch.

Die Denkmalpflege fordert heute im Namen der Öffentlichkeit, die sie als Anwalt historischer Bausubstanz zu vertreten hat, eine neue, objektive und umfassende Beurteilung des Wertes unserer historischen Hotels.

Hotelrendite-Kalkulationen dürfen nicht allein von Finanzfachleuten und Bautechnikern erstellt werden. Die schwieriger messbaren ideellen Werte eines historischen Baus müssen in der Gesamtbeurteilung berücksichtigt werden. Zu diesen Faktoren gehören: der Standort, die Lage im Ortsbild und in der Landschaft, die kostbare Baugegestaltung und Ausstattung, die langlebigen konventionellen Baustoffe, die Möglichkeiten zur Instandstellung, die Kosten für Abbruch, Materialsortierung, Abfuhr, Depone und Entsorgung, aber auch die Vertrautheit für Gäste und Einheimische. Wenn alle diese Faktoren in die Rechnung einbezogen und gewichtet werden, zeigt sich, dass mittelmässige oder schlechte Neubauten eigentlich viel zu teuer und daher auch volkswirtschaftlich nicht verantwortbar sind.

Denkmalpfleger und Denkmalpflegerinnen sind nicht jene welt- und geldfremden Idealisten, als die sie zuweilen dargestellt werden. Wir wissen sehr wohl Bescheid über die Vorschriften und Forderungen bezüglich Hygiene, Baukosten, Statik, Feuerchutz, Sicherheitstechnik oder behindertengerechtem Bauen, erlassen und aufgestellt von Bauherren, Benützern, Besitzern und Betreibern, aber auch von Behörden und Beamten desselben Staates, dem wir als "Beauftragte der Substanzerhaltung" ebenfalls dienen.

Zum Glück zeigen gelungene Beispiele in unserem Kanton, dass es mit architektonischem Können, sorgfältiger Planung, liebevoller Substanzschonung und gekonnter Neugestaltung möglich ist, historische Hotels zu erhalten, zu restaurieren, zu modernisieren und mit Gewinn und Freude zu betreiben. Als Beispiele genannt seien hier die Bewahrung und der Neubau des Hotels Sa-

71 RUCKI ISABELLE: Das Hotel in den Alpen. Die Geschichte der Oberengadiner Hotelarchitektur von 1860 bis 1914, Zürich, 1989.

ratz in Pontresina, die Pflege des Hotels Waldhaus in Sils Maria, der sorgfältige Umgang mit dem Hotel Schweizerhof in Flims. Die Gäste wissen den Charme und die Qualität dieser historischen Häuser, die dank ihrer innovativen Hoteliers bewahrt werden konnten, zu schätzen.

Historische Hotels in den Alpen als materielles und ideelles Kapital gilt es im Tourismuskanton zu erhalten und zu nutzen. Die Hotelbesitzer, die Behörden von Gemeinde und Kanton, die Finanzleute, die Architekten, die Raumplaner und die Denkmalpflege müssen gemeinsam und vorausschauend Finanzierungs-, Erhaltungs- und Nutzungskonzepte erarbeiten. Dann besteht auch künftig Hoffnung für historische Hotels zum Wohle der Gäste und der Gastwirte in Graubünden.

Mitarbeiterspiegel

Bauberaterisch wurde die östliche Hälfte des Kantons wie bis anhin von Architekt Thomas F. Meyer betreut, die westliche von Architekt Peter Mattli, beide mit Unterstützung der Architektin Mengia Mathis, seit dem 10. April 1999 Praktikantin im Bereich Bauberatung. Unverändert blieb auch das Bauforscherteam mit Augustin Carigiet als Leiter und Lieven Dobbelaere als Zeichner. Im administrativen Bereich waren Irina Beer-Killias, Hauptsekretärin und Betreuerin der Lehrtochter Tamara Menegon, sowie teilzeitlich Anni Disch tätig. In der GIS-Abteilung unter der Leitung von Marc Antoni Nay arbeiteten teilzeitlich Norbert Danuser (20%) und Marlene Kunz (20%) an der Studie "Kulturlandschaft Val Medel" und an diversen weiteren Projekten. In der raumplanerischen Siedlungspflege samt Inventarisierung waren unter der Leitung des

Adjunkten Diego Giovanoli teilzeitlich Marc Antoni Nay und Ladina Ribl tätig. Sie wurden dabei ab 1. Mai 1999 durch die Kunsthistorikerin Ludmila Seifert-Uherkovich unterstützt.

Zur täglichen Arbeit gehörten darüber hinaus die Bearbeitung von Vernehmlassungen, die Beantwortung von Anfragen sowie die Ausfertigung der Beitrags- und Unterschutzstellungsanträge zuhanden der Regierung, des Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartementes und der zugeordneten Bundesstellen für Denkmalpflege und Kulturgüterschutz.

Michael Hemmi, Architekturstudent, (1. 9. 98 - 28. 2. 99), Thomas aus der Au, Architekt, (31. 5. 99 - 27. 10. 99) und Ivo Bösch, Architekt, (seit 25. 10. 99), leisteten einen Teil ihres Zivildiensteinsatzes bei der Denkmalpflege. Sie arbeiteten vor allem projektorientiert und wurden in den Bereichen Grundlagen und Bauberatung eingesetzt.

Überblick über die Tätigkeiten der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden im Jahre 1999

Bauberatung und Baustellenbegleitung

Dieses Jahr konnten zwei besondere Initiativen zur Erhaltung von historischen Agrarbauten unterstützt werden. Die Meliorationsgenossenschaft Brusio hat ein Projekt zur erhaltenden Instandstellung von 13 Kellerbauten eingereicht. Die freistehenden, wassergekühlten Kuppelbauten gehören zum baulichen Bestand der Maiensässe und der Alpen im Puschlav. Diese den süditalienischen Trullis ähnlichen Gebäude sind wegen ihrer Eigenwilligkeit landesweit bekannt.

Abb. 83: Brusio, Casa Besta.
Südfassade nach der Restaurierung.



Die Gemeinde Castasegna hat zwei leerstehende Dörrhäuser gekauft und beabsichtigt

deren konservierende Instandsetzung. Ein Objekt wird als Rauchhaus zum Dörren der Kastanien funktionstüchtig erhalten, das zweite Objekt wird als Gäste- und Kursort eingerichtet.

Verzeichnis der abgeschlossenen Baubegleitungen

Gesamtrestaurierungen

Sakralbauten: Schlans, Kapelle Nossaduna dalla neiv; Verdabbio, Kapelle St. Maria Immacolata.

Profanbauten: Brienz-Vazerol, "Tgesa Gronda" Nr. 60; Brusio, "Casa Besta" Nr. 276; Cauco-Bodio, Wohnhaus Nr. 15; Chur, Wohnhaus, Reichsgasse Nr. 48; Donath, Wohnhaus Nr. 12; Guarda, Alp Suot, Alpegebäude; Ilanz, Regionalmuseum Surselva, Secretaire-Orgel; Langwies-Strassberg, "alte Sennerei" Nr. 334; Malans, Wohnhaus Nr. 54/55; Nufenen, Wohnhaus "Grosshus" Nr. 45; Poschiavo-Aino, Sägerei; Poschiavo-Cantone, Wohnhaus Nr. 769; Rossa-St. Domenica, Beinhaus; San Vittore, Torre di Pala; S-chanf, Alp Trupchun, Alpegebäude; Scuol, Wohnhaus Nr. 82; Sta. Maria i. C., ehemaliges Schulhaus; Tumegl/Tomils, Wohnhaus Nr. 35; Vaz/Obervaz-Zorten, Wasch- und Backhaus; Wiesen, fünf Heuschöber; Zernez, Turm La Serra.

Fahrzeuge: Rhätische Bahn, Eisenbahnwagen X 9034.

Aussenrestaurierungen

Sakralbauten: Davos-Glaris, evangelische Kirche; Ramosch, evangelische Kirche.

Profanbauten: Avers-Am Bach, Wohnhaus Nr. 76; Bergün, Wohnhaus Nr. 90; Buseno, Stallgebäude Nr. 168-0; Cauco, Wohnhaus Nr. 35; Chur, "Stuppishaus" Nr. 45; Grono, Torre Fiorenzana; Hinterrhein, Wohnhaus Nr. 25; Lostallo, Wohnhaus Nr. 73; Poschiavo, Wohnhaus Nr. 27; Poschiavo, Wohnhaus Nr. 231; Rossa-Al Tarch, Wohnhaus Nr. 1-77; Rossa-Augio, Doppelwohnhaus Nr. 1-69; Rossa-Augio, Wohnhaus Nr. 1-11; Soazza, Wohnhaus-Anbau Nr. 128; Soglio, "Casa Battista", Hotel Salis.

Innenrestaurierungen

Sakralbauten: Ausserferrera-Cresta, evangelische Kirche.

Profanbauten: Ardez, Wohnhaus Nr. 42; Chur, Wohnhaus, Obere Plessurstrasse Nr. 33; Davos, Wohnhaus, Promenade Nr. 101; Roveredo, Wohnhaus Nr. 231; Sils i. E., Hotel Edelweiss, Saal.

Teilrestaurierungen

Sakralbauten: Almens, katholische Pfarrkirche St. Andreas, Bänke; Alvaneu, Pfarrkirche St. Mariae Geburt, Sakristei; Braggio, Kirche San Bartolomeo, Chorgewölbe; Brusio, Kirche San Carlo Borromeo; Chur, St. Stephan, Wandmalereien; Disentis/Mustér, Kloster; Filisur, evangelische Kirche, Kirchturm; La Punt/Chamuesch, Friedhofmauer; Poschiavo-Selva, evangelische Kirche; Roveredo, Pfarrkirche San Giulio, Kruzifix; Sta. Maria i. C., Katholische Pfarrkirche; Sevgein, katholische Pfarrkirche St. Thomas; Tumegl/Tomils, Bekleidungs- und Stundentafel in der Pfarrkirche; Vella, Kapelle S. Bistgaun und Rochus, Rückkauf Kirchenfahne.



Profanbauten: Alvaneu, Wohnhaus Nr. 42; Ardez, Ruine der Sust "Chanoua"; Bondo-Promontogno, Stallscheune Nr. 161; Grüsch, Gemeindehaus Nr. 27; Langwies-Medergen, Wohnhaus Nr. 388; Langwies-Strassberg, Wohnhaus Nr. 322; Malans, Ratstube im Rathaus, Nr. 149; Mesocco, Wohnhaus Nr. 457; Rossa-Augio, Wohnhaus samt Anbau Nr. 80; Rossa-Sta. Domenica, Wohnhaus Nr. 46; San Vittore, Wohnhaus Nr. 69; Sent, Stützmauer am Dorfeingang; Sent, Wohnhaus Nr. 217; Sils i. D., Burgruine Campi, III. Etappe; Soazza, Wohnhaus Nr. 17A; Splügen, Sanierung Gemeindestützmauer; Splügen, Wohnhaus "Kloster", Hausteil Nr. 109A; Stampa, Stall Nr. 165; Valchava, Kalkofen, Instandsetzung für Kalkbrand; Vicosoprano, "Albergo Corona", Ofen; Vicosoprano, Burgruine Casaric da Mota.

Pflästerungen: Ardez, Kirchgasse; San Vittore, Pflästerung des Vorplatzes der Wohn-

Abb. 84: Brusio, Casa Besta.
Der restaurierte Prunksaal
im 1. Obergeschoss.

häuser Nr. 6+7; S-chanf, "Bügl Suot"; Splügen, Oberdorf- und Bühlweg.

Unterschutzstellungen

Am 1. Dezember 1998 hat die Regierung das revidierte Beitragsreglement für die Gewährung von denkmalpflegerischen Beiträgen in Kraft gesetzt. Als Folge davon mussten auch die Ausführungsbestimmungen vom 16. 12. 1985 zur Verordnung über den Natur- und Heimatschutz bezüglich Unterschutzstellungs-Verfahren angepasst werden. Gestützt auf Art. 15 der Verordnung über den Natur- und Heimatschutz vom 26. 11. 1946 wurden 24 Baudenkmäler unter kantonalen Denkmalschutz gestellt: Es sind dies sechs Sakralbauten, 15 Wohnhäuser und drei weitere Objekte:

Sakralbauten: Davos-Glaris, evangelische Kirche; Rossa-Sta. Domenica, Beinhaus; Schlans, Kapelle Nossadonna dalla neiv; Soazza-Scona, Kapelle Madonna dei Miracoli; Tujetsch-Camiscolas, Kapelle S. On-

na; Verdabbio, Kapelle Sta. Maria Immacolata.

Profanbauten: Cauco-Bodio, Haus Nr. 15; Chur, Bauernhaus, Waisenhausstrasse Nr. 15; Chur, Oberer Spaniöl Nr. 15; La Punt/Chamuesch, Haus Perini; Lenzerheide, Berghaus Nr. 359 A; Nufenen, Wohnhaus Grosshus; Poschiavo-Cantone, Wohnhaus Nr. 769; Poschiavo-Privilasco, Haus Nr. 405 A; Rossa-Augio, Wohnhaus Nr. 1-11; Roveredo, Haus Trivulzi Nr. 19; Sils-Vaüglia, Haus Nr. 161; Soazza, Wohnhaus Nr. 25; Splügen, Hotel Weisses Kreuz; Stampa-Borgonovo, Haus Nr. 63; Tschlin, Haus Janett Nr. 79.

Weitere Objekte: Breil/Brigels, Wasch- und Backhaus; Segl/Sils i. E., Hotel Edelweiss, Speisesaal; Vals, Thermalbad Nr. 560e.

Abb. 85: Das Holzschindeldach erfreut sich zunehmender Beliebtheit. Im Bild das soeben fertiggestellte Schwarzdach auf der "alten Sennerei" in Strassberg, FONDEI. Die Schindeln sind in ursprünglicher Art mit Latzen und Steinen beschwert.



Beitragswesen

Im vergangenen Jahr gingen 105 Beitragsgesuche ein. Die Regierung sicherte 23 Gesuchstellern den ordentlichen Beitrag zu. Das Departement erliess 15 Beitragsverfügungen, das Amt deren 67. Insgesamt wurden aus den Konten der Denkmalpflege Fr. 3 039 760.- zugesichert. Zur Auszahlung gelangten Fr. 2 850 365.50. Vom Bundesamt für Kultur wurden Fr. 2'924'164.- ausbezahlt. Im Bereich Denkmalpflege und Heimatschutz verbleiben 91 offene Geschäfte.

Kulturgüterschutz (KGS)

Die Inventare des Klosters Müstair und des Kulturarchivs Oberengadin wurden abgeschlossen, die erste Etappe der Inventarisierung der Chesa Planta, Samedan, durchge-

führt. Zudem wurde ein Teil des Stadtarchivs Maienfeld mikroverfilmt. Die Mitarbeiter der Denkmalpflege begleiteten die vom Amt für Zivilschutz organisierten Kulturgüterschutzkurse.

Führungen und Veranstaltungen

Der kantonale Denkmalpfleger Hans Rutishauser leitete in seiner Funktion als Präsident ICOMOS Schweiz eine Tagung zum Thema "Weltkulturgüter" in Bern. Er referierte am Denkmalpflege-Kolloquium an der ETH zum Thema "Organische Böden", an einer Tagung in Müstair zum Thema "Mittelalterliche Kirchendecken vom Frühmittelalter zur Spätgotik" und am internationalen Burgenkolloquium von Mühlau, Südtirol, zur Erhaltung von Burgruinen in Graubünden. Durch die Klosterkirche Müstair führte er die eidgenössische Natur- und Heimatschutzkommission sowie den Stiftungsrat der Stiftung Pro Kloster St. Johann Müstair. Weitere Führungen betrafen mehrmals die Kathedrale in Chur, die ehemalige Klosterkirche St. Maria und Michael in Churwalden sowie die mittelalterlichen Kirchenbauten von St. Georg und St. Paul in Rhäzüns.

Thomas F. Meyer nahm als Vorstandsmitglied an der Jahresversammlung des Arbeitskreises Denkmalpflege in Porrentruy teil. Er amtierte als Jury-Mitglied beim "Bündner Holzpreis" und referierte anlässlich der Denkmalpfegetagung über Nachhaltigkeit an der ETH Zürich zum Thema "Kontrollierbarkeit und Korrigierbarkeit der denkmalpflegerischen Massnahmen". An den Zuozer Kulturtagen 1999 hielt er einen Vortrag über die Engadiner Baukunst mit dem Titel "Bauern und Bauen".

Tag des offenen Denkmals 1999

"Volle Kraft voraus! Verkehr und Energie vom Mittelalter bis Heute" war das Thema am Tag des offenen Denkmals 1999, der in Graubünden am 11. September 1999 durchgeführt wurde. Das von Peter Mattli zusammengestellte Programm beinhaltete Führungen durch das Verwaltungsgebäude der Rhätischen Bahn, die alte Pflugschmiede der Gebrüder Giger in Schnaus sowie die Getreidemühle im Mühltobel von Tamins. Zudem fanden in den Regionen Surselva, Prättigau, Poschiavo und Bregaglia vier Exkursionen statt. In der Surselva führte eine Extrafahrt mit dem "Fliegenden Rhätier", einer historischen Zugkomposition von 1939/1940, von Reichenau nach Disentis und zurück. Dabei wurden die Bahnlinien Reichenau-Ilanz, erbaut 1900 bis 1903, und Ilanz-Disentis, Inbetriebnahme 1912, erläutert. Ein besonderes Augenmerk galt den Kunstbauten und den von der Bahnlinie aus sichtbaren Baudenkmalern. Die Exkursion im Prättigau umfasste den Besuch

Abb. 86: Tag des offenen Denkmals 1999. Interieur des Anhängewagens 1. Klasse des "Fliegenden Rhätier".





Abb. 87: Die Arbeiten zum Siedlungsinventar von Cinuoschel und Susauna ergaben wertvolle Ergebnisse zur Entwicklung des "Engadiner Hauses". Unter anderem wurden einige spätmittelalterliche Stuben entdeckt, darunter dieses äusserst gut erhaltene und sorgfältig gepflegte Exemplar im Haus Nr. 216 in Susauna.

der Hauptzentrale der Bündner Kraftwerke in Küblis mit den von Nicolaus Hartmann 1923 erstellten Hochbauten sowie die Besichtigung der Salginatobelbrücke von Robert Maillart, einem internationalen Wahrzeichen der Ingenieurkunst. Zudem wurde das Elektrizitätswerk der 1889 erbauten Mühle Lietha & Cie in Grüşch und das 1994 von Konradin Clavuot errichtete Unterwerk der Bündner Kraftwerke in Seewis besichtigt. Auch die Exkursionen in den Bündner Südtälern widmeten sich dem Kraftwerkbau. Die Anlagen der Kraftwerke Brusio gehören zu den ältesten des Kantons und umfassen Zentralen und Staumauern in der Formensprache des Bündner Heimatstil. Die Bergeller Kraftwerke, 1954 bis 1961 von der Stadt Zürich erbaut, zeigen

die Stilmerkmale der Hochmoderne. Über grosse ästhetische Qualitäten verfügen insbesondere die Hohlräume der Staumauer Albigna, auch wenn die Formen vollständig durch die Funktion bestimmt sind.

Veröffentlichungen

Im Rahmen der Reihe Maiensässinventar Graubünden erschien beim Verein für Bündner Kulturforschung das Heft Nr. 19, welches die Vielfalt der Temporärsiedlungen im Puschlav beschreibt und untersucht. Das Siedlungsinventar Val Fex wurde abgeschlossen und publiziert. Begonnen wurde mit den Arbeiten zum Inventar von Cinuoschel und Susauna. In Vorbereitung ist eine Broschüre zu den Bauten für Getreidewirtschaft, die auf einer Bestandesaufnahme im Rahmen der Beschäftigungsprogramme für erwerbslose Architekten und Hochbauzeichner basiert.

Zusammen mit dem Archäologischen Dienst ist auch im Jahr 1999 der Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege publiziert worden.

Das Handbuch "Bauberatung in Graubünden"

Eine Gemeinde kann im Rahmen der Ortsplanung die Bauberatung einführen. Der Bauberater berät die zuständige Baubehörde, die Bauherrschaft und die von ihr beauftragten Fachleute bei der Realisierung von Bauvorhaben.

Die Bündner Vereinigung für Raumplanung hat in Zusammenarbeit mit dem Amt für Raumplanung und der Kantonalen Denkmalpflege, vertreten durch Bauberater Peter Mattli, die Arbeitsgruppe "Aktion Bauberatung" gegründet, deren Ziel es ist, den

Gemeinden die Funktion der Bauberatung zu erklären, das Verständnis dafür zu fördern und auf diese Weise auf die Einführung der Bauberatung hinzuwirken. Periodisch wiederkehrende Tagungen sollen den Informations- und Erfahrungsaustausch unter Bauberatern ermöglichen. Die erste Fachtagung fand am 24. November 1999 zum Thema "Grundlagen einer guten Baugestaltung" an der Hochschule für Technik und Architektur (HTA) in Chur statt.

Im September 1999 ist das von der "Aktion Bauberatung" erarbeitete Handbuch "Bauberatung in Graubünden" erschienen. Es kann bei der Bündner Vereinigung für Raumplanung, Dorfhaus, 7076 Parpan, bezogen werden. Der Preis beträgt Fr. 30.- (für BVR-Mitglieder Fr. 20.-).

Natur- und Heimatschutzkommission (NHK)

Auf 31. März 1999 traten der Präsident Dr. Ernst Kuoni und das langjährige Mitglied Aldo Camenisch zurück. Die Regierung wählte Dr. Markus Fischer als neuen Präsidenten der Natur- und Heimatschutzkommission und Monica Kaiser-Benz als neues Mitglied. Gleichzeitig wurden die zwei stellvertretenden Mitglieder Rudolf Fontana und Marianne Wenger-Oberli zu ordentlichen Mitgliedern ernannt. Die Kommission hat in vier ordentlichen Sitzungen die Anträge der Ämter geprüft und der Regierung oder dem EKUD zur Genehmigung oder Ablehnung weitergeleitet.

Ihre Landtagung führte im restaurierten Salonwagen der RhB ins Puschlav, mit einer Informationssitzung zum Bahnhof Chur und Besichtigungen in St. Moritz, San Carlo und des "Vecchio Convento" im Borgo

von Poschiavo. Die NHK befasste sich unter anderem eingehend mit den Erneuerungs- und Erhaltungsbestrebungen zum Bahnhof Chur und dem Projekt Chantarella in St. Moritz. Zudem setzte sie sich mit der Standortproblematik der Telekommunikationssender, dem Projekt zur Lärmschutzsanierung des Tiefbauamtes sowie dem Baugesuch zur Keschhütte in Bergün/Bravuogn auseinander.

Mitglieder der Natur- und Heimatschutzkommission: Präsident: Dr. Markus Fischer, Trin; Vizepräsident: Prof. Dr. Leo Schmid, Chur; ordentliche Mitglieder: Fernando Albertini, Grono; Dr. Silvio Decurtins, Fideris; Monica Kaiser, Thusis; Erwin Menghini, Domat/Ems; Robert Obrist, St. Moritz; Rudolf Fontana, Domat/Ems; Marianne Wenger, Igis.

Die Vorgängerbauten im alten Frauenkloster von Poschiavo

Augustin Carigiet



Abb. 88: Blick vom Campanile der Kirche San Vittore auf die Dachlandschaft des alten Frauenklosters in Poschiavo. Ansicht von Westen.

Zur Geschichte des Frauenklosters

Das Frauenkloster von Poschiavo wurde 1629 auf Initiative des Pfarrers Paolo Beccaria gegründet und gehörte zunächst dem Orden der Ursulinerinnen an⁷². Für die Gründung des Klosters konnten im Borgo östlich der Pfarrkirche San Vittore drei Privathäuser von Protestanten erworben werden. Hier richtete man eine einfache Kirche und eine Aula für den Schulunterricht ein. Bei einer Visitation des Bischofs von Como am 18. September 1638 zählte die Klostergemeinschaft 16 Mitglieder. Ihre Zahl sollte sich in den nachfolgenden Jahren stetig vergrössern. 1654 wurden die räumlichen Verhältnisse anlässlich einer erneuten bischöflichen Visitation als ungenügend und in baulich schlechtem Zustand beschrieben. Die neue Klosterkirche befand sich damals schon im Bau. Der Rohbau war jedoch derart schlecht ausgeführt worden, dass der Bischof verschiedene Änderungen anordnete. Am 19. Oktober 1656 konnte Don Paolo

Beccaria die Kirche Santa Maria Presentata einweihen. In jenem Jahr gehörten dem Kloster bereits 39 Nonnen an.

Nach dem Bau der Kirche wurde das Kloster gegen Osten erweitert, wobei eine U-förmige Dreiflügelanlage mit Innenhof entstand (Abb. 88 und Abb. 89). In den Erdgeschossräumen wurden das Refektorium, die Küche, eine Bäckerei und Vorratsräume eingerichtet. In den beiden Obergeschossen baute man für die Nonnen insgesamt 35 neue Zellen, die Novizinnen waren in einem Dormitorium untergebracht. Die Klosterfrauen widmeten sich in dieser Zeit vor allem dem Mädchenunterricht. Zwischen 1686 und 1694 nahm das Kloster die Augustinerregel an. Die damit verbundene Einführung der Klausur hatte wiederum bauliche Veränderungen zur Folge.

Bis 1972 war das Frauenkloster in den im 17. Jahrhundert erbauten Gebäulichkeiten im Zentrum von Poschiavo untergebracht. Seither beherbergen die Klosterfrauen einen Neubau unterhalb des Dorfes. Die alte Klosteranlage, die lange Zeit leer gestanden hatte, wurde ab 1997 zu einem kloster-eigenen Kultur- und Begegnungszentrum umgebaut, dessen Einweihung kurz bevorsteht.

Die Vorgängerbauten

Die baubegleitenden Untersuchungen während der Umbauzeit ergaben einige Befunde zu den Vorgängerbauten im Bereich der alten Klosteranlage (Abb. 90).

Im Westteil der Klosterkirche konnte der Grundriss eines spätmittelalterlichen Wohnturmes nachgewiesen werden, bei dem es sich um eines der drei im Zusammenhang mit der Klostergründung erwähnten Häuser handeln dürfte. Drei noch aufgehend erhaltene Aussenwände dieses Wohnturmes

⁷² Zur Geschichte des Klosters s. COMOLLI ROBERTO BENIGNO: Origine e sviluppi del Monastero di Poschiavo, in: Bollettino Storico della Svizzera Italiana, LXXXIII (Fascicoli II e III), 1971, S. 3-67.



Abb. 89: Poschiavo, altes Frauenkloster. Der Innenhof aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zustand vor der Restaurierung.

bilden das heutige Kirchenschiff, seine Ostwand, die beim Neubau der Kirche niedergelegt worden war, befand sich unter der Chorstufe.

Der Wohnturm wies einen Grundriss von zirka 7 x 9 m auf. In der Südwand des Erdgeschosses fand sich ein Eingang mit Rundbogen und ein Scharfenfenster. An den Innenwänden war noch der ursprüngliche "pietra rasa"-Verputz erhalten, welcher die Mauerwerksfugen ausstrich und die Konturen der einzelnen Steine sichtbar liess. In den noch feuchten Mörtel war mit horizontalem und vertikalem Fugenstrich eine Quaderimitation gezeichnet worden (Abb. 91).

Am originalen Verputz des Wohnturmes waren deutliche Brandspuren zu erkennen. Der Turm muss nach einem Brand in seiner ursprünglichen Funktion wieder hergestellt worden sein und bis zum Bau der neuen Klosterkirche bestanden haben.

Des Weiteren konnte im Kern der Klosteranlage eine grössere zusammenhängende Gebäudegruppe lokalisiert werden. So handelt es sich bei der Westwand des heutigen Innenhofes um die Ostwand eines Vorgängerbaus, dessen Nordteil wiederum im Bereich des Refektoriums lag. An die Westseite dieses Baus war ein weiteres Gebäude angebaut, das gegen Osten an einen im Grundriss quadratischen Brunnenschacht angrenzte. Dieser mächtige Brunnenschacht mit einer inneren Seitenlänge von 3 m und einer Tiefe von über 8 m ist unter der Küche noch erhalten. Der gesamte Komplex umfasste ehemals eine Fläche von zirka 23 x 9 m.

Westlich davon muss einst ein Innenhof bestanden haben. Dies belegen zwei Pfeiler und ein Arkadenbogen, welche sich in der Westwand der Eingangshalle erhalten haben (Abb. 92). An der West- und Nordwand dieses Innenhofes konnten im ersten

**Die Vorgängerbauten im alten
Frauenkloster von Poschiavo**

Abb. 90: Poschiavo, altes
Frauenkloster. Grundriss mit
den spätmittelalterlichen Vor-
gängerbauten. Mst. 1:400.

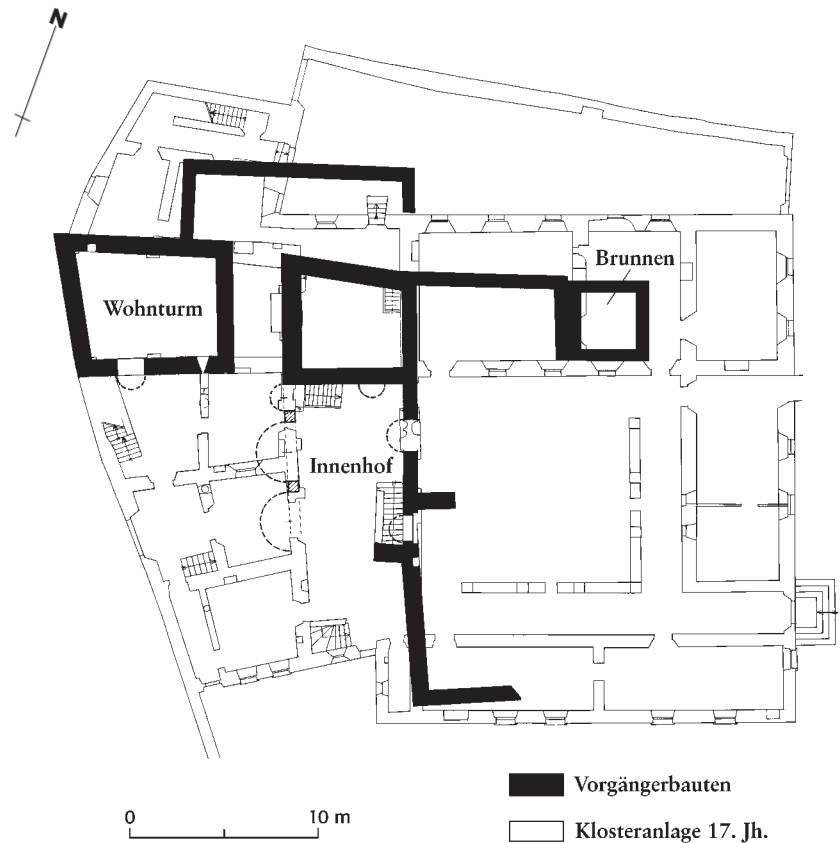


Abb. 91: Poschiavo, altes
Frauenkloster. "Pietra rasa"-
Verputz mit Fugenstrich an
den Innenwänden des spät-
mittelalterlichen Wohn-
turmes.



Obergeschoss eine Türe und ein Fenster freigelegt werden. An beiden Öffnungen fand sich wiederum ein "pietra rasa"-Verputz mit einer Quaderimitation in Fugenstrich. Auch dieser war deutlich brandgerötet, und auch hier fanden sich Hinweise auf eine noch vor der Klostergründung erfolgte Wiederherstellungsphase.

Die beim Bau der Klosteranlage übernommenen Vorgängerbauten (Abb. 93) dürften im 14. Jahrhundert entstanden sein. Der markante Wohnturm stand östlich der Pfarrkirche San Vittore im Zentrum des Borgo und wird wohl mindestens vier Geschosse aufgewiesen haben. Der nachweisbare Brand, durch welchen die Vorgängerbauten grossflächig in Mitleidenschaft gezogen worden waren, dürfte deutlich vor

**Die Vorgängerbauten im alten
Frauenkloster von Poschiavo**

der Klostergründung im 17. Jahrhundert erfolgt sein. Im 15. Jahrhundert hatten das Tal und der Hauptort Poschiavo unter den Machtansprüchen sowohl der Visconti von Mailand als auch des Bistums Chur zu leiden. Mitte des 16. Jahrhunderts fand die Reformation statt. In diese unruhige Zeiten ist die Feuersbrunst wohl anzusetzen. Nach dem Brand wurden die Vorgängerbauten in der ursprünglichen Form wiederhergestellt. Erst nach dem Verkauf an die Klostergründer baute man sie für die neuen Bedürfnisse der Klosterfrauen um.



Abb. 92: Poschiavo, altes Frauenkloster. Zugemauerter Arkadenbogen in der Westwand der heutigen Eingangshalle.

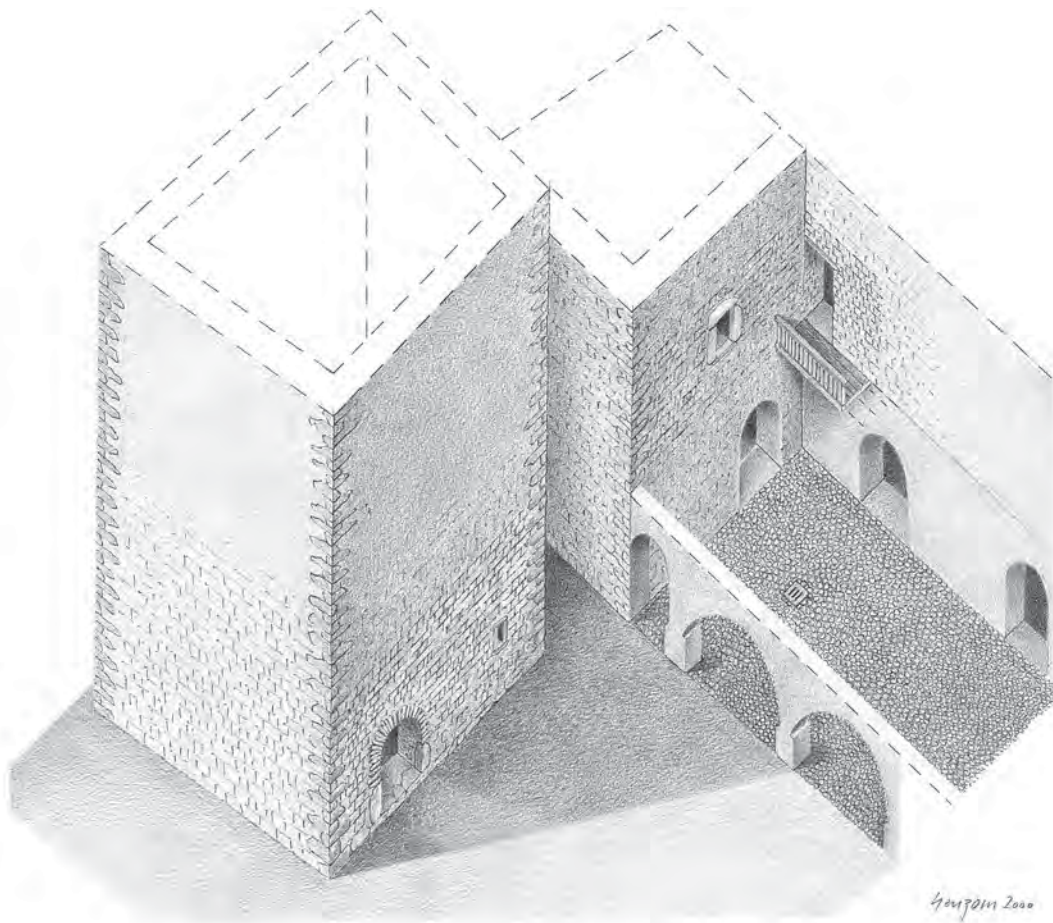


Abb. 93: Poschiavo, altes Frauenkloster. Die spätmittelalterlichen Vorgängerbauten, isometrischer Rekonstruktionsversuch. Blick von Südwesten.

Kann man über Probleme reden, kann man sie einfacher lösen - Zur Restaurierung des alten Frauenklosters in Poschiavo

Abb. 94: Poschiavo, altes Frauenkloster. Ansicht von Nordwesten. Der Baukomplex präsentiert sich zur Piazza Communale hin klosterhaft geschlossen. Er wird überragt vom 1684 erbauten Kirchturm, der einen wichtigen städtebaulichen Akzent im Borgo setzt.



Die bedeutende Klosteranlage, ihre siedlungsbaulich extrem wichtige Lage im Borgo, aber auch die spannende Baugeschichte der einzelnen Gebäudeteile, die, wie wir heute wissen, weit hinter die Klosterstiftung im Jahre 1629 zurückreicht⁷³, dies sind die Faktoren, welche die Instandstellung des alten Frauenklosters von Poschiavo für alle Beteiligten zu einer schönen Herausforderung machten (Abb. 94 und Abb. 95).

Der Mut der Ordensschwestern und ihre ansteckende Begeisterung für die Aufgabe prägten die Arbeit und spornten uns an, immer nach der besten Lösung zu suchen. Ohne diesen Enthusiasmus hätte das ehrgeizige Projekt sicherlich keine Chance gehabt, je realisiert zu werden. Der baulich über Jahre vernachlässigte Komplex strahlte zwar Ruhe und Charakter aus, war aber zu nichts mehr zu gebrauchen.

Als die Architekten vor über zehn Jahren mit der Planung angingen, waren die Wünsche der Ordensschwestern noch nicht sehr konkret. Das Nutzungskonzept war nicht ausformuliert und über die Baugeschichte der einzelnen Gebäudeteile wusste man so gut wie gar nichts. So wundert es nicht, dass die ersten Projektskizzen noch keine Antwort auf die bauhistorischen Gegebenheiten gaben und kaum auf den vorerst zaghaft vorgetragenen Erhaltungsgrundsatz eingingen.

Wie andernorts führen auch in der Architektur oft Umwege zur richtigen Lösung. Liegt erst mal etwas auf dem Papier vor, kann man darüber diskutieren. Der erste Lösungsansatz wird zum "Katalysator" und bewirkt, dass die richtigen Fragen gestellt werden. So auch in unserem Fall. In langen, aber erfreulichen Gesprächen zwischen Bauherrschaft, Architekt, Bundesexperte und Denkmalpflege konnte das Restaurierungsprojekt reifen. Zuletzt lag ein Konzept vor, welches den inzwischen formulierten Wünschen der Bauherrschaft entsprach und den architektonischen und denkmalpflegerischen Ansprüchen weitgehend entgegenkam.

Eine wichtige Entscheidung

Nachdem eine umfassende Untersuchung der Bauforschungsequipen der Denkmalpflege und des Archäologischen Dienstes die geschichtlichen Zusammenhänge geklärt und die Bedeutung des Bauwerkes vollumfänglich aufgezeigt hatte, wurde ein entscheidender Grundsatz gefasst: Die historische Bausubstanz des alten Klosters soll soweit als möglich erhalten bleiben!

Das auf der Grundlage dieses Prinzips erarbeitete Konzept wurde von allen Seiten gut-

⁷³ Vgl. CARIGIET AUGUSTIN: Die Vorgängerbauten im alten Frauenkloster von Poschiavo, in vorliegendem Jahresbericht.

**Zur Restaurierung des alten
Frauenklosters in Poschiavo**

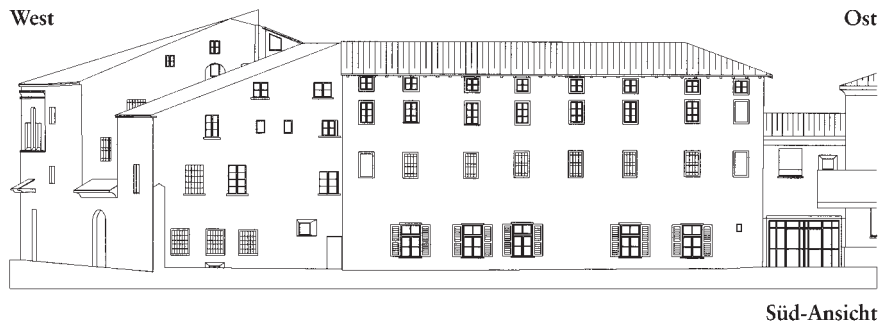
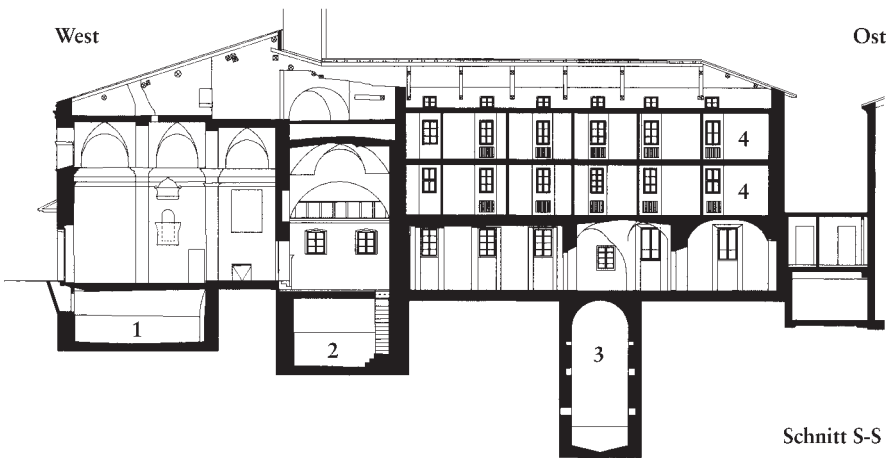
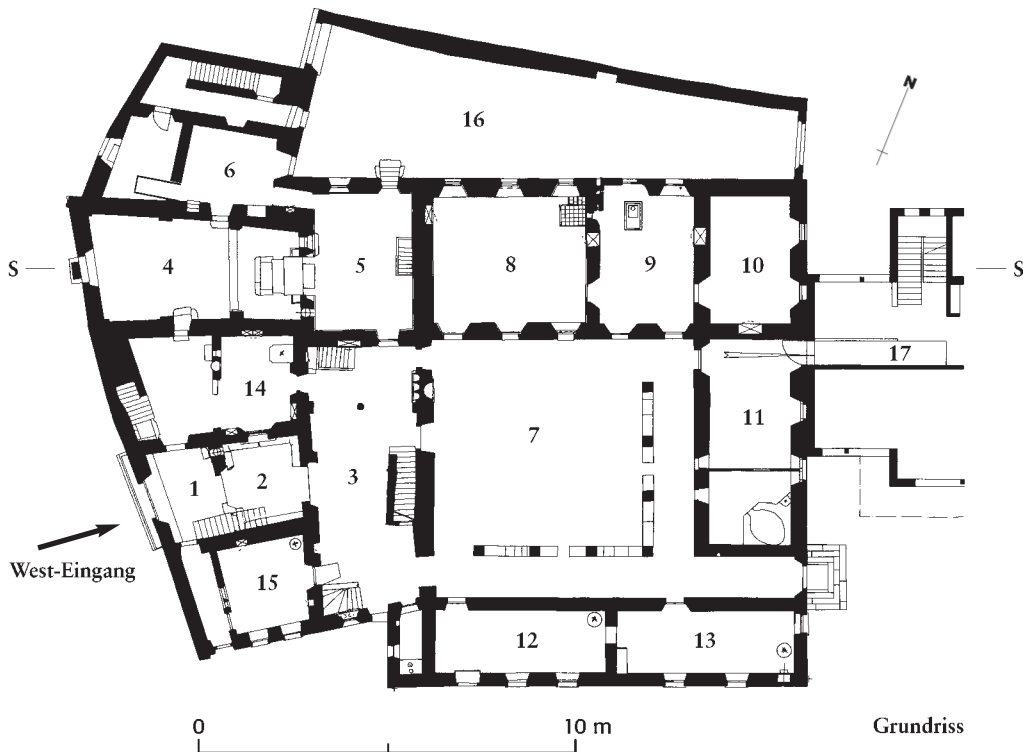


Abb. 95: Poschiavo, altes
Frauenkloster. Südansicht,
dazugehöriger Schnitt S-S und
Grundriss des Erdgeschosses.
Mst. 1:200.



- 1 Keller
- 2 Gruft
- 3 Brunnen
- 4 Zellentrakt



- 1/2 Eingangshöfe
- 3 Eingangshalle
- 4 Kirche
- 5 Nonnenchor
- 6 Sakristei
- 7 Kreuzgang
- 8 Altes Refektorium,
heute Saal
- 9/10 Alte Küche und Spensa,
heute Speisesäle
- 11 Neue Küche
- 12/13 Arbeitsräume
- 14/15 Parlatoiren
- 16 Hof
- 17 Anschluss ans Alters-
heim
- S Schnittachse

**Zur Restaurierung des alten
Frauenklosters in Poschiavo**



Abb. 96: Poschiavo, altes Frauenkloster. Die alte Küche, neu als Esszimmer genutzt (Raum Nr. 9).



Abb. 97: Poschiavo, altes Frauenkloster. Die restaurierte Eingangshalle mit dem Lavabo von 1682.

geheissen. Demnach sollten die neuen Nutzungen in die bestehenden Raumstrukturen untergebracht werden. Dies war nur deshalb möglich, weil die neue Nutzung - meditatives Kulturzentrum mit Wohnmöglichkeiten - mit der ursprünglichen Bauidee der Klosteranlage eng verwandt ist. Das definitive Projekt bestach denn auch durch eine sehr geschickte Nutzungsverteilung, welche es ermöglichte, praktisch alle wertvollen Räume mitsamt der Einrichtung entweder restaurativ instand zu stellen oder sinn gemäss neu zu gestalten (Abb. 96 und Abb. 97). So konnten etwa die gut erhaltenen und historisch bedeutenden Klosterzellen des Südtraktes vom Schreiner restauriert werden, ohne dass ihr Charakter verändert wurde (Abb. 98 und Abb. 99). Demgegenüber musste der baufällige Zellenbereich im Nordflügel gesamthaft neu konzipiert und substantiell ersetzt werden. In diesem zweistöckigen Gebäudeteil entstand somit eine selbständige Struktur in zeitgenössischer Holzbauweise, die auch die notwendigen Sanitäreinrichtungen aufnahm.

Für die im alten Zustand konservierten Zellen wurde das Problem der fehlenden Nasszellen durch die Einrichtung von gemeinsamen Duschen und WCs im grossen östlichen Gangbereich gelöst; vielleicht nicht ganz so bequem wie bei den neuen Schlafzellen, dafür besteht aber die Möglichkeit, in einer authentischen Zelle des 17. Jahrhunderts zu übernachten.

Lift hilft Treppe retten

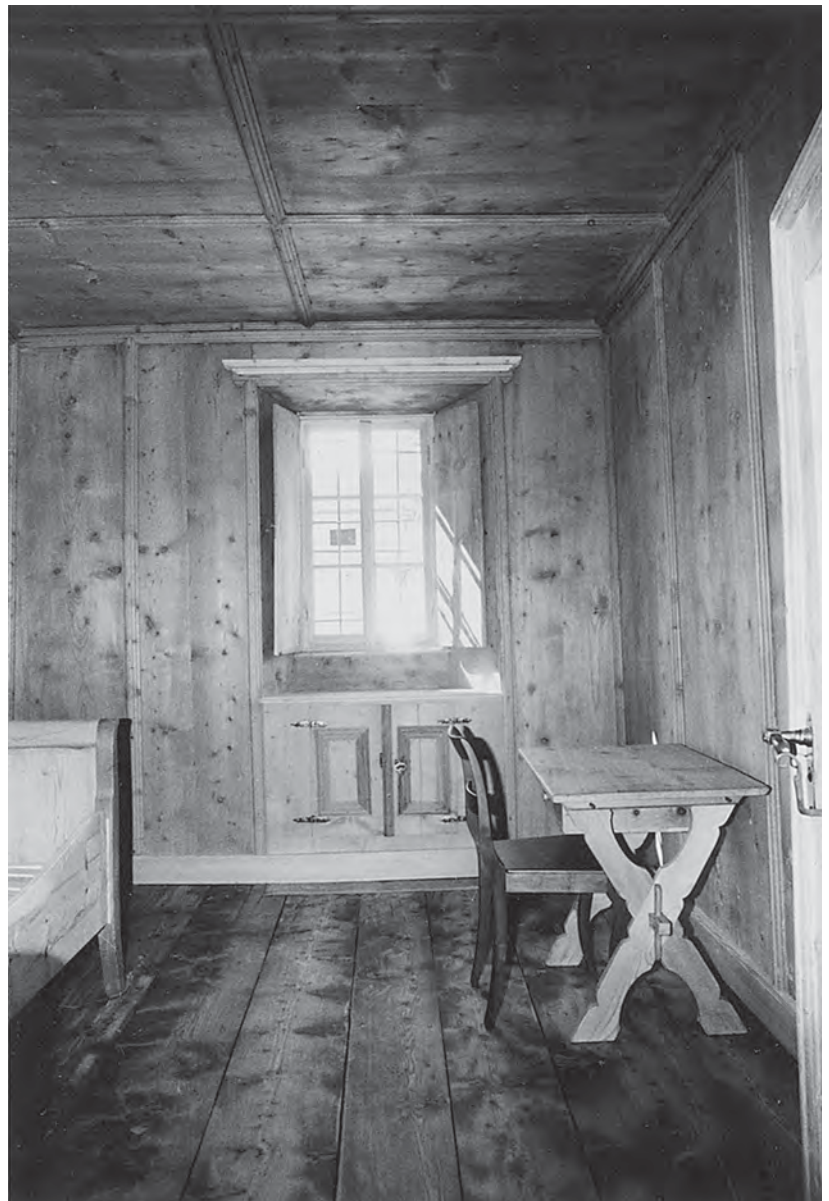
Zusammen mit dem neuen Nassbereich für die alten Zellen konnte auch der von der Bauherrschaft gewünschte Personenaufzug integriert werden. Der Einbau eines Liftes in ein historisches Baudenkmal ist meist

mit Nachteilen verbunden. In diesem speziellen Fall allerdings erwies er sich sogar als vorteilhaft für die Substanzerhaltung, denn dadurch konnte die alte Haupttreppe im Zentrum der Anlage, deren Erhaltung ein sehr wichtiges Anliegen der Denkmalpflege war, vor dem Abbruch gerettet werden.

Entwicklung hin zur Erhaltung

Anlässlich der Bausitzungen wurde wiederholt über das Schicksal des einen oder anderen Bauteils gesprochen. Interessant war festzustellen, dass die Bereitschaft, auf die historische Substanz Rücksicht zu nehmen, mit fortschreitendem Bauprozess wuchs. Beispielsweise nahmen die Klosterfrauen bestürzt zur Kenntnis, dass das barocke Arventäfer des alten Refektoriums wegen Wurmbefalls nicht mehr zu retten war. Mit viel Aufwand konnte wenigstens die wertvolle, ebenfalls befallene Decke gefestigt und erhalten werden. Das Wandtäfer wurde vom Schreiner und Holzrestaurator musterergütig erneuert. Der Saal bildet nun wieder ein architektonisches Ganzes von hoher Qualität (Abb. 100).

Die Aussenhöfe beim alten Haupteingang sind eine architektonische Besonderheit von höchster räumlicher Qualität. Beide Höfe wurden in extenso erhalten und restauriert. Lediglich das innerste Tor musste zur Verbesserung des Wärmehaushaltes ausgewechselt werden. Sämtliche historischen Beschläge wurden dabei wiederverwendet. Die gut erhaltene drehbare Gabendurchreiche in der Trennwand der Höfe wurde als Zeichen des Überganges von der profanen Welt in die Klausur des ehemaligen Klosters ebenfalls beibehalten und in stand gesetzt (Abb. 101).



Technische Sanierung

Der statische Zusammenhalt der Gebäudeteile war schon lange gestört. Gewisse Schwerkraftprobleme dürften schon bestanden haben, als die Ordensschwwestern den Gebäudekomplex im 17. Jahrhundert übernahmen und umbauten. Durch die

Abb. 98: Poschiavo, altes Frauenkloster. Eine der restaurierten historischen Zellen.

Zur Restaurierung des alten Frauenklosters in Poschiavo

Abb. 99: Poschiavo, altes
Frauenkloster. Südkorridor im
alten Zellentrakt. Ansicht ge-
gen Osten.



Abb. 100: Poschiavo, altes
Frauenkloster. Das ehemalige
Refektorium mit originaler
Decke und neuem Wandtäfer
aus Arvenholz (Raum Nr. 8).

Überschwemmungskatastrophe von 1987 wurden die Schwachstellen blossgelegt. Die statische Konsolidierungsidee entstand auf der Grundlage einer genauen Schadensaufnahme. Wegen der schlechten Fundie-



rung der Altbauten wurden Zuganker eingebaut, die den Gewölbedruck auf die gefährdeten Aussenwände neutralisieren. Abgesehen von den beiden geschmiedeten Zugstangen, die das Kirchenschiff traversieren, sieht man heute von diesen aufwändigen Arbeiten kaum etwas.

Spezialfall Kirche

Wie die Bauforschung ergab, war beim Bau der Klosterkirche ein mittelalterlicher Wohnturm einbezogen worden, welcher dem Kirchenschiff Gestalt und Ausmasse vorgab. Neben einer umfassenden Freilegung und Restaurierung teilweise zugedeckter Dekorationen von beträchtlichem künstlerischen Wert erfuhr die Kirche eine strukturelle Änderung: Die vergitterte Öffnung zwischen dem Chor und dem dahinter liegenden Nonnenchor, die früher derart hoch lag, dass der Sichtkontakt zwischen Nonnen und Laien nicht möglich war, wurde bis auf den Boden hinunter vergrössert (Abb. 102). Damit ging zwar ein sichtbarer Zeuge der ehemaligen Funktion verloren, gewonnen wurde aber eine bessere Nutzung der Kirche im Rahmen des neuen Nutzungskonzepts.

Als sichtbares Zeichen für die künftige Funktion der Kirche wünschten sich die Klosterfrauen eine neue Innenausstattung. Der durch Salz und Feuchtigkeit stark angegriffene Altar hatte der neuen Öffnung zum Nonnenchor hin weichen müssen. Die Idee des mit der Neugestaltung beauftragten Künstlers, ein dem ursprünglichen Werk in Gestalt und Material verwandtes Bindeglied zwischen den drei Elementen Altar, Ambo und Tabernakel zu schaffen, fand die Zustimmung der Beteiligten. Die anspruchsvolle Arbeit ist jedoch nicht abge-

schlossen, weshalb zu diesem Werke noch nichts gesagt werden kann.

Die Fassaden

Die Untersuchung der historischen Farb- und Verputzschichten wies an den Aussenfassaden eine goldene Ockerfarbe nach. Diese wurde möglichst originalgetreu wieder hergestellt. An den Fassaden im Innenhof kamen bei den Bogenöffnungen des Kreuzganges farbige Architekturdekors in Nagelrisstechnik zum Vorschein (Abb. 103). In der Kirche brachte die Entfernung der späteren Überkalkung ebenfalls bemalte Schichten zutage. In allen genannten Fällen erlaubten die Originalbefunde eine angeregte Diskussion über die gestalterischen Fragen und erleichterten den Entscheid.

Die Erhaltung der Fenster eines historischen Gebäudes gehört zu den schwierigsten Aufgaben. Bis auf wenige Beispiele aus dem 17. und 18. Jahrhundert, welche instand gestellt werden konnten, mussten alle Fenster des Klosters erneuert werden. Auch hier zeigten Bauherrschaft und Architekt Verständnis für die Baukultur. Es wurde beschlossen, konventionellen Fenstern den Vorzug zu geben und auf Isolierglasfenster zu verzichten, welche die Wirkung einer historischen Fassade stark beeinträchtigen und wärmetechnisch kaum Vorteile bringen. Bei den restaurierten Klosterzellen wurden die feingliedrigen, einfach verglasten Fenster mit dem seltenen Drehbalkenverschluss genau nachgebaut. Hier kann der zukünftige Gast neben der Aussicht auch hochkarätiges Schreinerhandwerk bewundern.



Abb. 101: Poschiavo, altes Frauenkloster. Hauptportal. Blick in den ersten Vorhof (Raum Nr. 1).



Abb. 102: Poschiavo, altes Frauenkloster. Die Klosterkirche während der Restaurierung. Blick gegen Osten in den Chor (Raum Nr. 4). Das Altarbild fehlt noch.

**Zur Restaurierung des alten
Frauenklosters in Poschiavo**



Abb. 103: Poschiavo, altes Frauenkloster. Der Kreuzgang nach der Restaurierung. Südostecke.

Ein Blick zurück

Denkmalpflegerischer Berater und Begleiter eines so grossen Projektes zu sein, ist eine sehr komplexe und schwierige Aufgabe, da sehr viele Entscheidungsinstanzen und Interessen mitwirken. Die Aufgabe wurde aber in diesem speziellen Fall durch eine ihrer Verantwortung voll bewussten Bauherrschaft und durch seriös arbeitende, dialogfähige Architekten und Handwerker enorm erleichtert.

Ich wünsche, dass diese weite "Reise" des "vecchio convento" durch Zeit und architektonische Ausdrucksformen bei der Einweihung nicht zu Ende geht, sondern in anderer Form, aber im gleichen Sinn und Inhalt für weitere Generationen fortgesetzt wird.

Zur Restaurierung der Dorfkirche Plaz in Samedan

Marc Antoni Nay

Die evangelische Kirche am Plaz in Samedan wurde einer Restaurierung unterzogen. Die Fassaden erhielten ihr barockes Erscheinungsbild wieder, die schadhaft gewordenen Dächer wurden instand gesetzt und erneuert, die vergoldeten Kugeln auf dem Turm und die schmiedeisernen Blumenbekrönungen auf dem Schiff fachgemäss restauriert und neu gefasst.

Die von der Firma Fontana & Fontana aus Jona durchgeführte Bauuntersuchung ergab eine Fülle von Befunden. Es zeigte sich, dass die Fassaden der Kirche jeweils in einem Abstand von 30 bis 40 Jahren in ein neues Farbkleid gehüllt wurden. Seit der letzten Restaurierung von 1965 sind 34 Jahre vergangen. Der Rhythmus der Erneuerung ist also bis in die heutige Zeit in etwa gleich geblieben. Der folgende Bericht stützt sich im wesentlichen auf die Dokumentation zur Untersuchung, die von Michel Traeber, Bruno Raymann und Markus Höfliger verfasst wurde⁷⁴.

Die Ergebnisse der Bauuntersuchung

Das heute bestehende barocke Schiff, ein trapezförmiger Einheitsraum, entstand 1682 an Stelle einer kleinen romanischen Anlage aus dem 13. Jahrhundert, als die Kirche als eine der wenigen reformierten Sakralbauten im Kanton in Grundriss und Ausstattung ganz in den Dienst der Predigt gestellt wurde. Der mittelalterliche Kirchturm blieb dabei bestehen. Er war nun als Frontturm in der Mitte der Hauptfassade situiert. Diese wies als Verzierung Eckquader auf, wie sie von Engadinerhäusern aus derselben Zeit bekannt sind.

Um 1760 musste der romanische Turm abgerissen werden, weil er schief geworden war. In der Folge wurde der heute bestehen-



Abb. 104: Samedan, Dorfkirche Plaz. Die »Himmelsleiter« von 1863 in einer Grafik aus der Zeit um 1890.

de, nahezu vollständig freistehende Kirchturm errichtet. Er war 1771 fertiggestellt. Die Fassade erhielt eine neue, zum Turm passende Gestaltung. Auf diese wird weiter unten eingegangen.

Um 1820 fanden erste Instandsetzungsarbeiten statt. Dabei wurde die Kirche in einem beige-rosa Farbton gefasst, der für die Zeit des Biedermeiers charakteristisch ist und auch in und an gleichzeitigen Bürgerhäusern im Engadin festzustellen ist, die vielfach von aus der Fremde zurückkehrenden Emigranten errichtet worden sind.

1863 muss zumindest der Kirchturm erneut instand gestellt worden sein. Der Turmschaft, an dessen Ecken glatte weisse Lisenen angebracht waren, wurde mit einer Himmelsleiter verziert (Abb. 104). Diese sachliche und nüchterne Aussenhaut entspricht der Epoche des Klassizismus, in der auch an vielen Engadinerhäusern die Sgraf-

74 Ein Exemplar der Dokumentation zur Restaurierung der Dorfkirche Plaz in Samedan befindet sich im Archiv der DPG.

fitofassaden weiss übertüncht und die Fensteröffnungen in ein geordnetes Schema gebracht worden waren.

Die Fassung von 1896/97 (Abb. 105) kann stilistisch dem Historismus zugeordnet werden. Die Lisenen des Turms und das Sokkelgeschoss des Schiffs erhielten plastische Haustein-Imitationen, sogenannte Rustica-Quader. Die helle Farbgebung des Klassizismus blieb im wesentlichen bestehen.

Bei der Renovation von 1932 wurde über dem Portal eine hohe Fensteröffnung eingebrochen und unterhalb des geschweiften Giebels ein neues Ornament angelegt (Abb. 106). Das Kirchenportal wurde nun von zwei massigen toskanischen Säulen flankiert, die ein schweres Gebälk mit einem Volutengiebel trugen. Die Kirche erhielt ein Farbleid in wärmeren Tönen und erschien nun malerischer, was für die Zeit nach der



Abb. 105: Samedan, Dorfkirche Plaz. Die historische Fassung von 1896/97 kurz vor der Renovation von 1932.



Abb. 106: Samedan, Dorfkirche Plaz. Die Fassung von 1932, in einer Fotomontage mit einem Aquarell des Berninamassivs kombiniert.

Durchsetzung des Heimatstils im Oberengadin typisch ist.

Anlässlich der letzten Restaurierung von 1965 entschloss man sich, die Fassung von 1932, die sehr viele historistische Elemente der Restaurierung von 1896/97 übernommen hatte, zu tilgen. So wurden die Rustizierungen bis auf den Schlussstein der Rundbögen über den Schallöffnungen im Turm entfernt. Man gab dem Turm die dunklen Lisenen der Barockzeit zurück und füllte die Zwischenräume mit der Himmelleiter von 1863. Die Dekoration des Schiffes wurde auf der Basis einer Aufnahme aus der Zeit um 1890 rekonstruiert (Abb. 107). Man entfernte die Portaleinfassung und die Fassaden erhielten - als Tribut an die Hochmoderne? - abgestufte Weisstöne.

Die jüngste Restaurierung

Auf der Basis dieser Erkenntnisse hatte die Bauherrschaft den Entscheid zu treffen, welche Fassung denn wieder herzustellen sei. Sie wurde dabei von der kantonalen Denkmalpflege beraten. Die Varianten von 1896/97 und 1932 mit ihren plastischen Quaderreihen fielen schon aus bautechnischen Gründen aus der Wahl. Zur Biedermeier-Fassung aus der Zeit um 1820 hatte man zu wenig Befunde, als dass sich eine präzise Rekonstruktion hätte durchführen lassen. Als Optionen für die Instandsetzung blieben damit die ursprüngliche, spätbarocke Ausführung von 1773, das klassizistische Farbkleid von 1863 und die Fassung der Restaurierung von 1965 übrig. Die Baukommission entschied sich für die Wiederherstellung der barocken Gestalt. Da diese beinahe vollständig rekonstruiert werden konnte, begrüßte die Denkmalpflege diesen Entscheid.

Die nun ausgeführte Fassung zeigt an der Eingangsfassade des Schiffes zwischen den Pilastern einen hellen Grundton mit dunkleren Feldern, die von einer rubinroten Rahmenlinie eingefasst werden. Aus diesen dunkleren Flächen leuchten die weissen Stuckrahmen der Fenster und Kartuschen hervor. Es sind dies zwar Nachbildungen aus späteren Bauphasen, sie lehnen sich aber zumindest in den beiden äusseren Feldern durchwegs an die Formensprache des späten 18. Jahrhunderts an. Dass sich die originalen Stukkaturen nicht erhalten haben, erstaunt beim rauhen Klima des Oberengadins nicht.

Der Turmschaft wurde mit denselben, in den Ecken eingebuchteten Füllungen gegliedert, wie sie auch an der Platzfassade des Schiffes zu finden sind. Die Felder liegen hier



Abb. 107: Samedan, Dorfkirche Plaz. Diese Aufnahme von 1890 zeigt die klassizistische Fassung. Sie wurde bei der Restaurierung von 1965 für die Rekonstruktion der Detailformen der Eingangsfassade beigezogen.

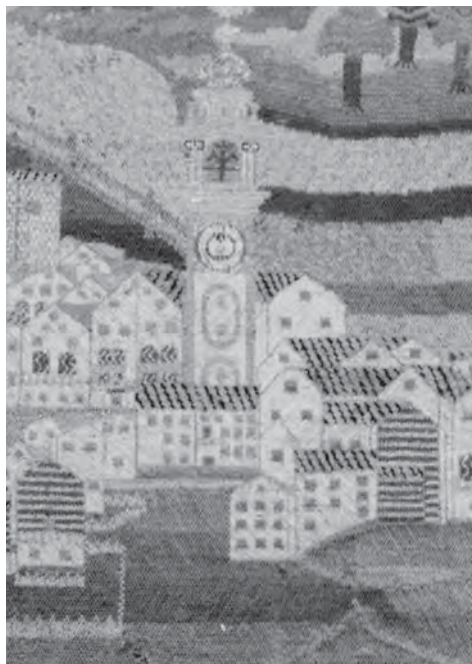


Abb. 108: Die Stickerei an einem Kanapee im Rätischen Museum, Chur, aus der Zeit um 1775 zeigt eine sehr frühe Ansicht von Samedan. In vorliegendem Ausschnitt ist der Turm der Dorfkirche Plaz im barocken Farbkleid von 1773 zu sehen. Die übereinander liegenden Füllungen sind klar zu erkennen.

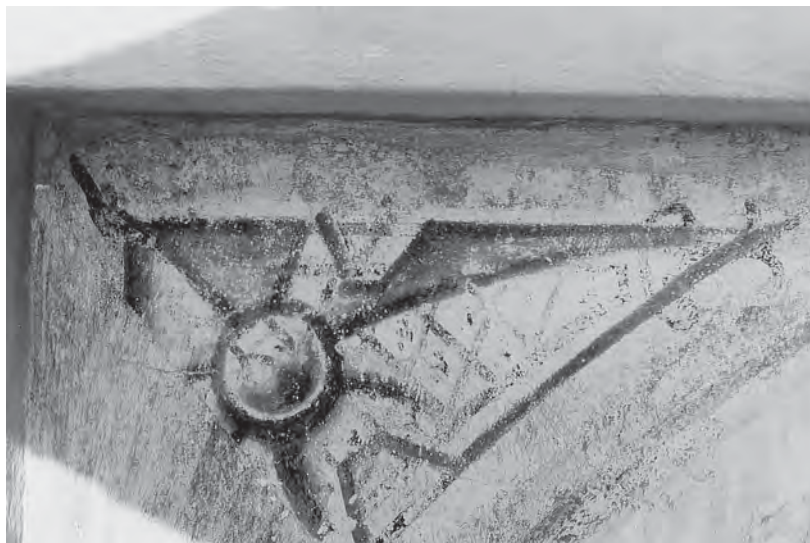
**Zur Restaurierung der
Dorfkirche Plaz in Samedan**

Abb. 109: Samedan, Dorf-
kirche Plaz. Originale Granit
imitierende Malerei an der
Innenseite des Kämpfers der
östlichen Schallöffnung.



aber übereinander und auch die Farbgestal-
tung ist eine andere (Abb. 108). Der Befund
ergab, dass die Rahmen der Füllungen und
die sie flankierenden Ecklisenen ursprüng-
lich grau gestrichen und danach mit weis-
sen Farbspritzern aufgehellert worden waren.
Dies ergibt eine Wirkung, die an dunklen
Granit erinnert (Abb. 109).
Am Glockenjoch und am Oktagon, wel-

Abb. 110: Samedan, Dorf-
kirche Plaz. Befund im obe-
ren Zwickel des Zifferblatts
an der Ostfassade. Das
sternförmige Ornament ge-
hört zur Fassung von 1863.
Dahinter zeichnet sich das
Gitter der ersten Malschicht
von 1773 ab.



ches die Zwiebelhaube stützt, wurde die
Dekoration weitergeführt, allerdings rei-
cher ausgestaltet und mit feinen Ornamen-
ten versehen. Die Turmuhr, die bei jeder
Neugestaltung des Baus mit verändert wor-
den war, zeigt nun wie in der ursprüngli-
chen Fassung zwei kupfergrüne Ringe, zwi-
schen denen schlanke römische Ziffern lie-
gen. Ein Gitterornament in den oberen
Zwickeln vermittelt den Eindruck, als ob
das Zifferblatt an einem Schildhalter aufge-
hängt wäre (Abb. 110). Die West- und Süd-
fassade besaßen zur Bauzeit vermutlich
bloss ein dekoratives Zifferblatt ohne Zei-
ger.

Die Turmfassung von 1773 war vorwie-
gend in Freskotechnik ausgeführt, das
heisst, die Farbe wurde ohne Bindemittel
auf den frischen Kalkputz aufgetragen und
ging mit ihm eine äusserst dauerhafte Ver-
bindung ein. Dies ist der Grund, weshalb
von der ursprünglichen Gestaltung am mei-
sten Details aufgefunden werden konnten.
Die späteren Farbkleider mussten alle als
Seccomalerei, also auf den trockenen Putz
aufgetragen werden und hielten den extre-

men Witterungsbedingungen hoch über Samedan wesentlich schlechter stand. Die jüngste Restaurierung wurde in rein mineralischen Purkristallat-Farben ausgeführt. Obwohl ebenfalls atmungsaktiv, sind diese beständiger als eine Seccomalerei auf Kalkbasis. Um die Befunde zur ersten wie auch zu den späteren Fassungen nicht zu zerstören, wurden vor der Neufassung eine Vielzahl von Fragmenten gesichert und mit einer Schlämme überputzt. Reste der Granitimitations-Malerei an der Innenseite der

Kämpfer der Schallfenster sowie an der Nordostecke des Gesimses über der Glockenstube waren derart gut erhalten, dass man sie sichtbar lassen konnte.

Möglicherweise wird das «neue alte Kleid» der Dorfkirche (Abb. 111 und Abb. 112) manchem Betrachter zu Beginn ein wenig ungewohnt erscheinen. Bauherrschaft, Architekt und Denkmalpflege sind aber überzeugt, dass das Wahrzeichen Samedans ein schönes und seiner Bedeutung angemessenes Aussehen erhalten hat.

Abb. 111/112: Samedan, Dorfkirche Plaz. Eingangsfassade und Turmschaft nach der Restaurierung.



Zur Restaurierung der evangelischen Filialkirche in Ausserferrera Cresta

Situation

Der Weiler Cresta in der Talschaft Ferrera liegt auf einer Höhe von 1650 m ü. M. oberhalb des Dorfes Ausserferrera. Die ursprünglich dauernd bewohnte Siedlung ist um einiges älter als der Dorfkern von Ausserferrera. Bei Grabungsarbeiten konnten dort prähistorische, vermutlich eisenzeitliche Kulturschichten festgestellt werden. Mit Sicherheit hat die älteste Talstrasse durch Cresta geführt. Heute besteht das kleine Haufendorf aus je 14 historischen Wohnhäusern und Ställen in Strickbauweise sowie zirka 20 neueren Ferienhäusern. Die Kirche steht leicht erhöht davor in beherrschender Stellung (Abb. 113).

Geschichte

Das Tal Ferrera, das seit 1837 in die zwei ehemals verbundenen Gemeinden Inner- und Ausserferrera geteilt ist, gehörte in kirchlicher Hinsicht ursprünglich zur Schamser Hauptkirche Zillis. Von dieser konnte es sich erst 1707 durch die Stiftung eines Pfrundvermögens ablösen. Seitdem bildet Ferrera eine eigene Pfarrei.

Die Kirche in Ausserferrera Cresta, deren ehemaliges Patrozinium man nicht kennt, ist der Bauform nach die älteste des Tales. Erwin Poeschel datiert ihre Entstehung aufgrund der gerade geschlossenen Lichtschlitze in der Apsis und der Kragung des Portalsturzes in die spätromanische Zeit nach 1200⁷⁵.

Die oberen Teile des Turms stammen vermutlich aus einer zweiten Bauphase am Ende des 15. Jahrhunderts. Die Verleihung des Beerdigungsrechtes im Spätmittelalter weist auf die damals hohe Bedeutung der Kirche hin. Der mit einer Trockenmauer

umgürtete Friedhof ist seit über 100 Jahren ausser Gebrauch.

Baubeschreibung

Die nach Süden gerichtete Kirche besteht aus einem breitrechteckigen, mit einer Holzdecke von 1925 versehenen Schiff und einer halbrunden, gewölbten Apsis. In der Apsisrundung befinden sich zwei Lichtscharten mit schrägen Laibungen sowie zwei Nischen für Altargeräte. Der ursprüngliche rundbogige Zugang vom Schiff zum Turm ist zugemauert. Das Äussere zeigt ungegliederte, rauh verputzte Wände. Der Turm an der Ostseite des Schiffes weist unregelmässiges Mauerwerk und vier grosse Schallöffnungen auf und ist wie das Schiff mit einem Steinplattendach gedeckt. Die mit 1468 datierte Glocke stammt aus der Kapelle St. Nikolaus in Ilanz.

Restaurierungsprojekt

Letztmals war die Kirche von Ausserferrera Cresta 1925 von den Architekten Schäfer & Risch instand gesetzt und renoviert worden. Damals wurde sie u. a. mit einer neuen Ausstattung versehen, die neben der erwähnten Holzdecke auch einen hölzernen Fussboden, ein Knietäfer, Kirchenbänke und eine Kanzel umfasste. Im Jahre 1995 beauftragte die evangelische Kirchengemeinde das Architekturbüro Joos und Mathys mit der erneuten Restaurierung des nunmehr wieder recht schadhaft gewordenen Bauwerks. Bei dieser jüngsten Restaurierung befasste man sich zum einen mit der Frage, ob und wie verschiedene unsachgemässe Eingriffe der Renovation von 1925 rückgängig gemacht werden sollten. Vor allem aber waren bautechnische Schwierigkeiten

75 KdmGr V, S. 205-207.

**Zur Restaurierung der
evangelischen Filialkirche
in Ausserferrera Cresta**

Abb. 113: Evangelische Filialkirche in Ausserferrera Cresta. Südsicht.



Abb. 114: Evangelische Filialkirche in Ausserferrera Cresta. Blick gegen die Apsis.



Zur Restaurierung der
evangelischen Fialikirche
in Ausserferrera Cresta



Abb. 115: Evangelische Fialikirche in Ausserferrera Cresta. Der neue Taufstein aus Tuff.

zu lösen. Eine Problemanalyse hatte ergeben, dass das Gebäude einen hohen Feuchtigkeitsgrad aufwies. In der vom Boden aufsteigenden Feuchtigkeit lag die Ursache dafür, dass grosse Teile der Ausstattung vom Hausschwamm befallen waren. Der echte Hausschwamm (*Serpula lacrimans*) ist einer der gefürchtetsten Pilze in Gebäuden. Er erzeugt eine typische Braunfäule und zerstört sowohl Nadel- als auch Laubholz. Die Bekämpfung des Hausschwamms

erfordert die Entfernung sämtlicher Teile der hölzernen Ausstattung. Trotzdem bleibt die Gefahr eines späteren Befalls wegen nicht vollständig beseitigten oder verschleppten Sporen gross. Ebenfalls durch die Feuchtigkeit verursacht war die Zerstörung des Verputzes durch kapillar aufsteigende, gelöste Salze. An der Ostwand war der Putz zwischen Satteldach und aufgehender Turmmauer zudem durch eindringendes Dachwasser beschädigt worden.

Massnahmen innen

Der schadhafte Putz wurde entfernt und bis auf eine Höhe von 1,20 m durch einen weiss gekalkten Sanierputz, darüber durch einen konventionellen Sumpfkalkverputz ersetzt. Bei der Entfernung des Holzbodens wurden Spuren eines älteren Kalkmörtelbo-



Abb. 116: Evangelische Fialikirche in Ausserferrera Cresta. Die neuen Bänke.

dens entdeckt. Mit der Wiederherstellung dieses Bodentyps konnte die Gefahr eines Wiederbefalls durch den Hausschwamm gebannt werden. Die flache Holzdecke von 1925 lag so tief, dass sie den Scheitel des Apsisbogens beinahe berührte. Die Raumproportionen waren dadurch empfindlich gestört. Mit verhältnismässig geringem Aufwand konnte die Decke um 20 cm angehoben werden (Abb. 114). Knietäfer und Kanzel, beide von 1925, wurden ersatzlos aufgegeben. Ebenfalls entfernt hat man die Bänke von 1925. Die neuen Bänke aus einheimischer Fichte sind, wie der neue Taufstein aus Tuff auch, schlicht und dem Ort angemessen gestaltet worden (Abb. 115 und Abb. 116). Die relativ jungen Verglasungen in den Lichtscharten der Apsis wurden durch Eisengitter ersetzt, womit eine permanente Durchlüftung des Innenraumes gewährleistet ist.

Massnahmen aussen

Besonders an der Südfassade war der Mauermörtel stark ausgewaschen. Der morsche Fugemörtel wurde ausgekratzt und durch einen neuen Kalkmörtel ersetzt. Das Steinplattendach wurde kontrolliert und stellenweise repariert. Auf der Friedhofmauer entfernte man eine unansehnliche Steinplattenabdeckung aus den siebziger Jahren, die Mauerkrone wurde mit Mörtel gesichert (Abb. 117).



Die nun abgeschlossene Restaurierung wurde vom Architekturbüro Joos und Mathys behutsam und sorgfältig durchgeführt. Wir möchten Frau Pfarrer Anderfuhren und Frau Hiltbrunner als Vertreterin der Kirchgemeinde an dieser Stelle für die angenehme und konstruktive Zusammenarbeit danken. Die Anlage erstrahlt nicht "in neuem Glanz", sie konnte ihre Altersspuren, ihre Ursprünglichkeit, ihren Geist behalten, was in jedem Fall positiv zu bewerten ist. Nicht zuletzt deswegen lohnt sich denn auch der Besuch dieses einmaligen Gotteshauses.

Abb. 117: Evangelische Filialkirche in Ausserferrera Cresta. Die restaurierte Friedhofmauer. Südost-Ansicht.

Zur Akustik der evangelischen Filialkirche in Garsun

Mengia Mathis



Abb. 118: Evangelische Filialkirche Garsun. Ansicht von Westen.

Die spätromanische Kapelle in Garsun (Abb. 118) stammt nach Erwin Poeschel wohl aus dem frühen 13. Jahrhundert⁷⁶. In mittelalterlichen Urkunden wird sie nicht erwähnt. Fest steht, dass im 17. Jahrhundert das Dach erhöht und das Glockenjoch aufgebaut worden ist (Glockendatum: 1676). Die letzte Renovation fand 1922 unter der Leitung von J. U. Känz statt. Dabei wurde der Eingang erneuert, das Niveau der Apsis leicht angehoben und das Innere neu ausgemalt.

Die Anlage ist nach Osten gerichtet und besitzt eine halbrunde Apsis. Drei als schmale Vierecke ausgebildete Fenster in der Südseite des Schiffes (Abb. 119) und eines in der Apsis bringen Licht in den Kirchenraum. Der Boden besteht aus einer Bollenstein-

pflasterung. Im Bereich des Mittelgangs ist ein sternförmiges Muster auszumachen, das sich möglicherweise unter dem hölzernen Bankpodest fortsetzt (Abb. 120). Die aus grösseren und kleineren Steinen gebildeten Ornamente erinnern an Sonnen, die Licht, Wärme und Leben symbolisieren. Man könnte sie auch als Sonnen- oder Lebensräder deuten, die auf den Zyklus hinweisen, den das Leben von der Geburt bis zum Tode durchläuft.

Auffallend ist die ausserordentliche Akustik der kleinen Kirche. Um näheres darüber in Erfahrung zu bringen, wurden im Sommer 1999 durch Herrn Kurt Heutschi von der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt akustische Messungen vorgenommen und von der Kantonalen Denkmalpflege die dazugehörigen Pläne angefertigt⁷⁷. Es interessierte etwa die Frage, ob die spezielle Pflasterung der Kirche einen Bezug zur Geometrie und damit zu den akustischen Verhältnissen im Gebäudeinneren besitzt.

Gemäss Heutschis Bericht erzeugt die spezielle Form der Apsis - eine fast perfekte,



Abb. 119: Evangelische Filialkirche Garsun. Südliche Schiffswand.

⁷⁶ KdmGR III, S. 514.

⁷⁷ Ein Exemplar des von Kurt Heutschi verfassten Berichtes zur Akustik der Kirche in Garsun (EMPA Dübendorf, 25.1.2000) befindet sich im Archiv der DPG.

auf einem 1,40 m hohen Sockel ruhende Viertelskugel - für eine bestimmte Sprecherposition eine bedeutende schallverstärkende Wirkung von 10-15 dB⁷⁸. Mit der Visualisierung der Schallstrahlen kann der sich einstellende verstärkende Effekt und die optimale Sprecherposition nachvollzogen werden (Abb. 121 und Abb. 122). Der Verstärkungseffekt wirkt nahezu im ganzen Publikumsbereich und ist somit durchaus nützlich, um den Pegel des Sprechers gegenüber dem Nachhall zu erhöhen.

Bauteile mit schallverstärkenden Eigenschaften werden in der Akustik allgemein als Flüstergalerien, whispering galleries, bezeichnet. In der Wissenschaft besteht heute Unklarheit darüber, ob solche Effekte ge-

zielt gesucht wurden oder nur Produkte des Zufalls sind, wie dies W. C. Sabine, einer der ersten wissenschaftlichen Raumakustiker, vermutet hatte⁷⁹.

Auch im Falle der Kirche in Garsun kann diese Frage mangels schriftlicher Quellen letztlich nicht eindeutig beantwortet werden. Folgende Argumente sprechen allerdings dafür, dass der schallverstärkende Effekt in diesem Falle gesucht wurde, die Apsis also unter Berücksichtigung dieses Aspektes erbaut worden und ihre Geometrie demnach nicht zufällig ist:

- Die Höhe des Sockels, auf dem die viertelkugelförmige Apsis ruht, stimmt - bis auf die 10 cm, die bei der 1922 erfolgten



Abb. 120: Evangelische Filialkirche Garsun. Bollensteinpflasterung mit sternförmigem Muster im Gehbereich des Schiffes. Ansicht von Osten.

⁷⁸ DB (Dezibel) ist eine technische Masseinheit, etwa für Lautstärken und Signalpegel. Dezibel sind eine logarithmische Einheit, ein Sprung von sechs Dezibel entspricht in der Realität einer Verdoppelung: 87 Dezibel sind also doppelt so laut wie 81 Dezibel. Die Grundeinheit "Bel" ist nach Alexander Graham Bell (1847-1922) benannt.

⁷⁹ SABINE WALLACE CLEMENT: Collected Papers on Acoustics, Harvard, 1922.

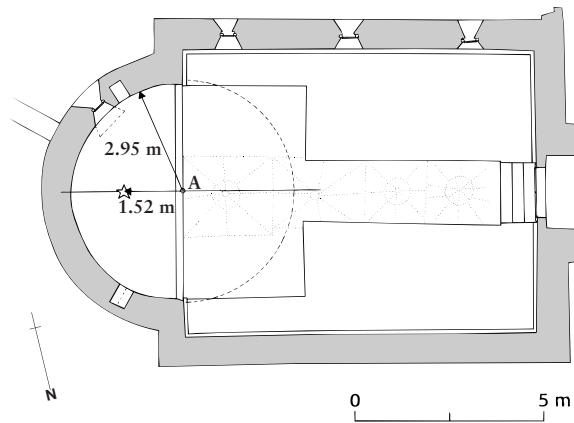


Abb. 121: Evangelische Filialkirche Garsun. Grundriss mit eingezeichnetem Kreis (Radius 2,95 m) und optimaler Sprecherposition (Stern). Mst. 1:200.

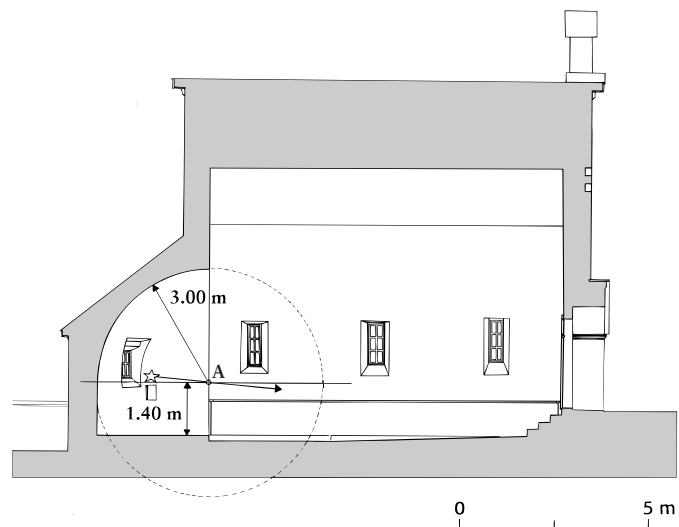


Abb. 122: Evangelische Filialkirche Garsun. Längsschnitt mit eingezeichnetem Kreis (Radius 3 m) und optimaler Sprecherposition (Stern). Mst. 1:200.

Erhöhung des Bodens im Apsisbereich
verlorengingen - genau mit dem optimalen Wert von 1,50 m überein.

- Die beiden apsisnahen Mittelpunkte der Musterung der Bollensteinpflasterung lassen sich durch zwei vom optimalen

Quellenpunkt ausgehende, ausgezeichnete Schallstrahlen konstruieren (Abb. 123 und Abb. 124). Dies macht den Anschein, als wäre den Erbauern der Apsis das Strahlenkonzept bekannt gewesen.

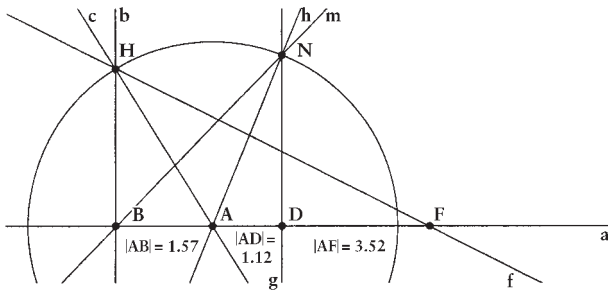


Abb. 123: Evangelische Filialkirche Garsun. Betrachtung der Kugelform der Apsis im Schnitt mit A als Kreismittelpunkt, Kreisradius 3 m und B als Quellpunkt (Sprecher). Es lassen sich nun zwei ausgezeichnete Strahlen konstruieren. Der erste Strahl b verläuft von der Quelle B ausgehend senkrecht nach oben. Der reflektierte Strahl f schneidet die Verbindungslinie AB im Punkt F. Der zweite Strahl m ergibt sich, wenn von der Quelle B ausgehend jener Strahl gesucht wird, dessen Reflexion senkrecht nach unten verläuft. Dieser reflektierte Strahl g schneidet die Verbindungslinie AB im Punkt D. Der Abstand AD sowie der Abstand AF entsprechen genau den Abständen der Bodenpunkte der Bollensteinpflasterung vom Apsiszentrum. Dieser Umstand stützt die Vermutung, dass den Erbauern die Schallstrahlenkonstruktion bekannt war und somit die Dimensionierung der Apsis nicht zufällig ist. Mst. 1:200.

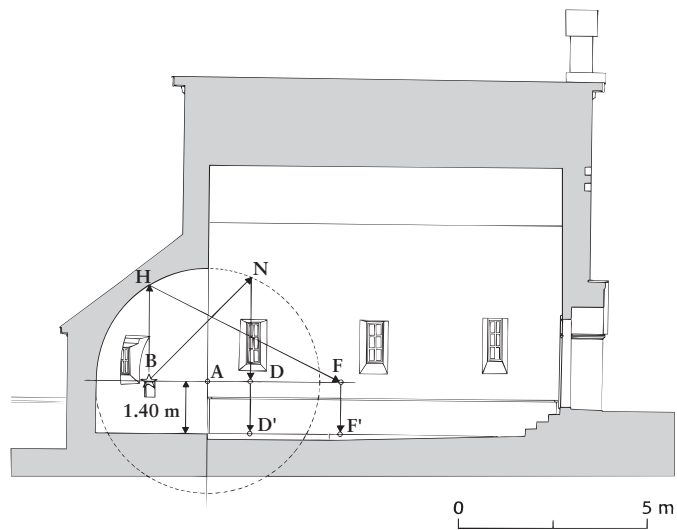


Abb. 124: Evangelische Filialkirche Garsun. Längsschnitt Mst. 1:200. Konstruktion der geometrischen Interpretation der zwei Bodenpunkte D und F mit A: Kreiszentrum, B: Quellpunkt, H und N: Schnittpunkte der Schallstrahlen am Kreis.

Die fokussierende Wirkung von Kugelflächen war in der Antike seit Diokles (2. Jahrhundert v. Chr.) bekannt. Möglicherweise steckt im architektonischen Konzept der Rundapsis der Kirche von Garsun antikes Wissen über die Akustik, das, durch Bauten und Baumeister überliefert, den Weg ins mittelalterliche Engadin gefunden hat.

Die Aussenrestaurierung des "Alten Gebäu" in Chur

Hans Rutishauser

Der Churer Stadtpalast des Envoyé Peter von Salis-Soglio wurde in den Jahren 1727 bis 1729 erbaut und reich ausgestattet. Der herrschaftliche, dreigeschossige und neunachsige Steinbau mit Walmdach (Abb. 125) wird im Gegensatz zum Palast des Obersten Andreas von Salis-Soglio, dem "Neuen Gebäu" (1751/52), eben als "Altes Gebäu" benannt.

Drei hochbarocke Palastbauten prägen das Bild der Altstadt von Chur: das "Alte Gebäu", das Bischöfliche Schloss (1732/33) und das "Neue Gebäu".

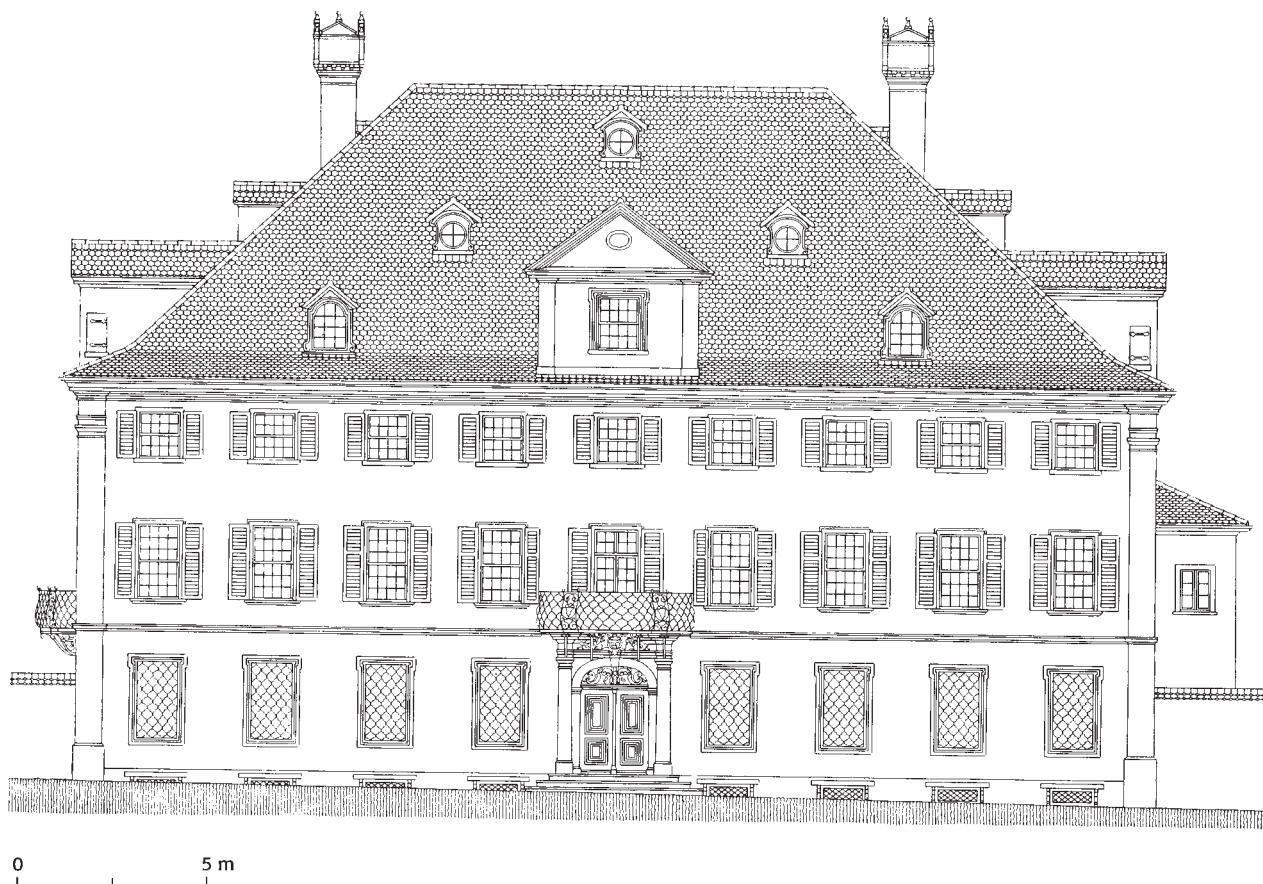
Alle drei Paläste wurden an Stelle von abgebrochenen Vorgängerbauten erstellt, was beim Bischöflichen Schloss mit demselben Bauherren wohl problemlos war, jedoch

beim "Alten Gebäu" auf Widerstand der Stadtbevölkerung stiess.

Planverfasser (Architekt oder Baumeister) des "Alten Gebäu" ist gemäss der jüngsten Aufarbeitung der Bauakten durch Marco Bianchi⁸⁰ wohl der Zürcher Architekt David Morf. Bereits vor über 50 Jahren hat Erwin Poeschel auf die mögliche Urhebererschaft von Morf hingewiesen⁸¹. Der Erbauer des Zunfthauses "zur Meisen" (1752-57)⁸² und des Hauses "zum Rechberg" (1759-70)⁸³ in Zürich dürfte demnach in Chur mit dem "Alten Gebäu" (1727-29) ein Frühwerk erstellt haben.

Das "Alte Gebäu" ist mit seiner bedeutenden Innenausstattung an Stuck, Deckengemälden, Täfern, Treppenläufen, Chemi-

Abb. 125: Chur, Altes Gebäu. Erwin Poeschels Idealplan der zur Poststrasse gerichteten Ostfassade. Mst. 1:200.



néeinfassungen und wertvollen Bildern sowie der westlich an den Palast anschliessenden Gartenanlage mit Mosaikgrotte ein einzigartiges Gesamtkunstwerk. Nicolin Sererhard hat die Anlage wenige Jahre nach ihrer Entstehung wie folgt beschrieben: "Das rahreste in Chur müssen wir nicht vergessen, namlich den prächtigen Palaz und rahren, überaus kostbaren Lustgarten des Herrn Envoyé von Salis. In diesem Garten trifft man so viele Raritaeten an, die einen Besichtiger in Verwunderung entzuken. Da siehet man nicht nur die schönsten Alleen unterschiedlicher Arten mit mancherley Zwerg Bäumen und Stüdlein gezieret, sondern auch Grotten nach antiquitaetischer Manier gemacht, mancherley Wasserkünst und Springwerk, ein Stein Brunnen mitten im Blumen Garten der nicht ob, sondern in der Erden ist, mit Wasser angefüllet zu Begiessung der Garten Gewächsen. Rings um den spatiosen Blumen Garten stehen erdene Töpfe ohne Zahl, deren jeder ein sonderbare Art Blumen in sich hat, rare, in unserm Land unbekante Gesträuche, und ausländische Früchte oder Bäumlein praesentieren sich hier auch, als Citronen, Limonen, Pomeranzen, Feigen, Oliven etc. und das rareste zeigt sich unden beym Winterhaus, da siehet man eine Menge der raresten Indianischen und Americanischen Gewächsen. Item ist auch die Structur des Winterhauses admirabel. Da sind Oefen an der Seithen und Oefen under der Erden, aus welchen man die Wärme per tubos subterranos weiterführen kan, wo man sie nöthig hat, zu Fomentierung der Gewächsen. Das Winterhauss an sich hat Zimmer, darinnen Winterszeit die Italienisch, Indianisch, Amerikanische etc. Gewächse hingestellt werden, nicht von Maur oder Holz, sondern die Wänd sind von Wald Glass ge-

machtet, und zwar nicht perpendicular-aufrecht, sondern anhaltend, in grossen Valvis wie Thüren bestehend, die kan man auf haben oder beschliessen nachdeme das Wetter und die Winde beschaffen. Jenseit oder an der Seiten dieses Winterhauses ist auch ein Stüklein Weingarten, ein Stüklein Aker, und ein ziemlicher Garten von Garten Kräutern, die zur Küchen dienen, alles bemeldtem Herrn zuständig. Summa dieser Garten merittirt wohl von einem curieusen Aug besichtigt und admirirt zu werden"⁸⁴.

Der Bau ist heute Eigentum der Graubündner Kantonalbank (GKB) und wird vom Kanton mietweise als Sitz des Kantonsgerichtes benützt. Die in den Jahren 1998 und 1999 ausgeführte Aussenrestaurierung wurde im Auftrag der Eigentümerin von den Architekten Rudolf Fontana und Leo Bieler, Domat/Ems, geplant und durchgeführt. Die Bauherrschaft war durch den Architekten René Zimmermann von der Liegenschaftsverwaltung der GKB vertreten. Die Arbeiten umfassten das gesamte Äussere vom Gebäudesockel bis zu den Kaminbekrönungen. Sowohl vor wie auch nach der Eingerüstung erfolgten sorgfältige Detailuntersuchungen der Verputze, der Farbfassungen auf Mörtel, Holz und Eisen, der Statik des Dachstuhles, der Fenster und Fenstergitter sowie der Türen, Läden, Gauen, Lukarnen und Kamine.

Das mächtige Walmdach birgt drei Geschosse. Diese können aussen an den Giebellukarnen abgelesen werden. Der Dachstuhl stammt weitgehend noch aus der Bauzeit um 1727/29, nur die Ziegellattung war seither teilweise erneuert worden. Wasser einbrüche am Dachfuss und die massige Schwere der Kamine auf der Südseite hatten das Zimmermannswerk geschwächt

- 80 vgl. BIANCHI MARCO: Die Quellen zum Alten Gebäu. Ein Archivkatalog der Dokumente zum Alten Gebäu im Staatsarchiv Graubünden und im Stadtarchiv Chur. Teil 1: Einleitung und Register, Teil 2: Regeste, Teil 3: Transkriptionen, Chur, 1999.
- 81 KdmGR VII, S. 338, Anm. 1.
- 82 ESCHER KONRAD: Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. IV (Die Stadt Zürich, erster Teil), Basel, 1949, 418 - 432.
- 83 ESCHER KONRAD: Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. V (Die Stadt Zürich, zweiter Teil), bearbeitet von Hans Hoffmann, Hans und Paul Kläui, Basel, 1939, S. 267 - 284.
- 84 SERERHARD NICOLIN: Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden [1742], bearbeitet von Oskar Vasella, Chur, 1944, S. 52.

**Die Aussenrestaurierung des
"Alten Gebäu" in Chur**

Abb. 126: Chur, Altes Gebäu.
Reich gestaltete Aufbauten
und Kamine auf dem Walm-
dach (Südostecke).



und verschoben. Durch Verstärkungen, Zugbänder und die Erneuerung einzelner Balken konnte die Statik gesichert werden. Da diese Arbeiten nur bei abgedecktem Dach möglich waren, wurde der Bau zum Schutz vor Witterungseinflüssen über dem Baugerüst mit einem Notdach versehen. Diese in unserem Kanton eher seltene und aufwändige Massnahme hat sich zur Bewahrung der kostbaren Innenräume, aber auch für eine kontinuierliche Arbeit der Zimmerleute (ohne Winterpause) bestens bewährt.

Das Walmdach wurde mit einer Doppeldeckung von noch vorhandenen und zugekauften Biberschwanz-Ziegeln gedeckt, die Dachgräte mit vermörtelten Hohlziegeln versehen, was der Dachform ihre präzisen Linien verleiht. Auf einen Schindelunterzug oder ein Unterdach hat man glücklicherweise verzichtet. Die Dachhaut ist also nicht stärker als zu barocker Zeit, daher

konnten auch die im 19. Jahrhundert abgeschroteten Schneckenanläufe der Lukarnenwangen wieder ergänzt werden. Der Dachboden bot ursprünglich Raum für den zur Speisung der Wasserspiele im Garten benötigten Wassertank und die grossen Holzvorräte für Kachelöfen, Kamine und Kochherde. Daneben war er natürlich auch Abstellraum für alle nur temporär benötigten Objekte. Es ist sehr erfreulich, dass dieser unisolierte Estrich auch heute nicht intensiver genutzt werden muss - ein in der Stadt Chur seltener Glücksfall!

Die Pigmentuntersuchungen der Dachaufbauten haben gezeigt, dass die Hölzer sowohl der kleinen Lukarnen an der Ost- und Westseite als auch aller Lukarnen und beider Aufzugslukarnen der Nord- und Südseite ursprünglich in ziegelrotem Ockerton mit Ölfarbe bemalt waren. In dieser Fassung wurden die Holzteile wieder hergestellt. Die quergiebelartigen Dachaufbauten

der Hauptfassade zur Poststrasse wie auch diejenigen der Gartenfront sind mit einem Dreiecksgiebel mit Ochsenauge und grau gestrichenen Lisenen sowie stuckierten, geohrten Fensterrahmen geschmückt. Für die rekonstruierte Einfassung und das Fenstermass des strassenseitigen Quergiebels diente der einzig erhaltene Stuckrahmen der Gartenseite als Vorlage.

Vier mächtige Kamine zieren die abgewalmten Dachflächen. Ihre Aufsätze kragen wehrturmartig vor und sind mit vier Dreiecksgiebeln und je acht Kugelaufsätzen gekrönt. Obwohl heute ohne Funktion, bilden diese Kamine einen bedeutenden Schmuck des Hauses (Abb. 126). Eine jüngere, gutgemeinte Massnahme, die verwitternden Kaminzierteile aus Backstein mit einem harten Zementüberzug zu schützen, hat leider zum Totalverlust geführt. Heute sind die Kaminaufsätze in Tuffstein ergänzt und mit herkömmlicher Kalkschlämme verputzt. Kleine Wasserspeier sorgen für die Entwässerung des Kamininnern.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die zur Poststrasse gerichtete Ostfassade wie auch die Südfront stark verändert worden, als man die Erdgeschossfenster mit Hausteingewänden versah und mit neuen schlichten Fenstergittern im Stil des Spätbiedermeier verschloss. Von den im Erdgeschoss ursprünglich angebrachten Korbgiittern im Kartäusermuster, wie sie auf Poeschels Idealplan der Ostfront zu sehen sind (Abb. 125), haben sich lediglich an der Parkfassade deren vier erhalten (Abb. 127). Angesichts der einmaligen Wechselwirkung zwischen Garten und Hausfassade liess sich die Bauherrschaft überzeugen, die Gartenfront dem originalen Erscheinungsbild gemäss zu rekonstruieren und die vier fehlenden Korbgiitter durch den Kunstschlosser



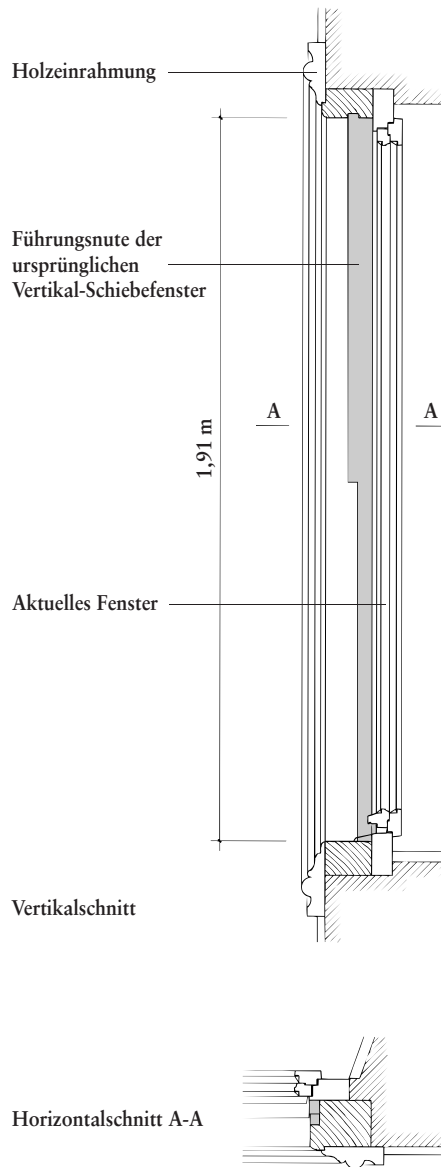
Abb. 127: Chur, Altes Gebäu.
Korbgiitter aus der Bauzeit
1727-29 im Erdgeschoss der
Gartenfront.

Gaudenz Michael in Thusis kopieren zu lassen. Die Fensteröffnungen im Erdgeschoss der Parkseite erhielten analog zum Fenster im Dachquergiebel und zum Gartenportal geohrte plastische Rahmen in dunkelgrauer Farbe, und zwar nicht wie beim Portal aus Scalärastein, sondern entsprechend dem nachgewiesenen barocken Zustand in Stuck angetragen. Auch das Gitter der Türe zum Garten, die im 19. Jahrhundert ebenfalls mit einem biedermeierlichen Gitterabschluss versehen worden war, wurde in Anlehnung an die Kartäusergiitter der Erdgeschossfenster rekonstruiert und in die bestehenden barocken Eisenangeln gehängt.

Auf der Planrekonstruktion Poeschels (Abb. 125) sind Fenster nach englischer (oder holländischer) Art als Schiebefenster aus zwei Flügeln mit einer Teilung in 24 kleine Sprossenfelder zu erkennen. Diese

**Die Aussenrestaurierung des
"Alten Gebäu" in Chur**

Abb. 128: Chur, Altes Gebäu.
Schnitt durch den barocken
Fensterstock mit Nachweis
der seitlichen Führungsnu-
ten der ursprünglichen verti-
kalen Schiebefenster.



vertikalen Schiebefenster liessen sich beim Entfernen der Anschlagleisten der barocken Fensterrahmen nachweisen (Abb. 128). Poeschel hat solche Originalfenster noch in zwei Parterreräumen und im Treppenhaus gesehen⁸⁵. Seit der 1953 erfolgten Aussenrenovation durch Walther Sulser sind nur noch zwei Fenster im Treppenhaus als wertvolle Belege der einstigen, wohl älte-

sten Flachverglasung in Graubünden erhalten (Abb. 129).

Die schlichten Doppelverglasungsfenster von 1953 wie auch die Jalousieläden waren in gutem Zustand, so dass man es hier beim Neubemalen mit Ölfarbe beliess. Lediglich die formal schlechten neuen Ladenrückhalter sind durch nach altem Muster geschmiedete Exemplare ersetzt worden. Zwei zugemauerte Fenster an der Poststrassenfront und an der Nordseite wurden wieder geöffnet.

An der Gartenseite hatte Poeschel noch den barocken Verputz gesehen. 1953 wurde der Verputz auf allen vier Fassaden praktisch restlos entfernt und neu aufgebaut. Bei der jüngsten Restaurierung konnte im Dachbereich des nördlichen Anbaues noch ein spärlicher Rest des barocken Putzes nachgewiesen werden. Nachdem man den Verputz von 1953 mit dem Mauerhobel reduziert hatte, wurde ein in Farbe und Struktur dem barocken Befund angeglicherer, al fresco gekalkter Putz aufgetragen.

Besondere Sorgfalt erforderte die Instandstellung der drei Balkone. Die schmiedeeisernen Gitter wurden entrostet und neu gestrichen, wobei man der klugen, demontierbaren Verankerung im Mauerwerk besondere Aufmerksamkeit schenkte. Die grossen Balkonplatten aus Kalkstein wurden wie die Treppenstufen zum Gartenportal vom Bildhauer Heini Ragaz, Trimmis, mit grosser Rücksichtnahme auf das Original konserviert und ergänzt. Die Wappenkartusche über dem Hauptportal wurde mit Stuckauftrag ergänzt und gemäss dem Befund von Restaurator Jörg Joos, Andeer, neu gefasst und vergoldet. Auch die Initialkartusche über dem Gartenportal mit den Initialen des Erbauers, P. V. S., prangt erneut in den alten Farben.

85 KdmGR VII, S. 338/339.

**Die Aussenrestaurierung des
"Alten Gebäu" in Chur**

Abb. 129: Chur, Altes Gebäu.
Alte Zugfenster mit 24 Glas-
scheiben im Treppenhaus
zum ersten Stock.



und weisen damit auf den Wandel vom barocken Privatpalais zum kantonalen Gerichtsgebäude hin (Abb. 130). Für eine einfühlbare Erneuerung des barocken Gartens im Fontanapark besteht seit längerer Zeit ein qualitätvolles Gestaltungsprojekt. Möge die Gartenerneuerung und eine sorgfältige, dem Bau angemessene Innenrestaurierung das so behutsam begonnene Konservierungs- und Restaurierungswerk an diesem prachtvollen Salispalast vollenden.

Die Architektur des "Alten Gebäu" ist heute wieder geprägt von der barocken Bauidee des frühen 18. Jahrhunderts, des Bauherren Peter von Salis und seines mutmasslichen Architekten David Morf. Fensterläden, Fensterflügel und die Fenstergitter an der Ost- und an der Südfassade zeigen Formen des 19. und 20. Jahrhunderts



Abb. 130: Chur, Altes Gebäu.
Fassade zur Poststrasse
nach der Restaurierung
1999. Spätbiedermeierliche
Fenstergitter im Erdge-
schoss. Fensterteilung von
1953.

Zur Vielfalt des historischen Erbes - vier Kurzberichte

Im folgenden sollen vier aus denkmalpflegerischer Sicht gelungene Restaurierungen historischer Bauten vorgestellt werden.

Cauco-Bodio, Haus Nr. 15 - "Casa Theler"

Im Jahresbericht 1993 haben wir ausführlich über die Restaurierung des Hauses Nr. 14, der "Ca' del Pin" in Cauco-Bodio berichtet⁸⁶. An die Ca' del Pin ist das Gebäude Nr. 15 angebaut. Beide bilden zusammen mit der gegenüberliegenden Barockkapelle Madonna di Loreto eine eindruckliche

Abb. 131: Cauco-Bodio,
Haus Nr. 15. Südansicht.



⁸⁶ MATTLI PETER: Cauco-Bodio, Ca' del Pin, in: Jahresberichte 1993 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden (Separatdruck aus dem Jahrbuch 1993 der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden), S. 143-151.



Abb. 133: Cauco-Bodio, Haus Nr. 15. Neue
Küchenmöbel (freistehend).

Baugruppe. Beim Haus Nr. 15 handelt es sich um einen einfachen Holzbau mit Satteldach. Im Untergeschoss befinden sich zwei gemauerte, von aussen erschlossene Keller. Das Wohngeschoss besteht aus einer gestrickten Stube und einem gemauerten Vorraum, der früher als Küche gedient hat. Über der Stubentür findet sich die Jahreszahl 1663. Dass das Gebäude allerdings wesentlich älter ist, darauf weist die bodenebene Feuerstelle mitten im ehemaligen Kochraum hin, die bei den jüngsten Bauarbeiten neben der barocken Feuerstelle mit ihrem trichterförmig gemauerten Kamin zum Vorschein gekommen ist. Das Obergeschoss enthält zwei niedrige Schlafkammern. Der ursprüngliche, sehr urtümlich wirkende Bestand des Hauses konnte dank

Abb. 132: Cauco-Bodio, Haus Nr. 15. Stubentür
mit Datierung 1663.

den bescheidenen Nutzungsanforderungen als Ferienhaus bei der Restaurierung beibehalten werden.

Patzen, Haus Nr. 8 - "La caplutta"

Am südlichen Rand des Weilers Patzen am Schamserberg liegt unterhalb des alten Weges nach Fardün das Haus Nr. 8. Wie die Bauuntersuchung aufzeigen konnte, hat das Objekt eine ganz besondere Geschichte. Ältester Bauteil ist ein rechteckiger, gemauerter Kubus mit scharfen Fenstern. Ein anlässlich der Bauuntersuchung entdecktes zugemauertes Eingangsportal sowie ein bei derselben Gelegenheit nachgewiesenes Altarfundament beweisen, dass es sich hier um eine ehemalige Kapelle handelt. Dies erklärt die noch heute gebräuchliche, am reformierten Schamserberg eher erstaunliche volksmündliche Bezeichnung des Gebäudes als "la caplutta". Die Kapelle



Abb. 134: Patzen, "La Caplutta". Südostansicht.



Abb. 135: Patzen, "La Caplutta". Südwestansicht.

muss noch vor der Reformation erbaut worden sein. 1686 wurde dem Kernbau ein auf drei Seiten gemauerter Anbau und darüber eine gestrickte Kammer sowie ein Heuraum in Strickbauweise angefügt. Das Gebäude diente nun als Ziegenstall mit Wohnteil. Diese Raumkombination mutet für die Kantonsteile nördlich der Alpen äussert speziell an.

Dank der Intervention der "Cuminanza culturala Val Schons" konnte der Eigentümer dafür gewonnen werden, den geplanten Umbau nach denkmalpflegerischen Grundsätzen durchzuführen. Die gestrickte Kammer wird nun als Stube genutzt. Der Heuraum wurde zur Wohnküche umfunktioniert, in den angebauten Ziegenstall der Eingangsbereich mit Dusche/WC eingestellt. Der tonnengewölbte Sakralraum konnte museal erhalten werden.

Santa Maria, altes Schulhaus

Das alte Schulhaus von Sta. Maria i. C. war durch den Bau der neuen Schulanlage in

Abb. 136: Sta. Maria, altes
Schulhaus. Dachlandschaft.
Ansicht von Osten.



Castaneda funktionslos geworden. Das stattliche Gebäude aus der Zeit um 1900 steht mitten im historischen Dorfkern. Der dreigeschossige Bau verfügt über einen repräsentativen Eingangsbereich mit einer grosszügigen, halbrund geschwungenen Treppe, der den öffentlichen Charakter der Anlage unterstreicht. Eindrücklich ist das kunstvoll gedeckte Steinplattendach. Einem



Abb. 137: Sta. Maria, altes Schulhaus. Südwestan-
sicht.

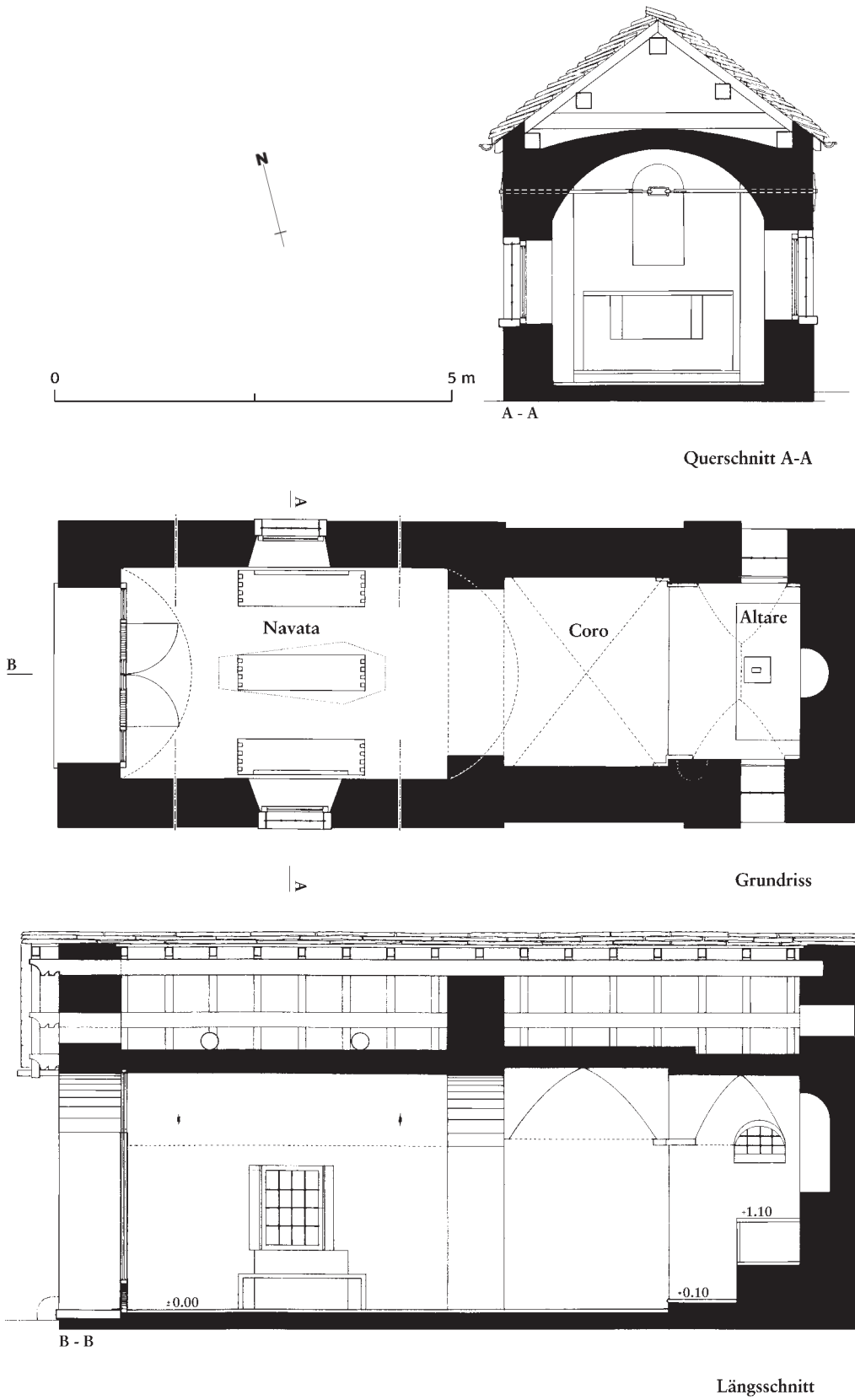
Bedürfnis der Gemeinde nachkommend, wurde das alte Schulhaus jüngst in ein Gästehaus mit 28 Schlafstellen für Jugendliche und entsprechender Infrastruktur umgewandelt. Mit der fachgerechten Restaurierung von Dach und Fassaden durch das einheimische Architekturbüro Pacciarelli konnte ein wichtiges Element im Ortsbild von Sta. Maria ohne Veränderung der Gebäudetypologie einer neuen sinnvollen Nutzung zugeführt werden.

Lostallo, La Cappella Madonna d'aquate

Bei der Kapelle Madonna d'Aquate handelt es sich um eine ursprünglich offene Wegkapelle, die nachträglich um eine Vorhalle erweitert worden ist. Sie wurde vom Auswanderer Giuseppe Jacomella 1704 zum Dank für eine wundersame Krankenheilung gestiftet. Im Laufe der Zeit erfüllte sie die ver-

Zur Vielfalt des historischen Erbes - vier Kurzberichte

Abb. 138: Lostalio, Cappella Madonna d'aquate. Grundriss, Längs- und Querschnitt. Mst. 1:80.



Längsschnitt



Abb. 139: Lostalio, Cappella Madonna d'aquate.
Das neu gestaltete Portal.

schiedensten Funktionen. So diente sie am Karfreitag, an Fronleichnam und an Allerheiligen als Prozessionsstation, anlässlich einiger marianischer Feiertagen wurde hier auch die Heilige Messe gelesen. Geweiht ist die Kapelle der "Muttergottes von Einsiedeln". Den Namen "Madonna d'Aquate" erhielt sie, weil zu Dürrezeiten Bittprozessionen um Regen zu ihr hin führten. Zu ihrer Ausstattung gehören eine farbig gefasste Madonna sowie ein Votivbild des Stifters Jacomella, beide datiert 1704.

Die Gemeinde Lostalio erhielt die Kapelle von den Nachkommen Jacomellas geschenkt, um darin den dringend benötigten Aufbahrungsraum einzurichten. Das Architekturbüro Albertini, Grono, hat das Umnutzungsprojekt ausgeführt. Die fehlenden Bauteile wurden dabei in einer künstlerisch ansprechenden Weise ergänzt.

Eine vorindustrielle Tuchwalke

Diego Giovanoli

Im Jahre 1972 habe ich in der Nähe eines Baches oberhalb Chiesa im italienischen Valmalenco ein kleines Gebäude aufgezeichnet (Abb. 140). Wie ich nach einer improvisierten Umfrage erfahren sollte, handelte es sich dabei um eine sogenannte Walkhütte. In deren Innern, das ich mit dem in der Nachbarschaft wohnenden Eigentümer besichtigen durfte, befand sich ein mir damals unbekanntes Gerät, das ich ebenfalls abzeichnete und vermasste. Es war dies eine aus vorindustrieller Zeit stammende Tuchwalke, eine Maschine zur Tuchverarbeitung, bestehend aus einer in den Boden gerammten Reibanlage aus Kastanienholz und einem hydraulischen Antrieb mit Wellbaum und Nocken. Ein ehemals angebrachtes Wasserrad war nicht mehr vorhanden. Die Hütte war noch mit einem Kochherd für die Aufbereitung von warmem Wasser und einer Pritsche für den Walker ausgestattet (Abb. 141 bis Abb. 143).

Beim Walken wurden über einem hölzernen Walktisch ausgebreitete und mit laugenhaltigem Warmwasser befeuchtete Tuchbahnen von alternierend schwingenden Reibern, auch Stampfkolben genannt, gerie-

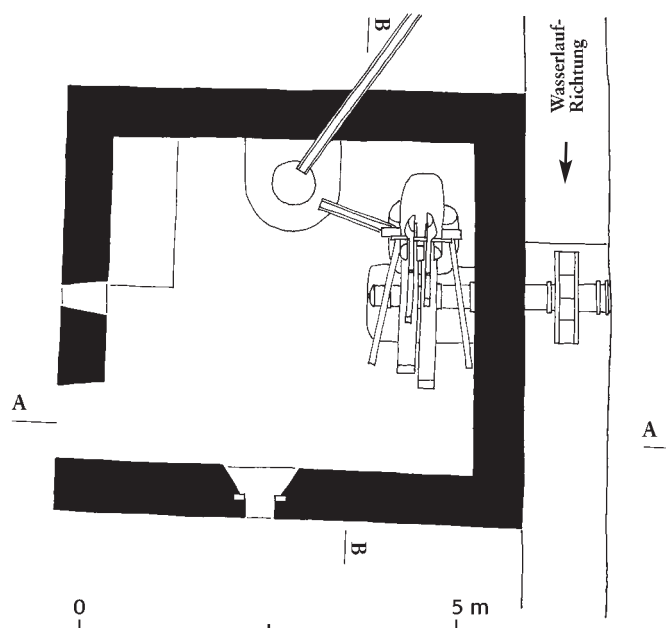
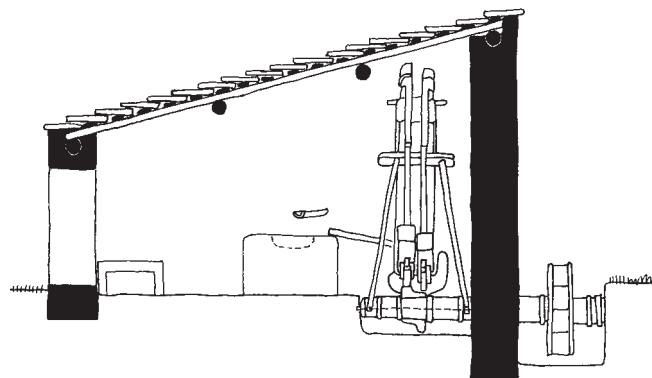
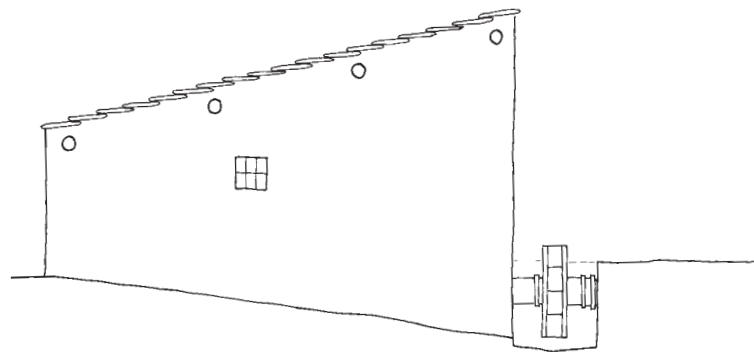


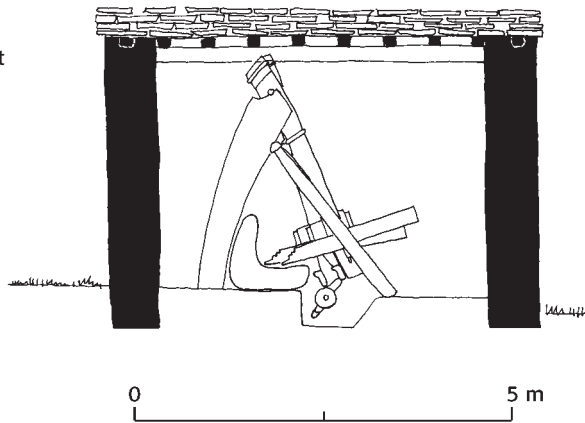
Abb. 140: Die Walkhütte oberhalb Chiesa von aussen (heute abgebrochen). Mst. 1:100.

Abb. 141: Schnitt A-A durch das Gebäude mit Sicht auf die Tuchwalke. Mst. 1:100.

Abb. 142: Grundriss des Gebäudes mit Aufsicht der Tuchwalke. Mst. 1:100.

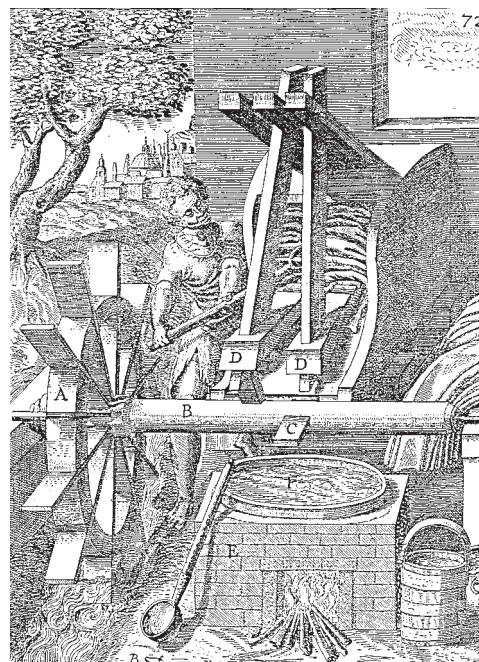
Eine vorindustrielle Tuchwalke

Abb. 143: Schnitt B-B durch die Walkhütte mit Ansicht der Tuchwalke. Mst. 1:100.



ben⁸⁷. Das Tuch bewegte sich dabei zentimeterweise vorwärts. Durch die Bearbeitung mit der Nase des Reibers verfilzte das Gewebe und erhielt so eine höhere Festigkeit. Die Arbeit des Walkers bestand darin, in regelmässigen Abständen heisses Wasser und Lauge in die vom Herd zur Tuchwalke führende Holzrinne zu giessen und die Bewegung der Stoffbahnen zu überwachen (Abb. 144). Nach der Walke wurde das

Abb. 144: Der Stich zeigt den Walker bei seiner Arbeit.



87 REITH REINHOLD: Lexikon des alten Handwerks, München, 1990, S. 242.

88 Die Dokumentation der Törbeler Hammerwalke ist im Technorama Winterthur archiviert (Objekt 844). Eine Hammerwalke ist auch im Stockalperpalast in Brig ausgestellt.

89 Vgl. WIESAUER KARL: Handwerk am Bach, Tyrolia, 1998, S. 70.

90 Vgl. DRG, Bd. 6, S. 65.

Tuch in einem Rahmen in die vorgeschriebene Breite und Länge gespannt und getrocknet und anschliessend geraut und geschoren.

Tuchwalken waren nicht immer gleich konstruiert. Bei vorliegendem Beispiel handelt es sich um eine horizontal reibende und klopfende Maschine. Daneben gab es, etwa in Törbel, auch Walken mit Walketrog und diagonal stampfenden Hämmern, sogenannte Hammerwalken⁸⁸. Die industriellen Tuchwalken bearbeiteten das Tuch mit horizontalen Hin- und Herbewegungen.

Die hier dokumentierte Tuchwalke kann heute in der Kirche San Giacomo bei Chiesa auf Anfrage besichtigt werden. Nach mündlichen Angaben befindet sich in Grosio, ebenfalls Veltlin, eine Tuchwalke noch in situ. Die lokalsprachliche Bezeichnung für Tuchwalke habe ich leider nicht notiert, sie dürfte aber entweder mit *folla* oder mit *qualchiera* verwandt sein. Im Tirol werden die Tuchwalken Lodenstampfen genannt⁸⁹. Im Dicziunari Rumantsch Grischun ist die Tuchwalke unter dem romanischen Wort *fallun* oder *fuolla* mit der Bedeutung "Walker" ohne Angabe allfälliger Standorte in Graubünden registriert, was als Hinweis für die grosse Seltenheit der Maschine gedeutet werden kann⁹⁰. Da der Name *folla* auch Flachs- oder Hanfpoche, Gerstenstampfe, Bleuemühle, Leinsamenstampfe usw. bedeuten kann, ist eine Lokalisierung früherer Standorte mit Hilfe der Toponomastik ausgeschlossen. Alle vorindustriellen Walken bzw. Pochen und Stampfen funktionierten im Alpenraum mit Wasserantrieb. Ihnen gemeinsam war die Mechanik des Hebens und Fallenlassens von Stampfen oder Hämmern durch die kurzen Nocken einer wassergetriebenen Welle. Die ursprüngliche Verwendung der Maschinen

kann lediglich von der Form der Stampfe abgeleitet werden. Da der Flachs mit breiten, stumpfen Pochen zerdrückt wurde, waren die Mörser der Gersten- und Leinstampfen vorne zugespitzt. Dahingegen sind die Reiber der Tuchwalken vorne flach verjüngt⁹¹.

91 Vgl. HAGER KARL: Flachs und Hanf und ihre Verarbeitung im Bündner Oberland, in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs, 1918, S. 153 (Flachspoche) und S. 174 (Leinstampfe).

Ausgewählte Alpbauten aus dem Engadin, dem Bergell und dem Misox

Die Auswahl der im folgenden vorgestellten Alpbauwerke umfasst Bauten beider Alpssysteme, also sowohl solche der genossenschaftlichen Betriebsweise wie auch jene der individuellen Alpbestossung. Die dokumentierten Gebäude sind bautypologisch repräsentativ: Mit der zur Gemeinde Scuol gehörenden Alp Tamangur Dadora wird die bis um 1800 im Unterengadin und im Münstertal regionaltypische Bauweise beschrieben, die Alp da Cavloc der Gemeinde Stampa zeigt den im oberen Teil des Bergells verbreiteten Alptypus, die Höfe der Alpdörfer von Soazza wiederum sind charakteristisch für den oberen Abschnitt der Mesolcina.

Alp Tamangur Dadora

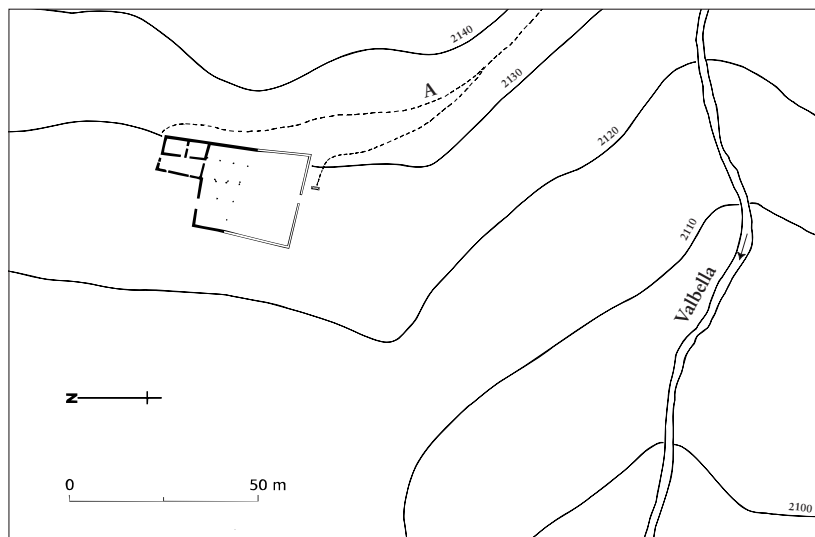
Die Alp Tamangur Dadora ist eine der ehemals 12 genossenschaftlichen Alpen der Gemeinde Scuol im Val S-charl. Sie wurde von mehreren Bauern kollektiv betrieben. Während der drei bis vier Monate dauernden Sömmerungszeit wurde zur Milchverarbeitung und Viehhut Alppersonal ange-

stellt. Heute werden im Val S-charl nur noch zwei Alpen mit Kühen bestossen, nämlich Praditschöl und Astras. Die meisten übrigen Alpen wurden um 1900 verlassen, so auch die Alp Tamangur Dadora. Dies hängt mit einem zu Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Rationalisierungsprozess zusammen. Zu jener Zeit besaßen die Alpgenossenschaften nicht mehr genug Kühe, um alle Alpen zu bestossen. So fusionierte im Jahre 1896 die Alp Praditschöl mit der Alp Astras Dadora. 18 Jahre später schloss sich diese neue Genossenschaft Praditschöl-Astras mit der Alp Tamangur Dadora zur Genossenschaft Praditschöl-Astras-Tamangur zusammen. Wahrscheinlich entschied man sich damals, die Milchverarbeitung auf der Alp Tamangur Dadora aufzugeben. Seitdem sind deren Gebäude dem Zerfall preisgegeben.

Die Alp Tamangur Dadora liegt auf einer ebenen Fläche südlich des Mot Falain auf 2127 m ü. M. (Abb. 145). Auf der Alp befinden sich drei miteinander verbundene Bauten: ein Mauergeviert, zwei darin integrierte Unterstände und eine Sennerei, die *tea* (Abb. 146 bis Abb. 149). Die Mauer definiert inmitten der Weiden ein Innen und Aussen und bildet einen Hof unter freiem Himmel. Hier wurden die Kühe morgens und abends zum Melken gesammelt. Der Eingang befindet sich auf der Südseite in Richtung Val Bella, der Ausgang nördlich in Richtung S-charl. Ein- und Ausgang wurden mit quer liegenden Holzlatten geschlossen. Das Innere des Pferchs war ganzflächig mit unterschiedlich grossen Bollensteinen gepflästert. In der Nordwestecke des Hofes befand sich eine kleine Krippe, davor ein Bretterboden.

Der nördliche Drittel des Pferches ist mit zwei grossen Dächern überdeckt. Dieser ge-

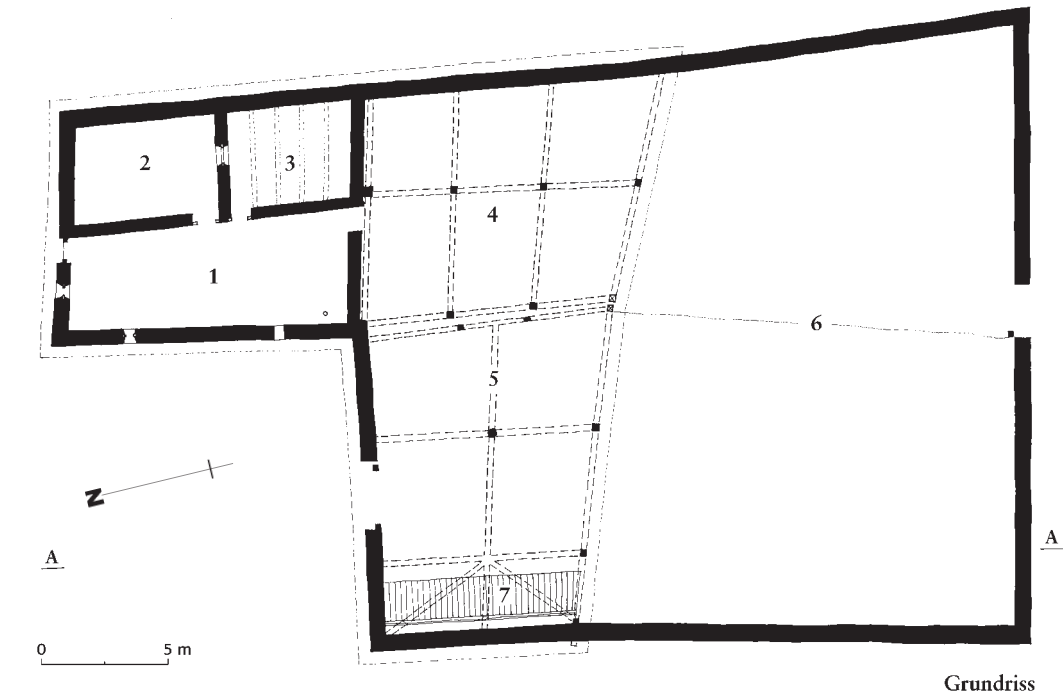
Abb. 145: Alp Tamangur Dadora. Situationsplan (A: ehemaliger Wasserkanal). Mst. 1:2000.



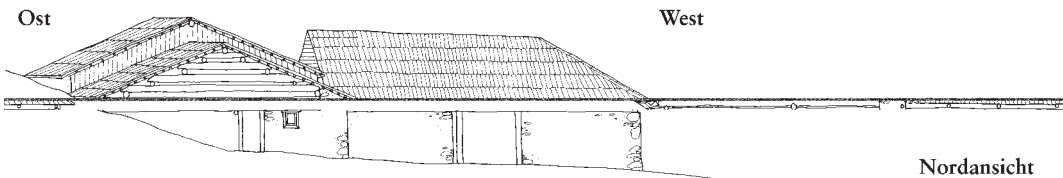
Ausgewählte Alpbauten aus dem Engadin, dem Bergell und dem Misox

Abb. 146: Alp Tamangur Dadora. Grundriss, Nordansicht und Längsschnitt A-A. Mst. 1:300.

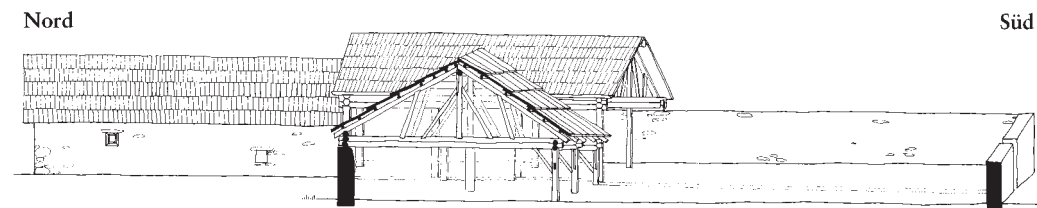
- 1 Sennerei
- 2 Milchkeller
- 3 Käsekeller
- 4/5 Unterstände für das Vieh
- 6 Hof, gepflästert
- 7 Krippe mit Bretterboden



Grundriss



Nordansicht



Längsschnitt A-A

schützte Raum diente den Kühen als Unterstand. Die einfache Holzkonstruktion der Dächer liegt teils auf der Hofmauer, teils wird sie von Holzstützen getragen. Die Mittelstützen sind später eingestellt worden.

Das Satteldach des oberen, bergseitigen Un-

terstandes verläuft parallel zum Hang. Das Dach des annähernd rechtwinklig daran anschliessenden Unterstandes liegt etwas tiefer an und ist an der Stirnseite abgewalmt. Die *tea* ist nördlich in der Verlängerung der bergseitigen Mauer an den überdachten Teil des Hofes angebaut. Sie ist so-

Ausgewählte Alpbauten aus dem Engadin, dem Bergell und dem Misox

Abb. 147: Alp Tamangur Dadora. Südansicht. Im Hintergrund die Unterstände für das Vieh, im Vordergrund noch erkennbar der ehemalige Südeingang des Pferchs.



Abb. 148: Alp Tamangur Dadora. Westansicht. Im Hintergrund das Val Bella und die Bergspitze des San Lorenzo.



wohl von aussen wie auch vom oberen Unterstand aus zugänglich. Die *tea* teilt sich auf in Sennereiraum, Käse- und Milchkeller. In einer Ecke der Sennerei befindet sich die offene Feuerstelle mit dem Turner für den Käsekessel. Über dem Milch- und Käsekeller befanden sich ursprünglich wohl die Schlaflager. Die *tea* ist in Stein und Holz erstellt.

Alle Mauern sind verputzt, die Dächer mit Brettschindeln eingedeckt.

Abb. 149: Blick auf die Dächer der drei Gebäude der Alp Tamangur Dadora. Auf der gegenüberliegenden Talseite die neueren Gebäude der Alp Praditschöl, die heute noch mit Kühen bestossen wird (siehe Pfeil).



Vom Bach des Val Bella wurde über einen heute noch erkennbaren Kanal Wasser bis zur Alp geleitet. Vor dem Eingang des umfriedeten Hofes befand sich eine Tränke für das Vieh, das restliche Wasser wurde hangseitig weiter bis zur Käserei geführt.

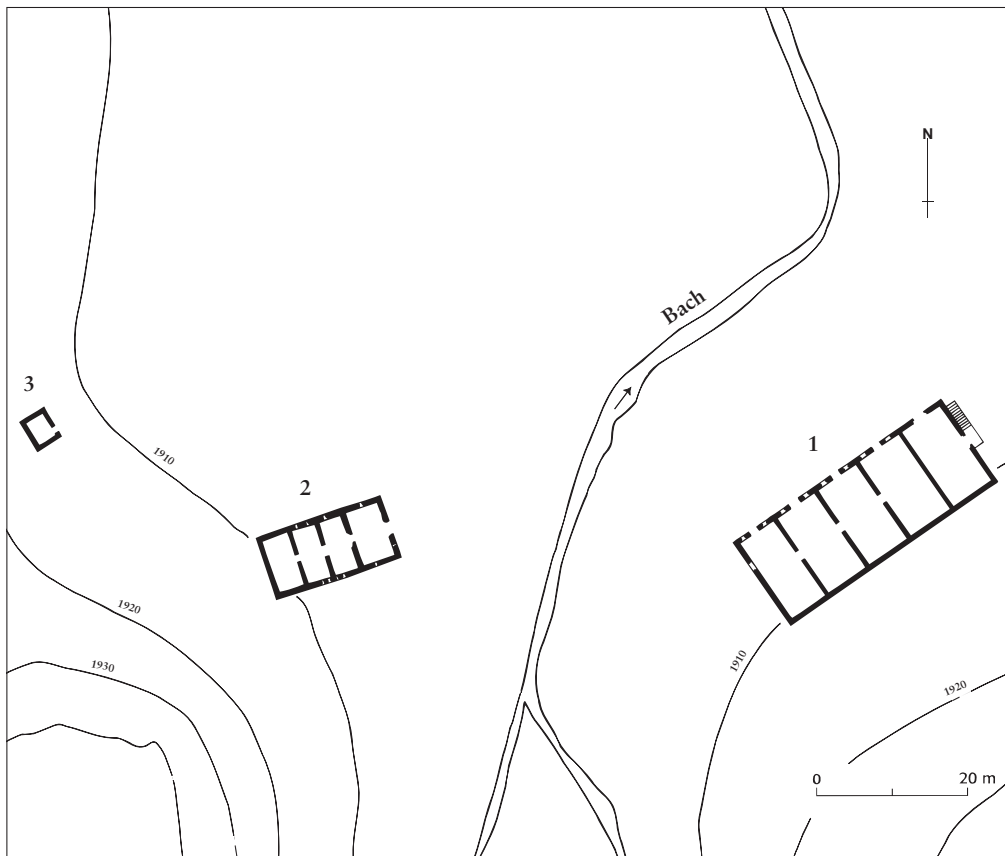
Um einen Notvorrat an Heu zu erhalten, wurden die Wiesen unterhalb der Alp gemäht.

Die Alp Tamangur Dadora mit dem Sennereigebäude und den Viehunterständen stellt eine frühe Form der Genossenschaftsalp mit Stafel dar und bildet die Vorform der später errichteten Alpen mit Sennerei und Stallgebäude. Solche frühen Stafelformen finden sich nur noch selten. Fürs Unterengadin ist als weiteres Beispiel die zu Guarda gehörende Alp Suot zu nennen, die 1997 in Zusammenarbeit mit der Kantonalen Denkmalpflege instand gesetzt worden ist, fürs Münstertal die Alp Cham-patsch der Gemeinde Valchava, die heute im Freilichtmuseum Ballenberg zu besichtigen ist.

Alp da Cavloc

Die Alp da Cavloc der Gemeinde Stampa befindet sich auf 1911 m ü. M. am südlichen Ufer des Läggh da Cavloc im Val Fornò, das vom Malojapass aus erschlossen ist. Auf dieser genossenschaftlich betriebenen Alp stehen heute noch ein grösseres Gebäude mit Stallungen und ein kleinerer Bau, die ehemalige Sennerei (Abb. 150). Nordwestlich der Sennerei sind zudem die Grundmauern eines Nebenbaus zu finden, der einst als Schweine- oder Kleinviehstall gedient hat. Abgegangene kleinere Bauten dürften dieselbe Funktion gehabt haben. Ursprünglich besass die Alp vermutlich weder Stallungen noch Viehunterstände. Seit

Abb. 150: Alp da Cavloc.
Situationsplan. Mst. 1:1000.



- 1 Der um 1900 entstandene Norm-Alpstall
- 2 Die alte Sennerei
- 3 Grundmauern eines ehemaligen Schweine- oder Kleinviehstalls

mehreren Jahren wird die frühere Kuhalp als Ziegen- und Pferdealp genutzt.

Die alte Sennerei

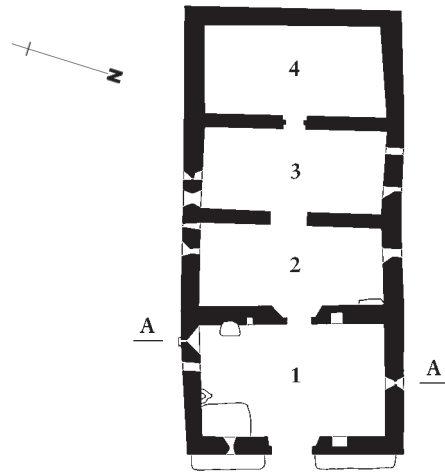
Die alte Sennerei ist nicht mehr in Gebrauch und zerfällt langsam (Abb. 151 bis Abb. 153). Das 8,60 m breite und 18 m lange Gebäude besteht aus vier aneinander gereihten Räumen, von denen die hinteren drei jeweils über den davor liegenden Raum erschlossen sind. Alle Mauern sind aus Bruchsteinen errichtet und verputzt. Das Giebeldach ist mit Granitplatten eingedeckt. Die breite Eingangstüre an der Ostfront führt direkt in den Hauptraum, in

dem die Sennerei eingerichtet ist. In dessen südöstlicher Ecke befindet sich eine Feuerstelle mit den Resten eines Turners für den Käsekessel, daneben eine direkt ins Mauerwerk eingelassene Abtropfplatte für den Käse und ein Ausguss, von wo aus die Schotte direkt in einen aussen liegenden Schweinetrog geleitet werden konnte (Abb. 154). Über der Feuerstelle in der Ostwand hat es eine kleine Rauchöffnung. Westlich an den Sennereiraum ist ein Milchkeller angegliedert, hinter diesem befinden sich zwei Käsekeller. Die Böden von Sennerei und Milchkeller waren ursprünglich mit Steinplatten belegt. An einer Holztüre findet sich die Jahreszahl 1736. Das Erbauungsjahr

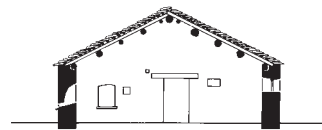
Ausgewählte Alpbauten aus dem Engadin, dem Bergell und dem Misox

Abb. 151: Alp da Cavloc, Alte Sennerei. Grundriss, Querschnitt A-A und Ostansicht. Mst. 1:300.

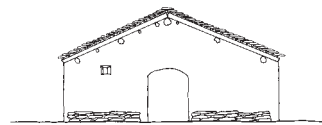
- 1 Sennerei
- 2 Milchkeller
- 3/4 Käsekeller



Grundriss



Querschnitt A-A



Ostansicht

0 5 m

des Gebäudes liegt aber mit grösster Wahrscheinlichkeit weiter zurück.

Auf Initiative von engagierten Bäuerinnen und Bauern wurde letzten Sommer ein Projekt lanciert, das beabsichtigt, die alte Sennerei zu erhalten und für heutige Zwecke nutzbar zu machen. Dabei soll der ehemalige Sennereiraum mit der noch vorhandenen Ausstattung instand gesetzt werden.

Der Stall

Der 13,4 m breite und 33 m lange Stall ist ebenfalls in Bruchsteinmauerwerk errichtet



Abb. 152: Alp da Cavloc, Alte Sennerei. Ansicht von Südosten. Links oberhalb des Eingangstores ist das Rauchloch zu erkennen.



Abb. 153: Alp da Cavloc, Alte Sennerei. Nordansicht. Von den bergseitigen Käsekellern sind nur noch die Mauern vorhanden.



Abb. 154: Alp da Cavloc, Alte Sennerei. Ausguss an der Südfassade, von wo die Schotte direkt in einen aussen liegenden Schweinetrog geleitet wurde.

und verputzt, das Satteldach mit Granitplatten eingedeckt (Abb. 155). Die Anlage ist in fünf gleich grosse Abteile mit jeweils 24 Viehplätzen gegliedert. Beidseits einer jeden Abteiltüre sorgen Öffnungen für die Durchlüftung des Inneren. Die Vorplätze sind sorgfältig mit Rundbollensteinen gepflästert, darin eingelegt sind Kanäle zur Ableitung der Gülle (Abb. 156). Das nordöstlichste Abteil besitzt ein Dachgeschoss, das früher als Heulager gedient hat. Eines der Abteile wird heute als Ziegensennerei und Wohnhaus genutzt.

Das Stallgebäude entstand nach 1893 im Zuge der eidgenössischen und kantonalen Bestrebungen zur Verbesserung der Alpwirtschaft. Diese förderten in erster Linie die bauliche und infrastrukturelle Melioration. Dabei wurde die traditionelle Alparchitektur durch Normbauten abgelöst. Der kantonale Kulturingenieur hielt den Gesuchstellern jeweils vier Alpstalltypen zur Auswahl bereit. Es wurde vermehrt auf hygienische Grundsätze bezüglich Licht-, Luft- und Raumbedarf sowie auf eine zeitgemässe Stallentmistung Wert gelegt. Nahezu alle Alpbauten, die nach 1893 errichtet wurden, entsprechen diesen normierten Entwürfen. Allein in Graubünden sind zwi-



Abb. 155: Alp da Cavloc. Der um 1900 entstandene Norm-Alpstall. Ansicht von Westen.



Abb. 156: Alp da Cavloc, Stallgebäude. Ansicht von Nordwesten. Eingang zu einem der fünf Stallabteile. Neben dem Tor die Luftöffnungen für die Frischluftzufuhr. Der Vorplatz ist mit Rundbollensteinen gepflästert, die zwei Kanäle dienen zur Stallentmistung.

schen 1889 und 1938 485 Objekte nach diesen Grundsätzen erstellt worden.

Die Alpdörfer von Soazza

Die Alpweiden der beiden Täler Mesolcina und Calanca wurden wohl bis ins 19. Jahrhundert von den Bauernfamilien individuell bewirtschaftet. Nach 1800 dürfte diese im südlichen Alpenraum sehr verbreitete Betriebsform zuerst von der Pachtsennerei und im 20. Jahrhundert schliesslich von den Kommunalalpen abgelöst worden sein.

Am längsten, nämlich bis um 1960, hat sich die Individualwirtschaft mit unterem und oberem Stafel in Soazza gehalten (Abb. 157). Die auf 1400 bis 1550 m ü. M. gelegenen unteren Alpdörfer Crasteira, Bec und Pindaira sowie die Oberstafel von Gagela, Lughezzon, Bec Sura und Quarnei, die sich auf einer Höhe von 1720 bis 1920 m ü. M. befinden, setzen sich jeweils aus einzelnen privaten Alphöfen zusammen, die in ihrer Bauart identisch sind.

Die Alphöfe

Diese individuellen Alphöfe umfassen drei Einheiten: einen ebenerdigen Viehstall (*colt*), einen darüber liegenden Mehr-

**Ausgewählte Alpbauten aus
dem Engadin, dem Bergell
und dem Misox**

Abb. 157: Wegverbindungen
zwischen dem Dorf Soazza
und den westlichen Alpen,
der unteren Alpsta-
fel Pindeira und den oberen Alpsta-
feln Lughezzon und Gagela.

zweckraum (*eira*) sowie eine an diesen angegliederte Sennerei (*cassina*) (Abb. 158). Die Höfe sind in Mischbauweise erstellt, ihre Giebeldächer mit Granitplatten eingedeckt. Der First ist jeweils quer zum Hang gerichtet, womit die Frontseite der Gebäude hoch und mächtig erscheint. Dank dieser Stellung der Höfe ist es möglich, sowohl den *colt* als auch die bergseitig gelegene *cassina* ebenerdig zu betreten. Neben zwei Türen und Lüftungsschlitzen gibt es keine Öffnungen. Die nicht unterkellerte und unverputzte *cassina* war Wohn- und Sennraum zugleich. Hier befand sich unterhalb des Firstes an

der bergseitigen Mauer jeweils eine offene Feuerstelle mit einem oder zwei Turnern für die Käsekessel. Einen Rauchfang gab es nicht. Die teils aus Holz erbaute *eira* war nur durch die *cassina* erschlossen. Links oder rechts des Eingangs befand sich eine eingebaute Bettstatt aus Holz, *lec* genannt. Auf der gegenüberliegenden Seite konnte Heu gelagert werden, als Notvorrat bei Kälteeinbrüchen und Schneefall. Aufhängevorrichtungen am Dachgebälk mit in Längsrichtung liegenden Brettern boten zusätzliche Ablageflächen. Entlang der Vorderseite war eine Gebesenbank eingerichtet, die aus zwei Querbalken mit darauf liegen-

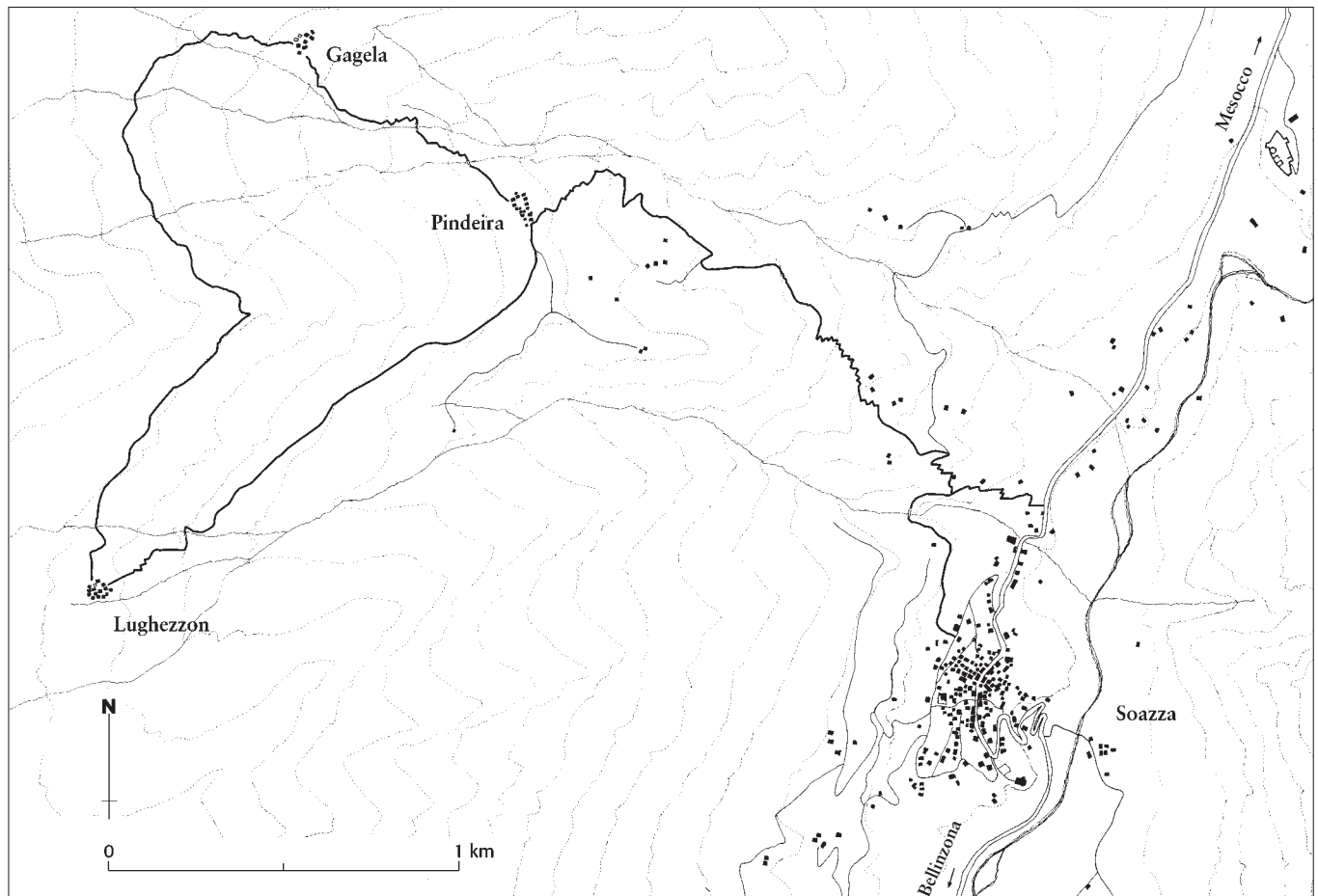


Abb. 159: Alpdörfer von Soazza. Die Luftschlitze in der Giebelfront der Höfe ermöglichen die kühle Lagerung von Butter und Milch.

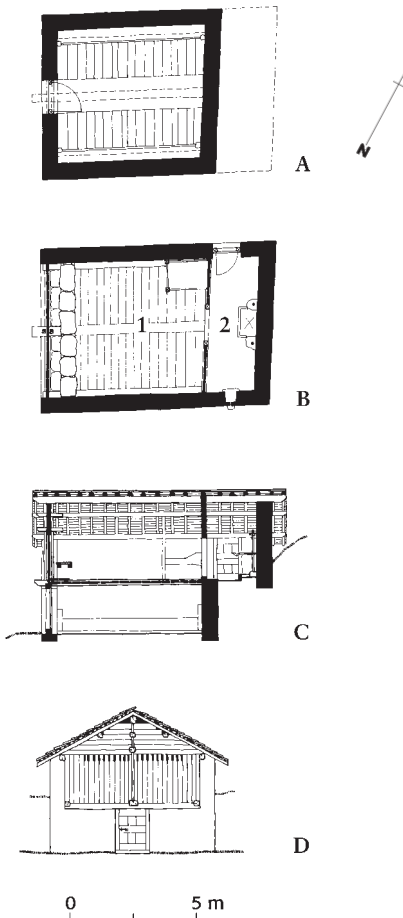


Abb. 158: Alpdörfer von Soazza. Individueller Alphof: A: Grundriss des Stallgeschosses; B: Grundriss des Scheunengeschosses: 1 talseitige *eira* mit Gebesenbank und eingebauter Bettstatt; 2 bergseitige *cassina* mit Feuerstelle; C: Längsschnitt; D: Giebelfront mit Stalleingang. Mst. 1:300.

den Steinplatten bestand. Hier wurde Milch und Butter aufbewahrt. Eine Vielzahl von Luftschlitzen in der als Bohlenkonstruktion erstellten Giebelfront sorgte für die Kühlung der Lebensmittel (Abb. 159). Diese Frischluftzufuhr erlaubte es, auf den Kellerraum zu verzichten. Bei den wenigen ganz in Trockenmauerwerk erstellten Höfen übernehmen jeweils drei grössere Öff-

nungen in der Frontfassade diese Aufgabe. Die Aussenmasse der Alphöfe variieren nur leicht, sie betragen meist 6 m in der Breite und 8 bis 10,50 m in der Länge, wobei die *cassina* jeweils nur etwa ein Viertel der Fläche belegt.

Alp da Pindeira

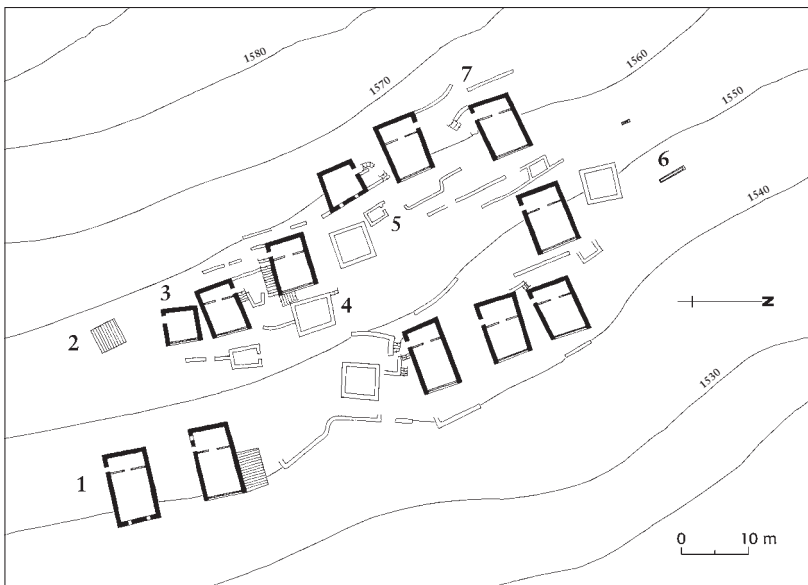
Bei der Alp da Pindeira handelt es sich um eine inmitten einer grösseren Lichtung am Hang gelegene Ansammlung von Einzelhöfen fast 1000 Höhenmeter oberhalb Soazza auf 1534 m ü. M. (Abb. 160 und Abb. 161). Wegen der ausserordentlichen Steilheit des Hanges wurden die einzelnen Gebäude in zwei hintereinander liegenden Reihen erstellt. Am nördlichen Ende der kleinen Siedlung sind zwischen diese beiden Reihen zwei Höfe eingeschoben. Sie bilden einen Abschluss des Zwischenraumes und lassen trotz der Steigung zwischen den Häuserreihen einen Innenraum entstehen. Dessen ursprüngliche Gestalt kann anhand der noch zu erkennenden Stützmauern und Stufentritte erahnt werden. Um das Kleinvieh von den Dächern fernzuhalten, wurden diese dort, wo sie an den Berg stossen, mit Mauern versehen. Die Alp war über einen im Wald nördlich der Lichtung gelegenen Kanal mit Wasser versorgt.

Ausgewählte Alpbauten aus dem Engadin, dem Bergell und dem Misox



Abb. 160: Alp da Pindeira. Luftaufnahme aus dem Jahre 1983. Ansicht von Osten.

Abb. 161: Alp da Pindeira. Situationsplan, Scheunengeschoss. Mst. 1:800.



- | | |
|--|------------------------|
| 1 Bestehende Alphöfe mit <i>cassina</i> und <i>eira</i> | 5 Kleinere Nebenbauten |
| 2 Käsekeller | 6 Tränke |
| 3 Bestehende Alphöfe ohne <i>cassina</i> und Feuerstelle | 7 Stützmauern |
| 4 Ehemalige Alphöfe mit noch erkennbarem Stall | |

Die Einzelsennereien wurden früher vornehmlich von Frauen und Kindern betrieben, die im Frühjahr mit dem Vieh von Soazza aus den steilen Weg hinaufstiegen und hier die erste Hälfte des Sommers verbrachten. Einmal die Woche kehrten sie zum Besuch der Messe nach Soazza zurück. Im Spätsommer bezogen sie mit ihren Tieren die oberen Alpstafel Lughezzon und Gagela. Waren die Weiden dort abgegrast, stiegen sie wieder nach Pindeira hinunter, wo sie vor der Rückkehr ins Dorf nochmals einige Wochen zubrachten. So war eine optimale Nutzung der Weiden gewährleistet.

Heute sind in Pindeira noch 17 Höfe und einige kleinere Nebenbauten für Kleinvieh zu erkennen. Von vier Höfen sowie von den meisten Nebenbauten haben sich nur noch die Grundmauern erhalten. Die restlichen Höfe wurden teils instand gesetzt, teils befinden sie sich in einem sehr schlechten Zustand.

Einige Höfe weisen in der *cassina* an der Wand gegenüber der Eingangstüre noch eine Ablagefläche mit Ausguss auf. Bei zwei in den Abmessungen etwas kleineren Höfen (zirka 5,50 x 5,50 m) fehlt die *cassina* mit Feuerstelle. Hier ist die *eira* über dem Viehstall seitlich von aussen erschlossen. Zwei Höfe und ein einräumiger Käsekeller bestehen gänzlich aus Bruchsteinmauerwerk, bei den restlichen Höfen ist der obere Teil der Giebelfront aus Holzbohlen konstruiert.

An einem der Höfe ist im Gebälk die Jahreszahl 1778 angebracht, an einem anderen findet man die Jahreszahl von 1801.

Vor den meisten Viehställen erkennt man noch eine kleine ebene Fläche für die Mistablage. Wahrscheinlich wurde der Mist zuweilen mit Wasser vermischt und zur Dün-

gung der nah gelegenen Wiesen unterhalb des Alpstafels verwendet.

Alp da Lughezzon

Der obere Alpstafel Lughezzon befindet sich auf einem kleinen Plateau oberhalb der Waldgrenze in 1920 m Höhe. Die Höfe liegen recht eng beieinander und vermitteln den Eindruck einer geschlossenen Siedlung mit engen Gassen (Abb. 162). Die geringen Höhenunterschiede werden durch einzelne Stufen und Steintreppen überwunden. Von den 1946 noch vorhandenen acht Höfen haben sich bis heute nur mehr drei erhalten. Daneben gibt es noch einen Käsekeller. Von den übrigen Gebäuden stehen heute nur noch die Grundmauern (Abb. 163). Insgesamt lassen sich 15 Grundrisse erkennen. In Grösse und Form entsprechen die Höfe in etwa denen von Pindeira. Auch hier weisen ein paar wenige Bauten kleinere Abmessungen auf. Dabei dürfte es sich entweder um Höfe ohne *cassina* oder um Kleinviehställe handeln. Zwei der instand gesetzten Höfe und der Käsekeller sind ganz aus Bruchsteinen erstellt, der dritte Hof weist eine Giebelfront aus Holzbohlen auf (Abb. 164). Bei einem der Höfe ist die Jahreszahl 1884 angebracht. Wahrscheinlich wurden auch hier die Hänge unterhalb der Alpstafel gedüngt und gemäht.

Alp da Gagela

Der obere Alpstafel Gagela liegt knapp über der Waldgrenze auf 1864 m ü. M. Gagela ist direkt von Pindeira her erschlossen und durch einen Höhenweg mit Lughezzon verbunden. Die Alphöfe sind geschickt auf eine kleine, nahezu ebene Terrasse gebettet, die über einem steilen Abhang thront

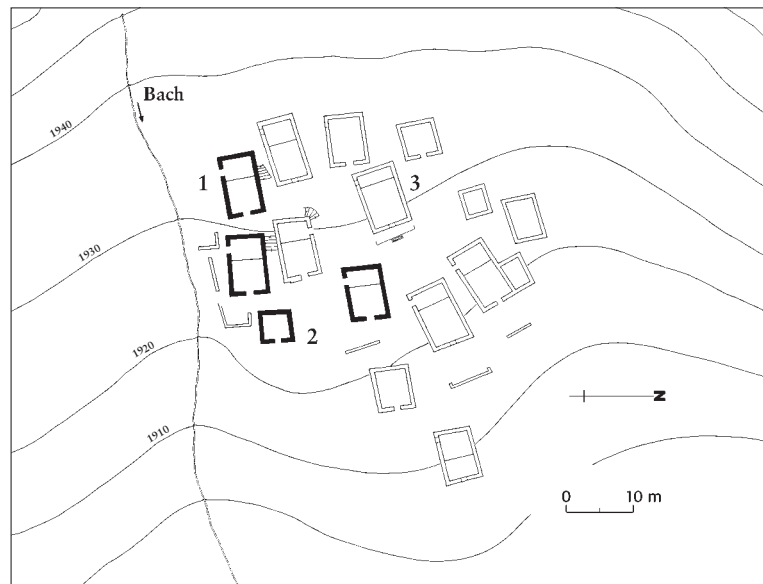


Abb. 162: Alp da Lughezzon. Situationsplan. Scheunengeschoss. Mst. 1:800.

- 1 Bestehende Alphöfe
- 2 Käsekeller
- 3 Grundmauern der ehemaligen Alphöfe



Abb. 163: Die noch erhaltenen Gebäude auf der Alp da Lughezzon. Ansicht von Norden.



Abb. 164: Alp da Lughezzon. Die zwei vorderen Höfe mit bergseitigem Eingang zur *cassina* und talseitigem Stall- sowie Käsekeller-Eingang sind ganz in Trockenmauerwerk erstellt. Ansicht von Südosten.

**Ausgewählte Alpbauten aus
dem Engadin, dem Bergell
und dem Misox**

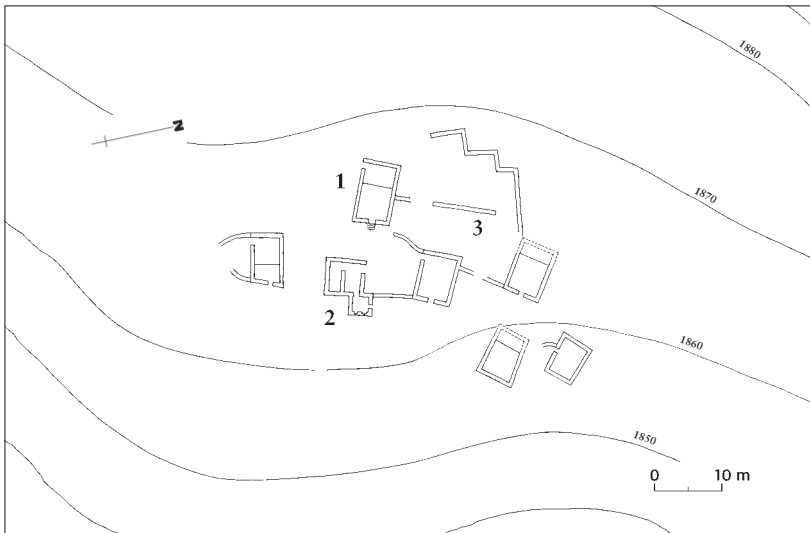


Abb. 165: Alp da Gagela.
Situationsplan. Mst. 1:800.

- 1 Grundmauern der ehemaligen Alphöfe
- 2 Grundmauern eines mehrräumigen Gebäudes
- 3 Trenn- und Stützmauern

(Abb. 165). Heute sind von den ursprünglich etwa acht Bauten der Alp noch sechs Hofgrundrisse und die Reste eines etwas grösseren, mehrräumigen und teils zwei-stöckigen Gebäudes zu erkennen. Bei letzterem könnte es sich um einen Gemeinschaftsbau handeln. Sein Eingangsraum erschliesst zwei weitere Räume. Einen davon erreicht man durch eine Bogentüre, zu der einige Stufentritte hinunterführen. Drei auf gleicher Höhe befindliche Scharfen bringen Licht ins Innere. Im Vergleich zu Lughez-zon sind die Abstände zwischen den einzelnen Höfen in Gagela grösser, was wohl damit zusammenhängt, dass die ebene Fläche und damit auch der Platz hier etwas weiter

Abb. 166: Die Ruinen der oberen Alpstafel Gagela. Ansicht von Südwesten.



war. Einige Höfe sind durch Mauern aus Bruchsteinen miteinander verbunden. Diese scheinen ein Wegnetz sowie abgetrennte Freiflächen zur Haltung von Kleinvieh oder kranken Tieren nachzuzeichnen.

Bereits 1946 waren hier nur noch Ruinen aufzufinden, was darauf hinweist, dass die Höfe von Gagela zu einem früheren Zeitpunkt verlassen worden sind als diejenigen von Lughezzon (Abb. 166).

Wegnetze

Nicht nur die Alpstafel weisen auf ein ehemals reges Sommerleben in der Höhe hin, sondern auch die heute teils eingewachsenen, in sehr sorgfältigem Trockenmauerwerk errichteten und in Stein gehauenen Wege. Es sind immer wieder - und zwar bis hinauf nach Lughezzon und Gagela - gepflästerte Wegabschnitte zu erkennen. Manchmal sind in den Fels gehauene Stufentritte zu finden, manchmal mit Steinplatten ausgelegte Treppen (Abb. 167).

Heuberge

In abgelegenen oder höher gelegenen Gebieten von Soazza wurden zur Heulagerung Scheunen ohne Stallteil errichtet, was in den italienisch-sprachigen Tälern Graubündens im Gegensatz zu anderen Gegenden des Kantons selten ist. Ein Beispiel für einen solchen Heuberg ist Monte Gorgin südlich von Pindeira. Hier stehen noch zwei Scheunen, in denen das Heu der oberen, heute stark zugewachsenen Hänge beidseits der Krete zwischengelagert werden konnte. Im Winter wurde das Heu ins Tal hinuntergeführt, im 20. Jahrhundert gar an einem fest installierten Stahlseil bis nach Soazza hinuntergelassen. Beide Scheunen sind in



Abb. 167: Eingewachsener Wegabschnitt zwischen Pindeira und Gagela.

der Art der Alphöfe von Pindeira errichtet. Sie bestehen jeweils aus einem einzigen Raum. Die eine Scheune ist ganz in Trockenmauerwerk errichtet und mit einem Fussboden aus Steinplatten versehen, die andere weist eine Giebelfront aus Holz und einen vom Erdreich abgehobenen Bretterboden auf.

Historische Plätze zwischen Erhaltung und Gestaltung

Marc Antoni Nay

Im Bewusstsein der örtlichen Bevölkerung ist die Bedeutung historischer Plätze sehr stark verankert. Jeder Mensch verbindet mit den Plätzen der Umgebung, in der er aufgewachsen ist, eine Vielzahl von individuellen Erlebnissen. Er schätzt sie und erinnert sich an sie, wenn er an die Orte seiner Kindheit zurückkehrt. Aber die historischen Plätze haben auch über die Zeitspanne eines Menschenlebens hinaus Erinnerungswert. Wenn sie erhalten und mit Bedacht den neuen Ansprüchen angepasst werden, können sie in Zeiten der Kurzlebigkeit und Unsicherheit Konstanten bilden und Identität stiften.

Historische Plätze mit öffentlichem Charakter - und auf diese möchte sich die folgende Untersuchung beschränken - sind "zur allgemeinen Nutzung bestimmte, bege- und befahrbare, durch Verkehrswege erschlossene freie Flächen innerhalb eines grösseren bebauten Gebietes"⁹². Bezüglich ihrer Bedeutung für die Siedlung lassen sie sich in eine Bandbreite einordnen, welche von der Zentrumsfunktion über den Quartierplatz bis zum als Platz genutzten Reserveraum an der Peripherie reicht (Abb.

Abb. 168: Der Kornplatz in Chur in seiner Funktion als Marktplatz um 1920. Entlang der südlichen Bebauung eine Fahrbahn mit unterschiedlichen Pflästerungen. Die 1827/28 erbauten städtischen Wachtstuben links und das Kaufhaus im Hintergrund deuten auf eine gewisse Zentrumsfunktion hin.



168). Meist nimmt der Nutzungsdruck vom Zentrum zur Peripherie hin deutlich ab. Parallel dazu verringert sich die Anzahl der Menschen, die dem Platz auf die eine oder andere Weise eine Bedeutung zumessen.

Die Platztypen lassen sich im weiteren bezüglich ihrer Wechselbeziehung zu der sie umgebenden Bebauung differenzieren. Die Bezeichnung "Vorplatz" gibt eine Abhängigkeit zu einem öffentlichen oder privaten Gebäude wieder, sei es nun zu einer Kirche, einem Rathaus, einem Schloss, einem Patrizierhaus oder - dann meist allein erschliessungstechnisch motiviert - zu einem gewöhnlichen Wohnbau (Abb. 169). Bei vielen Plätzen ist allerdings eine Abhängigkeit in umgekehrter Richtung festzustellen. So drängen sich beispielsweise Geschäftshäuser um einen Platz, weil dieser das ökonomische Zentrum eines Dorfes, einer Stadt oder einer Region geworden ist. Die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Motive, die dahinter stehen, können hier nicht weiter erläutert werden. Es sei aber darauf hingewiesen, dass die Konzentration repräsentativer Bauten an Platzräumen im Zentrum - nicht nur in Graubünden - die Struktur vieler Siedlungen prägt.

In einem ersten Schritt sollen nun Aspekte der Erhaltung bzw. der Instandsetzung historischer Plätze behandelt, in einem zweiten soll deren Nutzung problematisiert werden. Daran anschliessend werden Bezüge zwischen Erhaltung und Nutzung aufgezeigt und verschiedene Lösungsvarianten zum Umgang mit historischen Plätzen vorgestellt.

Denkmalpflegerisch relevante Elemente historischer Plätze sind deren Boden, ihre Möblierung, die in der Regel sehr zurück-

haltend ist und sich meist auf einen Brunnen und allenfalls einige wenige Sitzgelegenheiten beschränkt, sowie die sie begrenzenden Bauten. Letztere sind, sofern es sich um überlieferungswürdige Zeugen vergangener Epochen handelt, selbstverständlich auch für sich genommen Objekte denkmalpflegerischer Betrachtungs- und auch Behandlungsweise.

In ländlichen Gebieten bestand die Unterlage historischer Plätze zumeist lediglich aus gestampfter Erde. In den Dörfern Graubündens finden wir derart gestaltete Plätze zuweilen noch, ihre Zahl nimmt aber stetig ab. Eine zweite, städtischer anmutende Art der Gestaltung des Bodens ist die in Sand oder ins Erdreich gesetzte Pflasterung, wobei zwischen Bollen-, Schroppen- und Würfelpflasterung unterschieden werden kann⁹². Bei kleineren Vorplätzen mit besonderer Bedeutung finden sich auch Bedeckungen mit Steinplatten.

Damit erschöpft sich im Grunde genommen das Repertoire historischer Unterlagen bereits. Mit Beginn der Moderne kommen Betonböden und Verbundsteine dazu. Der wenig später aufkommende Asphalt macht heute den Einheitsbelag der Mehrzahl der Plätze Graubündens aus. In neuerer Zeit gelangt öfters - als Kompromiss zwischen alter Behaglichkeit und neuen Komfortansprüchen gedacht - eine in zementhaltigen Mörtel gesetzte Würfelpflasterung zur Anwendung.

Der Bezug zum Boden bzw. zum Erdreich erscheint für die Authentizität eines Platzes auf den ersten Blick gering oder sogar vernachlässigbar. Es gibt aber eine Differenz zwischen einem Platz mit "Bodenkontakt" und einem solchen auf der Abdeckung eines Parkhauses, aber auch zwischen einer in Sand und einer in Zementmörtel gesetzten



Abb. 169: Der Kirchenvorplatz in Mon ist ganz auf die Eingangsfassade der Pfarrkirche, eines barocken Baus des Misoxers Giulio Rigaja von 1648, ausgerichtet. Vor wenigen Jahren wurde das aus derselben Epoche stammende Pfarrhaus an der Nordseite restauriert und die Pflasterung instand gesetzt.

Pflasterung. Jeder spürt den Qualitätsunterschied, wenn er in Chur vom Arcas (Parkhausbedeckung) zum Martinsplatz (Zementmörtel-Pflasterung) und von dort auf die in den Sand gesetzten Pflastersteine der Kirchgasse (historisch) oder des Majoranplatzes (neu angelegt) wechselt (Abb. 170 und Abb. 171). Der Unterschied ist sowohl optisch, akustisch als auch über den "Tastsinn" der Füße deutlich spürbar. Zur Begründung der Qualität von naturnahen, historischen Bodenbedeckungen können im optischen und im akustischen Bereich die betreffenden Disziplinen der Wis-

92 Glossarium Artis, Bd. 9 (Städte, Villes, Towns), München [u. a.], 1987. S. 75. Am angegebenen Ort S. 75-116 die ev. in vorliegendem Aufsatz erwartete Differenzierung nach formalen Kriterien.

93 Für Pflasterungen im allgemeinen vgl.: NAY MARC A. (Bearb.): Steinpflasterungen in Graubünden (Separatdruck aus dem Bündner Jahrbuch 1997 & 1998); Bezugsquelle: Kantonale Denkmalpflege Graubünden, Löestrasse 14, 7001 Chur. Für die unterschiedlichen Pflasterungsarten siehe daselbst insbesondere den Aufsatz von MATTLI PETER: Pflasterungskonzept - Fallbeispiel Soazza, S. 25-30; bes. S. 27f.

Historische Plätze zwischen Erhaltung und Gestaltung

Abb. 170: Die ins Sandbett gelegten Steine der Kirchgas-
se (links) und die mit Zementmörtel fixierte Pflä-
sterng des Martinsplatzes
(rechts) in Chur im Vergleich..



senschaft beigezogen werden. Erklärungs-
versuche für die mit den Füßen spürbaren
Differenzen aber gleiten meist rasch ins
Metaphysische ab. Schnell ist die Rede von
Erdstrahlen, Energieströmen und dem ural-
ten, geheimnisvollen Wissen um die Wir-
kung des direkten Bodenkontaktes: “Den
Segen der Erdkraft durch Anrühren lässt
man nicht nur Kindern zukommen, son-
dern jedem hilfsbedürftigen Menschen,
Tier, ja auch leblosen Gegenständen”⁹⁴.

Abb. 171: Ausschnitt der
1998 wiederhergestellten, in
den Sand gesetzten Pflä-
sterng auf dem Majoranplatz
und in der Paradiesgasse in
Chur.

Dass die Unterlage einen Einfluss auf das
Wohlbefinden der Menschen hat, lässt sich
- wenigstens bei einer ausgiebigen Wande-
rung oder auch beim Dauerlauf - relativ
leicht feststellen. Der menschliche Fortbe-



wegungsapparat und insbesondere seine
Gelenke werden auf Erdreich weniger bela-
stet als auf einem Teerbelag. Eine unregel-
mässige Oberfläche wirkt zudem wie eine
Fussmassage, gibt mit jedem Schritt verän-
derte Informationen an den Tastsinn weiter,
währenddem eine homogene Bodenbedek-
kung immerzu dieselben eintönigen Signale
aussendet.

Ähnlich verhält es sich im optischen und im
akustischen Bereich, so dass man zusam-
menfassend festhalten kann, dass die histo-
rischen Bodenbedeckungen von Auge, Ohr
und Tastsinn differenzierter wahrgenom-
men werden als die neueren Bodenbede-
ckungen auf der Basis von Beton und As-
phalt. Sie werden als abwechslungsreicher
und deshalb auch als anregender empfunden.

Es bleibt die Frage offen, ob für den nur
teilweise gebannten Erdgrund, der diese
Fülle an sinnlichen Erfahrungen erst er-
möglicht, in der gegenwärtigen Kultur der
Aussenraumgestaltung ein Platz vorhanden
ist. Die Tendenz in der Kantonshauptstadt
Chur zeigt jedenfalls in eine positive Rich-
tung. Seit kurzer Zeit werden Pflästerungen
wieder - wie es der Tradition entspricht - im
Sandbett verlegt.

Ähnlich wie bei der Bodenbedeckung ver-
hält es sich bei den Bauten, deren Fassaden
den Platzraum begrenzen, wobei sich hier
die Gewichte vom Tastsinn weg in Rich-
tung optischen Bereich verschieben. Für die
Wirkung des Platzes ist es wichtig, ob diese
Fassaden authentisch sind oder lediglich
Kulissen bilden, welche Geschichtlichkeit
vortäuschen. Die Wirkung der Fassaden
wiederum steht in starker Wechselbezie-
hung zur Bodenbedeckung. Wenn der Platz
mit einem Asphaltbelag versehen ist, ist es
schwierig, die Authentizität der Fassaden

zu erkennen. Sobald die Platzoberfläche aber lediglich aus gestampftem Boden oder einer Pflasterung im Sandbett besteht, treten die Unterschiede zwischen echten und imitierenden Fassaden relativ klar hervor. Ohne den historischen Bodenbelag fehlt der echten Fassade ein wichtiger Bezugspunkt.

Für die Erhaltung und Wiederherstellung historischer Plätze darf man - neben den oben erwähnten Argumenten - den Aspekt der Nutzung nicht ausser acht lassen. Charakteristisch für historische Plätze öffentlichen Charakters ist die - im Vergleich zum Strassenzug - meist bedeutend höhere Anzahl von Funktionen. Die Multifunktionalität weist allerdings je nach Platz unterschiedliche Grade auf. Zudem beanspruchen die einzelnen Funktionen den Platz - sowohl in räumlicher wie auch in zeitlicher Hinsicht - in unterschiedlicher Intensität. Plätze waren Treffpunkt, Verkehrsknotenpunkt, Viehtränke, Spielplatz, Versammlungs- und Marktplatz. Sie dienten der Meinungsbildung und dem Nachrichtenaustausch, bildeten die Bühne für Festakte und Ehrungen, den Rahmen für Feiern religiösen und weltlichen Inhalts. Einen Platz, der all diese Funktionen besitzt, wird man selten antreffen, aber die Überlagerung verschiedener Nutzungen scheint ein gemeinsamer Nenner aller historischer Plätze zu sein.

Die Funktionen der öffentlichen Plätze haben sich im Laufe der Zeit reduziert, allerdings nicht kontinuierlich, sondern schubweise. Die verdrängten Funktionen erhielten andere Orte zugewiesen: Die Märkte wurden - nun oft als Supermärkte bezeichnet - ins Neubaugebiet verlagert, Versammlungen, Feste und Konzerte verlegte man in Gemeindesäle und Mehrzweckhallen, die



bezüglich der Vielzahl von Funktionen am ehesten noch mit einem Platz vergleichbar sind. Für die Kinder wurden Spielplätze errichtet. Meinungsbildung und Nachrichtenaustausch erfolgen über Zeitung, Telefon, Radio, Fernsehen, neuerdings auch über die verschiedenen Dienste des Internets. Dank Wasserleitungen kann das Vieh im Stall getränkt werden. Neben Turnhalle, Fussball-, Tennis- und Golfplatz konkurrieren all diese neu geschaffenen Örtlichkeiten - ausser dem Stall selbstverständlich - den öffentlichen Platz zudem als Treffpunkte, die für gesellschaftliche Kontakte unterschiedlichster Art das angemessene Ambiente schaffen. Dieses ging dem Platz im Zuge der Entwicklung verloren (Abb. 172)⁹⁵.

Den grössten Einfluss auf diese Reduktion hatte wohl die Verbreitung des Automobils, die eine Beschleunigung des Verkehrs mit sich brachte und eine Differenzierung zwischen Fussgänger- und Fahrbereich erzwang. Je schneller der Verkehr über den Platz zirkulierte, desto weniger Funktionen

Abb. 172: Der Kornplatz (vgl. Abb. 168) hat sich zum Parkplatz gewandelt. Postkarte kurz nach 1960.

94 FRIEDBERG EMIL: Aus deutschen Bussbüchern. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte, Halle, 1868, S. 75. Für dieses und eine Vielzahl weiterer Beispiele vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. II., Berlin, Leipzig, 1929, S. 895-907.

95 Bezeichnenderweise hat die im wesentlichen autofreie Lagunenstadt Venedig eine Vielzahl historischer Plätze (und Gassen) in oft beinahe ursprünglicher Multifunktionalität *und* den Ruf, ein aussergewöhnliches Ambiente zu besitzen.



Abb. 173: Ausschnitt des Platzes von Bügl suot in S-chanf im Engadin, das seit 1984 vom Durchgangsverkehr befreit ist. Typische Merkmale: die erhaltene, historische Bol-lenpflasterung, der Brunnen und die Orientierung der Stufenfenster sämtlicher Wohnbauten auf den Platz hin.

blieben ihm. Der Platz verlor so seine Multifunktionalität.

Unter den verschiedenartigen Prozessen der Differenzierung der Örtlichkeiten, die die zunehmende Aufspaltung und Individualisierung der Gesellschaft nicht nur abbilden, sondern auch förderten, sind aber auch die Bemühungen einzuordnen, die Verkehrsströme zu entflechten: Die grossen Verkehrsknotenpunkte wurden ins Gebiet vor der Stadt verlagert. Es entstanden Dorfumfahrungen und Fussgängerzonen. Durch diese Massnahmen wurden die Plätze, die all ihre historischen Funktionen bis auf diejenige des Verkehrsknotenpunktes längst verloren hatten, wieder frei für andere Funktionen.

Den Eigentümern der historischen Plätze, meist Gemeinden und Städte, stellt sich nun das Problem, dass die Befreiung vom schnellen Verkehr noch nicht die Wiederherstellung des Platzes in seinen vielfältigen Funktionen bedeutet. Dafür sind neben den denkmalpflegerischen Massnahmen, welche der Oberfläche und den Fassaden ihre verlorene Authentizität zurückzugeben ver-

suchen, wiederbelebte oder neue Funktionen notwendig, welche sich zur charakteristischen Multifunktionalität eines Platzes ergänzen.

Hier interessieren nun Bezüge zwischen den neuen Nutzungen und der Bewahrung und Wiederherstellung historischer Elemente. Einmal schafft eine Rückführung ein angemessenes, stimmungsvolles Ambiente, das für einen Treffpunkt - nicht nur in unserer Zeit - eine elementare Eigenschaft darstellt. Wenn ein verkehrsberuhigter Platz wieder zum Treffpunkt wird, bedeutet dies eine Steigerung der Lebensqualität für das Quartier, manchmal für die ganze Gemeinde oder gar die Region. Im weiteren bildet die Erhaltung oder Wiederherstellung einer historischen Bodenbedeckung zumeist eine Massnahme zur Verkehrsberuhigung und schafft dadurch Raum und Zeit für weitere Nutzungen (Abb. 173).

Die hier präsentierten Lösungsmöglichkeiten für den erhaltenden und damit primären denkmalpflegerischen Aspekt sind allesamt in der Praxis erprobt. Sie unterscheiden sich untereinander lediglich graduell. Materiell zielen sie alle auf eine Erhaltung bzw. Instandsetzung oder auch Wiederherstellung des historischen Platzes.

Eine Minimallösung ist es, lediglich die Oberfläche des Platzes zu behandeln. Die angrenzenden Bauten sind meistens in privatem Besitz, so dass eine Gemeinde oft keine Auflagen für die den Platz umgebenden Bauten machen kann oder will. Die Schwäche dieser Lösung ist, dass nur ein Element des Platzes behandelt wird (Abb. 174). Diese Minimallösung ist der gutgemeinten, aber immer banalisierenden und manchmal beinahe zwanghaft touristisch erscheinenden Übermöblierung der Plätze vorzuziehen. Vor allem die öfters anzutref-



Abb. 174: Die Abbildung illustriert zwei Aspekte: einerseits, in welchem Masse die Minimallösung ›Oberflächen‹ von der Behandlung der Randbebauung des Platzes abhängig ist; andererseits, wie wichtig der Einbezug der angrenzenden Strassenräume ins Konzept ist. Im Falle dieser Neugestaltung eines Platzes in Bivio wurde der Übergang zur bestehenden Pflasterung über die Bogen der neuen Steine hergestellt. In einem kleinen Streifen führt die Würfelpflasterung weiter in die angrenzende Gasse.

fenden, zentnerschweren Blumentröge rauben dem Platz die Weite und/oder den Zusammenhang und verwischen die fein abgestufte Hierarchie der Dekoration, so dass es ab und zu scheint, als hätte jemand einen roten Farbtupf auf die zarten Farben eines sorgfältig nuancierten Aquarells gegossen. Massnahmen, die ‐kübelweise‐ Natur in die Siedlung tragen, scheinen Kompensationsakte zu sein; unbewusste Bemühungen, Ersatz für den gewachsenen Boden zu schaffen, der - durch homogenisierende Trennschichten wie Asphalt und Beton zugedeckt - wiederum unbewusst vermisst wird. Ein besseres Resultat als bei der Minimalvariante wird erreicht, wenn die den Platz umgebenden Bauten ins Konzept der Platzgestaltung einbezogen werden. Sie können durch die Ortsplanung geschützt werden. Dies ist zwar noch keine Qualitätsgarantie, was die Ausführung der erhaltenden Massnahmen an Einzelbauten betrifft, aber die Struktur der den Platz umrandenden Bauten - für deren Erhaltung ein öffentliches Interesse kaum abgesprochen werden kann - ist damit zumeist gesichert.

Ein sehr gutes Resultat wird erreicht, wenn sowohl die Platzoberfläche als auch die angrenzenden Bauten - möglichst vollständig - nach denkmalpflegerischen Grundsätzen erhalten werden (Abb. 175)⁹⁶. Das Ergebnis ist ein authentisches, uneinheitlich-einheitliches Bild, bei dem neben dem Auge auch das Ohr und der Tastsinn auf ihre Rechnung kommen.



Abb. 175: Fast sämtliche Bauten, welche die Piazza comunale von Poschiavo umrahmen, wurden nach denkmalpflegerischen Grundsätzen restauriert und instand gestellt.

⁹⁶ Vgl. dazu GIANOLI PROSPERO, Dorfplatz und Hauptstrasse in Poschiavo - ein öffentlicher Raum, in: Bündner Jahrbuch 2000, S. 149-153.

Als eine Maximallösung im Bereich der Oberflächen kann ein Bodenbelagskonzept für die ganze Siedlung gelten⁹⁷. Plätze sind ja bloss Teil eines übergeordneten Ganzen und in ihrer Wirkung von diesem abhängig. Wenn diese Massnahmen, die im wesentlichen den öffentlichen Grund und Boden betreffen, noch gepaart sind mit dem Willen der privaten (und der öffentlichen) Eigentümerschaft, die Bauten zu erhalten, materialgerecht instand zu setzen und die neuen Elemente in zeitgemässer Architektur auszuführen, dann ist der Ort ein sicherer Kandidat für den Wakker-Preis, der nota bene 1998 an die Lugnezer Gemeinde Vrin verliehen worden ist.

In der Praxis der Denkmalpflege gibt es eine Vielzahl von Lösungen, die in der oben beschriebenen Bandbreite angesiedelt sind. Jede ist aber das Resultat einer eingehenden Analyse des Bestehenden und - gezwungenermassen - dem Spielraum zwischen Möglichkeiten und Realitäten angepasst. Denn bei den Platzgestaltungen spielen die zukünftigen Funktionen selbstverständlich in die Erhaltungsmassnahmen hinein. Oft

scheinen sie denkmalpflegerischen Zielen entgegengesetzt zu sein, aber Entwicklung und Erhaltung lassen sich vereinbaren, wenn man beide als gleichwertige Elemente auffasst und sich über die (ursprünglich bestehende) Multifunktionalität als anzustrebende Eigenschaft eines Platzes einig ist.

Die einzige neue Funktion, die sich heute - ohne grosses Zutun - auf allen Plätzen verbreitet hat, ist diejenige der Gaststätten. Früher arbeitete man draussen und ass und trank drinnen, in der Gaststube. Heute hält sich die Mehrheit der Bevölkerung während der Arbeitszeit in geschlossenen Räumen auf und das Bedürfnis, sich in einer "Gartenwirtschaft" an Speis und Trank zu erlaben, hat sich deshalb stark vergrössert. Die Betriebszeiten für Gartenwirtschaften sind in unseren Breitengraden allerdings beschränkt, und die Eigentümer der Plätze - Gemeinden und Städte, bzw. deren Institutionen - werden nicht darum herumkommen, die Funktion eines "Animators" zu übernehmen oder zu delegieren. Die Denkmalpflege ist bereit, das ihre beizutragen, wenn es darum geht, einen Platz in baulicher Hinsicht dem Menschen angemessener zu machen, unter Berücksichtigung - und das sei hier betont - eines passenden und entwicklungsorientierten Nutzungskonzeptes.

Als Beispiel dafür, wie man Erhaltung und Entwicklung verbinden kann, möchte ich das Dörfchen Ullastret in Nordspanien anführen. Es liegt in einer Hügellandschaft unweit der Stadt Figueras und besitzt einen Siedlungskern, dessen Oberflächen in den Jahren 1982 bis 1985 unter der Leitung des namhaften spanischen Architekten José Luis Mateo wiederhergestellt, bzw. neu gestaltet wurden⁹⁸. Mateo versuchte, in einer

Abb. 176: José Luis Mateo unterlegt den mittelalterlichen Häusern von Ullastret (Katalonien) mit ihrer nackt anmutenden Unvollkommenheit eine Geometrie, welche die Kontraste zwischen alten und neuen Oberflächen in spannungsvolle Bezüge setzt. Nach links öffnet sich die Gasse zum Kirchenvorplatz.



zeitgenössischen Architektursprache das System von Tätigkeiten und Denkweisen, welches den Platz- und Strassenanlagen zugrunde liegt, wieder sichtbar zu machen und die Gebäude wieder bewusst an dieses System anzuschliessen (Abb. 176).

Besonders bei einem die ganze Siedlung umfassenden Konzept der Aussenraumgestaltung wird man sich neben der Erhaltung und Wiederherstellung historischer Bodenbeläge auch mit der Gestaltung neuer Untergründe auseinandersetzen müssen. Ullastret zeigt, wie wichtig es ist, dass die Wahl

der zeitgenössischen Beläge ebenso sorgfältig durchdacht wird wie diejenige der historischen Untergründe. Es genügt nicht, in den bestehenden Einheitsbelag eine "historische Bresche" zu schlagen. Vielmehr sollten auch die anschliessenden, neuen Beläge nutzungskonform sein und zumindest gleichwertige ästhetische und strukturierende, "zeichenhafte" Qualitäten aufweisen, wie sie die historischen schon immer besaßen.

- 97 Vgl. dazu MATTLI PETER: Pflasterungskonzept - Fallbeispiel Soazza (wie Anm. 93); zurzeit in Bearbeitung sind Konzepte zur Aussenraumgestaltung in Tschlin und Malans.
- 98 Vgl. dafür und für das folgende: José Luis Mateo (Catálogos de Arquitectura Contemporánea, 10), mit einer Einleitung von Dietmar Steiner, Barcelona [u. a.], 1992, S. 26-31 sowie José Luis Mateo, Map Architects (Katalog der Ausstellung Architekturgalerie Luzern, 27. September - 25. Oktober 1992), Luzern, 1992, S. 14-15.

Abbildungsnachweis

Albertini Fernando e Luca, Grono: Abb. 138

Albertini Luca, Grono: Abb. 131-133, 139

Archäologischer Dienst Graubünden: Titelblatt, Abb. 9, 11, 13, 15, 16, 19-61, 63, 65-67, 69-82, 93

Aus der Au Thomas, Winterthur: Abb. 86

Büro Prof. Sennhauser, Münstair/Zurzach: Abb. 1-8

Denkmalpflege Graubünden: Abb. 17, 18, 68, 85, 87, 88, 90-92, 94, 96-103, 106, 107, 118-124, 134, 135, 140-143, 145-167, 170, 171, 173-175

Engadin Press, Samedan: Abb. 111, 112

Fontana & Fontana AG, Jona: Abb. 109, 110

Foto Studio Pollini, Sondrio: Abb. 83, 84

Führer Reto, Felsberg: Abb. 126, 127, 130

Käthner Thomas, S. Vittore: Abb. 136, 137

Mateo José Luis (Catalogos de arquitectura contemporanea, 10), mit einer Einleitung von Dietmar Steiner, Barcelona [u. a.], 1992, S. 28: Abb. 176

Mayr-Wielath Myrtha: Abb. 64

Pedetti Romano, Rothenbrunnen: Abb. 169

Poeschel Erwin, KdMGR III, Abb. 380: Abb. 105

Poeschel Erwin: Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden. II. Teil: Nördliche Talschaften A (Das Bürgerhaus in der Schweiz, Bd. XIV), hrsg. vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein, Zürich, 1950 (2., durchgesehene Auflage), Tafel 42, Abb. 1, und Tafel 44, Abb. 1: Abb. 125 und Abb. 129

Rätisches Museum, Chur: Abb. 104, 108

Rindlisbacher Franz, Zürich: Abb. 113-117

Rudolf Fontana & Partner AG, Domat/Ems: Abb. 128

Stadtarchiv Chur: Abb. 62, 168, 172

Studer Walter, ETHZ: Abb. 10, 12, 14

Studio d'architettura Gervasi + Wyss, Poschiavo: Abb. 95

Allgemein		Literatur	
ADG	Archäologischer Dienst Graubünden	AiGR	Archäologie in Graubünden, Funde und Befunde, Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden, Chur, 1992
BAB	Bauten ausserhalb der Bauzone	AS	Archäologie der Schweiz
DPG	Kantonale Denkmalpflege Graubünden	ASA	Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde
E	Est (Ost)	BM	Bündner Monatsblatt
EG	Erdgeschoss	CAR	Cahiers d'archéologie romande
ETHZ	Eidgenössische Technische Hochschule Zürich	DRG	Dicziunari rumantsch grischun
HTA	Hochschule für Technik und Architektur, Chur	HA	Helvetia Archaeologica
ICOMOS	International Council on Monuments and Sites	Jb ADG DPG	Jahresberichte Archäologischer Dienst/ Denkmalpflege Graubünden
LK	Landeskarte	JbSGU/JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
M	Mauer	JbSLMZ	Jahresberichte des Schweizerischen Landesmuseums Zürich
N	Nord	JHGG	Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden
OG	Obergeschoss	INSA	Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850-1920
Pos.	Position	KdmGR	Poeschel Erwin: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bände 1-7, Basel, 1937-1948
RM	Rätisches Museum Chur		
S	Süd		
SG	Sondiergraben		
SGUF	Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte		
Stadt AC	Stadtarchiv Chur		
StAGR	Staatsarchiv Graubünden, Chur		
TBA	Tiefbauamt		
UG	Untergeschoss, Keller		
W	West		
ZB ZH	Zentralbibliothek Zürich		

Zeittabelle

-2 Mio.	Kulturstufen	Unterstufen	Wichtige Fundstellen in Graubünden
-10000	Altsteinzeit (Paläolithikum)		
-6000	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	ältere	
-5500		jüngere	Mesocco-Tec Nev
-5000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	frühe	Mesocco-Tec Nev
-4000		mittlere	
-2200		späte	Chur – Areal Ackermann Castaneda – Pian del Remit Tamins – Crestis
-1550	Bronzezeit	frühe	Savognin – Padnal
-1300		mittlere	Lumbrein – Crestaulta St. Moritz – Mauritiusquelle
-800		späte Urnenfelderkultur Laugen-Melaun-Kultur	Chur – Sennhof/Karlihof Scuol – Munt Baselgia
-450	Eisenzeit	ältere Hallstattkultur Tamins	Tamins – Unterm Dorf
-15		jüngere Latènekultur (Kelten) Fritzens-Sanzeno (Räter)	Chur – Areal Ackermann Lenz – Bot da Loz Castaneda – Gräberfeld
400	Römische Epoche		Chur – Welschdörfli Riom – Cadra
800	Frühmittelalter		Chur – St. Stephan Castiel – Carschlingg Müstair – Kloster St. Johann
1200	Hochmittelalter		Waltensburg – Jörgenberg Zillis – St. Martin Mesocco – Castello
1500	Spätmittelalter		Bauern- und Bürgerhäuser
	Neuzeit		Schloss Haldenstein

↑
Jäger, Sammler
↓

Sesshaftigkeit,
Ackerbau, Viehzucht,
Gefässe aus Ton

Bronze

Eisen, Geldwirtschaft,
Fürstensitze